Schriften

Schriften

herausgegeben

vom

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Bonn,
Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig,
Dr. L. Herzfeld in Braunschweig.

Zwölftes Jahr: 1866 — 1867.

Philippson, Jakob Tirado.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1867.

Jakob Tirado.

Geschichtlicher Roman

aus

der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

Ludwig Philippson,

Verfasser von „Sepphoris und Rom", "Saron" ꝛc.

Leipzig,
Oskar Leiner
1867.

Erstes Buch.

Der Ausbruch.

I.

Der „große oder spanische Platz" war und ist der Mittelpunkt des Lebens in der Stadt Brüssel. Von allen Seiten münden auf ihn Straßen und Gassen, so daß der Verkehr derer, welche über den Platz ziehen, selbst in der Stille der Nacht nicht aufhört. Am Fuße der Höhe gelegen, an welcher sich ein Theil der Stadt hinanzieht, bildet dieser schöne Platz die Vereinigung der Ober- und Unterstadt, so daß die Verbindung beider über ihn hinweggeht. Fast die ganze eine Seite des Platzes nimmt das majestätische Rathhaus ein, das mit seinen zahlreichen, den Minarets ähnlichen Thürmchen an die Zeit erinnert, wo die spanische Herrschaft, innerhalb deren Grenzen die Sonne nicht unterging, auch auf diesem Lande lastete. Rings um den Platz ziehen sich dann stattliche Gebäude, welche ehemals den Zünften und Innungen gehörten, nach ihnen noch heute benannt werden, und in bunten Farben, zum Theil in schwerer Vergoldung mit den Wappen und Zeichen, Fahnen und Symbolen jener geschmückt waren. Dem Rathhause gegenüber steht das sogenannte Brodhaus, einst in seine reich verzierten Säle und Gemächer die hohen Gäste des Königs aufnehmend, welche in dem königlichen Palaste keinen Platz fanden, bisweilen selbst mit dem Aufenthalte von Prinzessinnen des königlichen spanischen Hauses beehrt. Aber seit langer Zeit ist es, im Aeußern

wenigstens, der Vernachlässigung anheimgefallen, und bietet mit seinem Portale und seinem Balkone und den zahllosen hohen Fenstern einen düstern Anblick, wie wenn die Hand der Geschichte nur Erinnerungen des Schreckens darauf gezeichnet hätte. Vor ihm erheben sich jetzt auf einem gemeinsamen Piedestal die ehernen Bildsäulen der Grafen Egmont und Hoorn, welche die freie belgische Nation dem Andenken ihrer Märtyrer errichtet hat. In der Zeit, in welche wir uns jetzt zu versetzen haben, war es noch nicht so, denn — die beiden Grafen wandelten noch unter den Lebenden. Aber wie lange noch?

Es war eine dunkle und stürmische Nacht, die zwischen dem vierten und fünften Juni des Jahres 1568. Der große Platz war menschenleer; nur selten und eilig hallte der Fuß eines nächtlichen Wanderers auf dem weiten Raume wieder, der nur geräuschvoller wurde, wenn die spanischen Patrouillen schweigsam, aber mit lautem Waffengeklirr darüber hinzogen, und dies geschah allerdings oft und in ungewöhnlich großer Anzahl. Aber war es jetzt am Tage anders? Die Straßen waren fast immer menschenleer, die Häuser fest verschlossen; die Zufuhren vom Lande gering, die Einkehr von Fremden fast geschwunden. Wer die Straßen zu betreten hatte, beflügelte seinen Schritt; die besten Bekannten eilten an einander vorüber, kaum durch einen verstohlenen Blick sich begrüßend. Es war, wie wenn Jedermann sich scheuete, sich öffentlich sehen zu lassen und die Gewalthaber an sein Dasein zu erinnern. Desto mehr war die Stadt von spanischen Soldaten, von deutschen und wallonischen Veteranen, die im Dienste der spanischen Krone sich erprobt hatten, von Spionen und Geistlichen aus allen Ländern und in allen Trachten angefüllt; aber wo diese sich naheten, flogen alle übrigen Menschen aus einander und wurden die öffentlichen Plätze wie ausgestorben. Dabei griff eine allgemeine, fluchtähn-

liche Auswanderung um sich, und bereits hatten über hunderttausend Bewohner die Grenzen ihres Vaterlandes verlassen, von den schwersten Befürchtungen um die Erhaltung ihres Lebens gejagt und selbst einen Theil ihres Eigenthums, das dem königlichen Schatze verfiel, hinter sich lassend. Denn — der Herzog von Alba war in das Land gekommen, mit einem zahlreichen Heere, ausgewählt aus den tapfersten und wildesten Truppen des Königs, und mit unbedingten Vollmachten versehen. Vor diesem erblich schnell die Gewalt der bisherigen Regentin der Niederlande, Margarethe von Parma, der Schwester des Königs, so daß sie ihre Würde niederlegte, und mit kummervollem Herzen und thränenerfüllten Augen, ungefeiert und einsam das Land verließ, in welchem sie soeben mit ungeheurer Anstrengung Ruhe und Frieden hergestellt hatte. Denn die Niederlande waren seit langer Zeit der Schauplatz großer Unruhen gewesen. In ihnen hatte die Lehre Luther's und Kalvin's viele Anhänger gefunden. Der Norden hing dieser fast ganz an, die südlichen Provinzen zum kleineren Theil. Aber mehr noch hing jeder Niederländer an den alten, verbrieften Rechten und Freiheiten des Landes, der Staaten, der Stände, der Städte. Diese standen tief in das Herz des Niederländers geschrieben, und jeder Angriff auf dieselben war ihm wie ein Angriff auf seine eigene Person. Alle Versuche Karl's V., die Ketzerei zu verhindern und auszurotten, scheiterten, alle seine Dekrete, welche furchtbare Strafen verhängten, blieben erfolglos, alle Anstrengungen, die spanische Inquisition einzuführen, blieben vergeblich — aber sie hatten die eine Wirkung, daß sie die Katholiken nicht minder wie die Abgefallenen erbitterten. Philipp II. trat strenger auf, verletzte die Privilegien des Landes mit noch geringerer Scheu, besonders durch den dauernden Aufenthalt spanischer Heeresabtheilungen in den Niederlanden. Die Geister

dieses Volkes wurden von Grund aus aufgewühlt; die Gegner der römischen Kirche traten immer ungescheuter auf; die Bilderstürmerei verwüstete die Kirchen und Kapellen, und wurde nur mit furchtbarer Strenge niedergeschlagen. Der Bund der Geusen erstand und bedrohte zu Land und zu Meer die Macht des Königs. Aber noch war diese nicht gebrochen. Die Regentin verstand es, die Verbündeten durch List zu trennen, den einen Theil durch den andern niederzuhalten und die Ruhe, wenn auch mühsam, wieder herzustellen. Dies aber genügte dem Könige nicht. Er wollte mehr: furchtbare Ahndung alles Geschehenen, unbedingte Unterwerfung, Vernichtung aller Privilegien und Rechte, Allmacht der Inquisition, Ausrottung der Ketzerei. Dazu sandte er seinen Alba.

Wie die Ankunft einer todesschwangern Seuche, vor deren Hauche die Städte veröden und die Länder in Trauer und Schweigen versinken, so war ein allgemeiner Schrecken dem Herzoge vorangeeilt, hatte die muthigsten Herzen und die tapfersten Fäuste wie gelähmt. Und was man gefürchtet, ging in schreckliche Erfüllung. Die Blutarbeit hatte begonnen, und von den achtzehntausend Köpfen, welche der Herzog von Alba, als er später das Land wieder verließ, dem Henkerbeile übergeben hatte, waren bereits viele gefallen. Einige Tage zuvor erlitten fünfundzwanzig Edelleute, darunter auch der treue Sekretair des Grafen Egmont, Casenbrot von Beckerzeel, den selbst die Folter zu einem Geständniß über die vermeintliche Untreue seines Herrn nicht hatte bringen können, auf dem großen Platze den Tod durch die Hand des Nachrichters. Am vierten Juni zog eine Schaar von dreitausend Spaniern festen Schrittes und düstern Blickes zu dem Thore von Brüssel ein, zu welchem die Straße von Gent führte. In ihrer Mitte fuhren langsam zwei Wagen, zu deren Bedeckung sie dienten. Diese Wagen enthielten die Grafen Egmont

und Hoorn, welche, nachdem sie acht Monate in der Citadelle von Gent den Kerker bewohnt, jetzt in Brüssel ihr Urtheil empfangen sollten. Das Volk wußte nun, daß diese von ihm verehrten Männer, daß sein fast vergötterter Liebling, Lamoral Graf von Egmont, jetzt innerhalb der Mauern der Stadt weilten, und ein dumpfes Gerücht hatte sich schnell verbreitet, daß sie bestimmt seien, bald ihren letzten Gang zu gehen. Aber kein Mund öffnete sich, keine Hand regte sich, Schrecken und Angst hielten Alle gefesselt. Die beiden edlen Gefangenen, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien die Häupter der ganzen niederländischen Nation, waren im Brodhause untergebracht. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft versammelte Alba den Rath der Zwölfe, welchen man den Rath der Unruhen nannte, weil er alle mit Tod und Verderben strafen sollte, die an den vorhergegangenen Unruhen irgendwie betheiligt gewesen; und dieser Bestimmung wußte der furchtbare Gerichtshof getreulich nachzukommen. Dieses Mal erschien der Herzog selbst in seiner Mitte; er forderte ihn nicht zur Abgabe seiner Stimme auf; er ließ keine Procedur von Anklage, Vertheidigung und Aburtheilung zu, sein Sekretair Stranz legte nur zwei versiegelte Schreiben auf den Tisch, erbrach und verlas sie. Sie waren die Todesurtheile der Grafen Egmont und Hoorn, angeklagt und überwiesen der abscheulichen Verschwörung mit dem Prinzen von Oranien und des schlechten Dienstes gegen den König und die heilige Kirche; sie waren von dem Herzoge und dem Sekretaire allein unterzeichnet, und sollten am folgenden Tage vollzogen werden.

So wollte es der Herzog. Er suchte nicht seine Person gegen das Urtheil der Welt und die Wuth des Volkes zu decken. Alles sollte im Lichte des Tages und unter seiner Verantwortlichkeit geschehen. Jedermann sollte wissen, daß, wie er die Häupter mit dem Beile getroffen, er auch

die Glieder nicht verschonen werde, daß er der Mann dazu sei und die Macht dazu habe. Der Schrecken sollte alle Geister zu Feiglingen machen, und dann wollte er diesen benutzen, um die ehernen Fesseln über alle Städte des Landes zu spannen. Wie er die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe, dessen Ritter beide Grafen waren, nicht geachtet, alle die daraus geleiteten Protestationen, daß nur der König und die Ritter dieses Ordens über Mitglieder desselben zu Gericht sitzen dürften, ob seiner unbeschränkten Vollmacht verworfen, die Vertheidigungsschriften dieser beiden Edlen unberücksichtigt gelassen: so konnten die Stände und Städte des Landes wissen, daß er alle ihre verbrieften Rechte wie Spinnengewebe zerreißen, keine Vertheidigung, keine Rechtfertigung anhören, sondern Jeden treffen werde, der nicht unbedingt sich dem Könige, der katholischen Kirche und der heiligen Inquisition ergeben bewährt habe.

Die Nacht war dunkel und stürmisch. Nach der schwülen Hitze des Tages hatte sich gegen Abend ein schweres Gewitter über der Stadt entladen. Auf den Flügeln eines Sturmwindes waren die elektrischen Wolken von dannen geflogen. Aber rauh und wild bewegte jener noch immer seine Schwingen, schüttete von Zeit zu Zeit einen Platzregen auf die Erde nieder und heulte und tobte um die Mauern und durch die Straßen der Stadt.

Auf der Ostseite des Brodhauses im zweiten Stock befand sich ein weitläufiger Saal, der damals noch die Spuren großer Pracht und reicher Ausschmückung zeigte. Der Plafond war von der Hand berühmter Meister mit Bildern aus der heiligen Schrift trefflich geziert und die Wände mit glänzenden Tapeten bekleidet; vergoldete Einfassungen mit Verschwendung angebracht, Thüren, Getäfel und Fenstergesimse von kostbarem Holze. Damit kontrastirte aber die ärmliche Ausstattung, die man gegenwär-

tig in dem Saale gewahrte. Ein einfacher Tisch und einige Sessel waren Alles, und im Hintergrunde stand ein niederes Ruhebett ohne Vorhänge. In der Mitte des Saales hing eine düster brennende Ampel von der Decke herab, die nur ein geringes Licht über einen Theil des großen Raumes verbreitete. Auf dem Ruhebette lag ein Mann ausgestreckt, der sanft zu schlafen schien, mit einem schweren Reitermantel zugedeckt.

Jetzt öffnete sich leise die Mittelthüre des Saales und herein schritt ein hoher, ehrwürdiger Greis, mit den Gewändern eines katholischen Bischofs bekleidet, und gefolgt von zwei Geistlichen niederen Ranges. Diese letzteren blieben am Eingange stehen, so daß sie kaum von dem dort herrschenden Dunkel zu unterscheiden waren. Der Bischof aber, nachdem seine Augen einen kurzen Moment sich in dem leeren Saale, dessen Glanz nur um so greller abstach, umhergeblickt, schritt langsam in den Saal hinein, und zu dem Ruhelager des schlummernden Mannes hin. Er stand still an demselben; doch seine Schritte hatten dessen Schlaf nicht gestört. Eine Zeit lang betrachtete er das Antlitz des Schläfers, das dem spärlichen Lichte der Ampel zugewendet war. Es schien ruhig, fast heiter, und das schöne männliche Gesicht, etwas dunkel gefärbt, mit der fein geschnittenen Nase, den etwas starken Lippen, von blondem Lockenhaar und prächtigem Barte umrahmt, verrieth, daß nur angenehme Bilder an der bewußtlosen Seele vorüberzogen. Der Bischof seufzte tief auf, seine Augen füllten sich mit Thränen, die über seine gerötheten Wangen in den Silberbart rollten, der ihm fast bis auf den Gürtel reichte; in seiner linken Hand hielt er ein Pergament, aber dieses Pergament zitterte heftig, weil die Hand zitterte, die es fast krampfhaft umschlossen hielt. Ein Schauer schien über die hohe Gestalt des Greises hinwegzuziehen, dann aber faßte sich dieser und mit den leise

gemurmelten Worten: „Es muß sein, Gott will es so“ — ergriff er mit der Rechten den über den Reitermantel ausgestreckten Arm des Schläfers und schüttelte ihn. Alsbald schlug der Mann die Augen auf, die lichtbraunen Augen, die so viel Gutmüthigkeit, so viel Muth und Schwäche zugleich ausdrückten, und starrte den an, der ihn so plötzlich aus dem Reiche der Träume auf den rauhen Boden der Wirklichkeit versetzt hatte. Seine Geister sammelten sich, und er erkannte, wer vor ihm stünde. Schnell schlug er den Mantel zurück, erhob sich und stellte seine Füße auf den Boden.

„Um Gott!“ rief er mit heller, klingender Stimme, in welcher aber Staunen und Besorgniß sich fühlbar machten, „bischöfliche Gnaden von Ypern, was führt Euch an das Lager eines armen Gefangenen und mitten in der Nacht?“

„Steht auf, Graf Egmont,“ erwiderte der Greis mit leisem, wehmüthigem Tone, „ich habe eine Botschaft, eine traurige, und eine Aufgabe, eine schwere, bei Euch.“

Der Graf erbleichte, warf aber schnell ein Nachtkleid von rothem Damast über, und trat in die Mitte des Saales vor den Bischof, der ihm dahin vorangegangen war. Es war eine edle Gestalt, die jetzt unter dem Schimmer der Lampe sichtbar ward, die sich in ebenso feinem Ebenmaß wie kräftigem Bau erhob, und Adel und Würde mit leichter Gefälligkeit ausprägte. Er stand jetzt erwartend vor dem Greise, und sprach: „Was habe ich aus den Händen Eurer Eminenz zu empfangen?“

„Das Schwerste, mein Sohn, was der Sterbliche aus den Händen eines Menschensohns, selbst des Priesters, entgegennehmen kann.“ Er erhob zögernd das Pergament und fügte mit trauervoller Stimme hinzu: „Dies ist Dein Urtheil, mein Sohn, das Deinem Leben ein schnelleres Ende bestimmt, als das göttliche Verhängniß auf natürlichem Wege Dir gesetzt zu haben schien.“

Der Graf fuhr einige Schritte zurück, Todesblässe legte sich auf sein Gesicht und fast stammelnd rief er aus: „Wie, soll dies den Tod bedeuten? Ist dieses Urtheil — nein! Das kann ich nicht glauben! . . . .“

„Und es ist doch so, Graf, fuhr der Bischof fort. Ich habe es Euch zu verkündigen, so schwer es mir auch wird; fasset Euch, ergebet Euch in den Willen Dessen, von Dem wir Alles empfangen, Leben und Tod!“ Und er entfaltete das verhängnißvolle Blatt, und las es dem entsetzten Grafen vor. Als er geendet, faßte dieser rasch nach dem Pergament, und seine rollenden Augen fuhren über den Inhalt hinweg, als ob er hieraus erst die Gewißheil des unerwarteten Schlages ziehen wolle. Dann gab er das Blatt dem Prälaten zurück, richtete sich hoch auf, und sprach: „Das ist fürwahr ein hartes Urtheil! So schwer glaube ich nicht an dem Könige gefehlt zu haben. Niemals hat in meiner Seele selbst nur ein Gedanke gelebt, der eine solche Folge verdient gehabt. Doch gefällt es also Gott und dem Könige, so will ich gefaßt und ruhig sterben.“

Und dennoch bestürmte er den Priester mit Fragen, beschwor ihn bei seinem heiligen Amte, ihm die Wahrheit zu sagen, ob dies nicht Alles geschehe, um ihn die Schrecken und Aengste einer solchen Strafe fühlen zu lassen, ob ihm nicht zuletzt doch noch die Gnade des Königs werden könnte, auf die er durch frühere Dienste gerechten Anspruch zu haben glaube. Der Greis beantwortete diese Frage nur mit Seufzern und einem beredten Schütteln des Hauptes, und fügte mild mahnend hinzu: „Wolle die wenigen Stunden, mein Sohn, die Dir auf Erden noch gegönnt sind, wohl benutzen, bereite Dich vor, diesen irdischen Aufenthalt zu verlassen und durch die Gnade Deines Erlösers mit Deinem Gotte Dich zu versöhnen!“

Der Held von St. Quentin und Gravelingen, der dem Tode in so vielen Schlachten muthig in's Auge geschaut, fand sich wieder, und mit Ruhe und Ergebung vollzog er die heiligen Gebräuche seiner Kirche, beichtete dem Priester, empfing die Absolution und betete andächtig unter dem Beistande des greisen Bischofs. Treten wir in das Dunkel des Saales zurück, und belauschen wir nicht dieses letzte Zwiegespräch einer edlen Seele mit ihrem Gotte durch den Mund des Priesters ihrer Kirche. Auf den Knieen empfing der Graf den Segen und das Versprechen des Bischofs, auf dem letzten Gange ihm zur Seite zu sein. Dann verließ dieser den Saal und ihm folgte der eine der Priester, welche ihn hierher begleitet hatten. Graf Egmont kehrte wankenden Schrittes zu dem Ruhebette zurück, setzte sich darauf nieder und stützte das Haupt in seine beiden Hände. So verharrte er eine lange Zeit. Tiefe Stille herrschte ringsum; nur leise tönte dann und wann der klirrende Schritt eines Wachtpostens aus der Ferne her, und das Brausen des Windes, der an den Fenstern hinrauschte.

Da trat aus dem Dunkel im fernen Theile des Saales der zweite Priester heraus, der dort unbeweglich geweilt, und nun seinen Schritt geradezu auf den Grafen hinlenkte. So tief war dieser in das wogende Meer seiner Gedanken und Gefühle versunken, daß er den Nahenden nicht bemerkte, bis der Schatten des Mannes, der zwischen ihn und das Licht der Ampel getreten, über ihn fiel, und ihm das Auge verdunkelte. Mechanisch richtete Egmont den Kopf auf und starrte die Erscheinung an, die fremdartig und unklar vor ihm stand. Es war ein Franziskanermönch, die Kapuze des braunen Ordenskleides über das Haupt gezogen.

„Graf Egmont,“ redete die Gestalt mit dumpfem, aber klarem Tone ihn an, „ich komme in dieser schweren Stunde, Euch Leben und Freiheit anzubieten.“

Der Graf fuhr wie von einem Blitze getroffen in die Höhe; mit schnellen Schritten trat er um den Mönch herum und nöthigte ihn so, sich dem Lichte der Ampel zuzuwenden. Dieser weigerte sich dessen auch nicht, sondern zog sofort die Kapuze herunter und ließ den Grafen die Züge seines Gesichtes schauen. Der Graf erblickte einen großen, schönen, noch jugendlichen Kopf, von dichten schwarzen Locken umgeben, so daß nur schwach auf dem Wirbel die Tonsur angedeutet war; bleich war die Stirn, bleich das Gesicht, das jedoch in seinen ehernen Zügen eine Entschlossenheit, eine Kraft und Energie zeigte, die von der schwärmerischen Gluth, die aus den dunklen Augen strömte, nur um so mehr gehoben wurden. Hier war Alles unerschütterlicher Gedanke, unveränderlicher Wille, unermüdliche Thatkraft, wie das Schicksal selbst. Der scharfe Blick des Grafen, der große Menschenkenntniß besaß, obwohl er sie wenig zu benutzen verstand, erkannte alsbald einen seltenen Menschen in dem Mönch, der aus furchtbaren Erlebnissen und Kämpfen eine Felsenfestigkeit der Ueberzeugung, der Absichten, des Zieles gewonnen und gestählt habe.

Nachdem er so mit dem Unbekannten Blicke gewechselt, rief er aus: „Leben, Freiheit — aus der Hand eines Mönchs, wenn Philipp und Alba in der ihrigen den Tod mir entgegenhalten? . . . Wer bist Du? Wer sendet Dich, oder kommst Du von selbsten?“

Der Franziskaner antwortete ruhig und fest: „Wie ich Euch sage: Leben und Freiheit noch in dieser Nacht — aber unter Einer Bedingung — daß Ihr zuvor bei dem Leben Eurer Gattin und Eurer Kinder schwöret, von diesem Augenblicke an der unerbittliche Feind des Königs Philipp von Spanien, der tapfere Kämpfer für die Unabhängigkeit des niederländischen Volkes und gegen jenes höllische Tribunal zu sein, das sich die heilige Inquisition

nennt, und jetzt auch über dieses Land alle seine Schrecken loslassen soll. Ein Graf von Egmont hält seinen Schwur, und mit dem letzten Laute desselben führe ich Euch den Weg zu Leben und Freiheit."

Graf Egmont war bestürzt und trat einige Schritte zurück. Wie wenn ein schwerer Kampf in seiner Brust sich erhöbe, legte er die geballte Rechte auf sein Herz und starrte schweigend auf den Mönch hin.

„Graf," hob dieser von Neuem an, „täuscht Euch nicht. Der Kampf hat begonnen, Ludwig von Nassau hat den Grafen von Arenberg bei dem Kloster Heiligerlee geschlagen und belagert Gröningen; der Prinz von Oranien ist mit einem Heere an die Grenze gerückt. Dieser sendet mich an Euch und erinnert Euch an die letzten Worte in der Fensternische zu Villebroeck. Was er Euch damals vorausgesagt, ist in schreckliche Erfüllung gegangen. Höret wenigstens am Fuße des Schaffots auf den Ruf Eures edlen Freundes. Der Bruch ist vollkommen. Philipp und die Inquisition auf der einen, die Rechte und die Freiheit der Niederlande auf der andern Seite. Tretet herüber, wohin die Geburt und die Vorsehung selbst Euch gestellt, tretet an die Spitze des Volkes, das Euch liebt und nach einem Führer verlangt und — Ihr werdet frei sein."

Mit steigender Spannung hatte der Graf diesen Worten des Mönchs gelauscht. Wie ein Feuerschein fuhr es über sein Antlitz, als er von dem Siege des Nassauers, von dem Heranrücken des Oraniers vernahm, aber schnell verlosch die Flamme, und seine Hand bewegte sich wie abwehrend, als ihm mit so festen Zügen die Gestalt der nächsten Zukunft vorgezeichnet ward. Dann rief er aus: „Und wer bist Du, der im Gewande der Kirche zu mir tritt, um mich zum Kriege gegen die Kirche aufzufordern?"

Der Mund des Mönches verzog sich zu einem ironischen Lächeln, als er erwiderte: „Nicht gegen die Kirche,

sondern nur gegen jene Ausgeburt der beiden höllischen Geister, Fanatismus und Tyrannei genannt, gegen die Inquisition soll der Kampf entbrennen. Ihr fragt mich, wer ich bin? Ihr seht es, ein einfacher Franziskanermönch, Fray Diego de la Ascension, ein Castilianer; aber seht, hätten das Mißgeschick, der Schmerz und das Elend die Kraft, das Haar des Menschen grau zu färben, so würden längst diese schwarzen Locken wie Silber erglänzen, und all' diesen Jammer hat allein jenes geheimnißvolle Tribunal über mich gebracht; Alles, was ich liebte, hat dieses gemordet, Alles, was ich besaß, hat dieses geraubt . . ." Und mit immer steigender Stimme, und mit dem Fuße auf den Boden stampfend, fuhr er fort: „Darüber gingen mir die Augen auf, darum bin ich der Feind der Inquisition geworden, und so lange Ein Tropfen Blutes in diesen Adern rollt, bin ich bereit, ihn im Kampfe gegen diese Geißel der Menschheit zu vergießen! Mögen ihre Kerker, ihre Foltern, ihre tausendfachen Tode meiner harren — ich fürchte sie nicht, wenn nur mein letzter Seufzer mit der Befriedigung ausgehaucht wird, daß die Hand der Zerstörung an ihr schattenumhülltes Gebäude gelegt worden, daß das Menschengeschlecht frei wieder aufathmen könne! . . . Wohl, mein Vaterland ist verloren, jene blühende Halbinsel mit dem edlen, stolzen Volke ist von ihren giftigen Ranken bedeckt, und seine beste Kraft, und all' die Fruchtbarkeit des Bodens wird von ihr ausgesogen. Dort aber muß auch die Grenze ihrer Macht sein; diese Niederlande, diese dem Meere abgerungenen Gauen müssen das Schlachtfeld werden, wo sie den Todesstoß empfängt, von wo die Freiheit ihren Siegeszug über alle Lande und Meere hält . . . Und hat sich nun König Philipp mit der Inquisition untrennbar vereinigt, so gilt der Kampf auch ihm, so muß auch seine Krone fallen."

Der Mönch schwieg, und Graf Egmont war in langes Sinnen versunken. „Ihr seid kühn, Mönch,“ begann er, „Ihr seid verwegen, Ihr vermesset Euch viel. Aber noch eine Frage: wie vermöget Ihr denn mich zu befreien?“

Der Mönch schien diese Frage erwartet zu haben; er trat näher an Egmont und sprach in leiserem Tone: „Ihr fordert viel Vertrauen, Graf, mehr als Ihr geben zu wollen scheint; aber Ihr verdient es auch. Ich könnte Euch antworten: Erst kündigt mir Euren Entschluß an — aber es sei so. Nun, Herr, es giebt zwei Dinge, die sich den Weg in alle Geheimnisse, die Thüre zu allen Räumen, den Pfad zu allen Zielen zu öffnen vermögen — eine feste Ueberzeugung im Herzen, denn diese zieht unwiderstehlich die Herzen an, und Gold in der freigebigen Hand, denn dieses erkauft sich überall Hände. Beides besitze ich. Wenn Ihr den Pakt mit mir geschlossen, gebe ich Euch dieses Gewand, und in dasselbe gehüllt, werdet Ihr nach meiner Weisung nach einer Hinterpforte schreiten, die ein spanischer Soldat Euch öffnen wird. Tretet Ihr heraus, ergreift Euch der Arm eines Mannes, der Euch sicher über Wall und Graben geleitet an einen Ort, wo ein edles Roß Eurer harret. Habt Ihr dessen Rücken bestiegen, dann weiß ich, ist Graf Egmont frei, und der beste Reiter seiner Zeit wird in wenigen Stunden das Lager seines Freundes erreichen, der ihn mit freudetrunkenem Herzen empfängt. Und nun der Worte genug, Graf, denn was aus mir wird, kann Euch wenig berühren, meine Vorkehrungen sind getroffen. Darum schnell, Graf, einen Entschluß!“

Das glühende Auge des Franziskaners hing jetzt am Grafen Egmont. Die Dunkelheit im Saale vermochte nicht, ihn an der scharfen Beobachtung dessen, was im Antlitz Egmont's sich ausdrückte, zu hindern, so durchdringend waren die Blicke, die er auf ihn schoß. Da mußte er alsbald gewahren, daß selbst sein leidenschaftliches Wort

hier nicht gezündet. Vielmehr bemächtigte sich des Grafen eine immer größere Unruhe; er begann einige Schritte hin- und herzuwandeln, er kreuzte die Arme über die Brust; sein sinnendes Haupt sank hernieder; es trat eine lange Pause ein. Desto ruhiger und gefaßter wurde der Mönch; unbeweglich stand er da, sein Auge wandte sich von dem Grafen, als ob er keinen Antheil mehr an ihm hätte, und sank wie in sich selbst zurück. Da erhob endlich der Graf den Kopf, trat zu dem Mönch, streckte den Arm gegen ihn aus und sprach: „Mönch, wer Du auch seiest, und was Du auch vorhabest, Du bist ein Versucher, der die Gefahr, die mich bedroht, benutzen will, mich zu verlocken. Ha! Ihr haltet den Grafen Egmont für leichtsinnig, wankelmüthig, für einen gutmüthigen, schwachen Charakter — aber fürwahr, er ist es nicht. In den kleinlichen Dingen der Welt mag er es gewesen sein, aber in dem Gedanken seines ganzen Lebens hat er sich stets fest, treu, streng in Wort und That erwiesen! Ich habe dem Könige den Eid der Treue geschworen, und den will ich niemals brechen. Alles für die Rechte meines Volkes, aber Nichts gegen die Macht des Königs. Unglückselige Verblendung hüben und drüben! Aber ich kann sie nicht ändern, und nicht dem Einen zum Verderben des Andern dienen. Und dieser Kampf, wird er nicht noch größeres Unheil über diese blühenden Lande bringen, ihre Städte zerstören, ihre Bewohner vernichten, ihre Güter verzehren, mehr noch als Unterwerfung bis zu einer bessern Zeit! . . . Dieses Volk, ich habe es kennen gelernt — es ist groß und stark in der Stunde der Gefahr, aber schwach und kleinlich am Tage des Sieges; es vermag keinen Erfolg festzuhalten; seine Hand zittert, wenn es den Pfennig hergeben soll, um die Waffe zu erkaufen, die es vor dem Todfeinde schützen soll. Oranien wird Nichts vermögen, weil ihm die Krämer stets die Mittel zur rechten Zeit verweigern werden . . .

Und ich? Wenn ich nun selbst meinen Eid bräche, einen neuen Schwur leistete, aus diesem Gefängnisse hinausschritte — was würde mein Loos sein? — Meine Güter konfiscirt, meine Besitzthümer eingezogen, sammt Gattin und Kindern irrende Bettler, die ohne Ehre und Achtung an den Höfen umherpilgern . . . Nein, nein, ich habe die Sicherheit meiner Begnadigung in der Hand; Kaiser Maximilian selbst hat meiner Gemahlin geschrieben, daß er vom Könige die Zusicherung habe, mir solle Nichts geschehen, und der letzte Schritt wäre für mich der erste zu neuem Leben und neuer Ehre; ich solle ausharren in der Prüfung, die meine Treue bewähren soll . . . Und wer verbürgt mir denn nun, daß Ihr, Mönch, den ich heute zum ersten Male erblicke, nicht selbst eine Kreatur dieser Inquisition, ein Söldling meines Feindes Alba seid, der mich zu einem falschen Schritte verleiten soll, um mir die Gnade des Königs zu entziehen, um nun erst das Recht zu haben, das Urtheil zu vollstrecken? . . . Gehet, gehet, ich harre aus, ich lasse mich nicht täuschen, die Treue siegt . . ."

Der Mönch hatte unbeweglich dieser Rede und ihrem wechselnden Affekte zugehört. Nicht die geringste Erschütterung ließ sich an ihm gewahren, und mit kalter Stimme erwiderte er: „Ich will Euch nicht überreden, Herr Graf. Zweifelt Ihr an mir, so könnte ich Euch durch die Mittheilung von Worten überzeugen, die nur Euch und dem Prinzen von Oranien bewußt sein können, daß ich von dem Letzteren an Euch gesandt worden bin. Oder glaubet Ihr, daß man Wilhelm den Schweigsamen eher zu täuschen vermöge als Euch? Aber daran liegt Nichts. Ihr habet dem Prinzen von Oranien nicht vertrauet, wie solltet Ihr es mir? Ihr glaubet, Eurem Volke abstehen und dem Tyrannen den Eid der Treue halten zu müssen — dagegen läßt sich Nichts thun. Aber horcht . . ." Mitten durch das Brausen des Windes und die Worte, welche die Beiden

mit einander wechselten, vernahm man von Zeit zu Zeit dumpfe Axtschläge, die von dem Markte herüberdrangen. „Hört Ihr?“ hob der Mönch wieder an, „wißt Ihr, was diese Schläge zu bedeuten haben? Prinz von Gaure, das schwarze Gerüste wird zusammengeschlagen, von welchem Euer warmes Herzblut herniederträufeln soll . . . . Höret mein letztes Wort: die Lippen König Philipp's kennen das Wort Gnade nicht, sie haben es nie gesprochen, sie werden es nie sprechen. Schon einmal log man Euch in Madrid, und Ihr trauet immer der Lüge wieder. Machet Eure Gattin nicht zur Wittwe, Eure Kinder nicht zu Waisen!“

Auch der Graf hatte die dumpfen Töne vom Markte her vernommen, auch er sie verstanden. Er schauderte zusammen, seine Glieder erzitterten, seine Wangen erbleichten, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Aber bald faßte er sich wieder, ein wehmüthiges Lächeln spielte um seinen schönen Mund, und er schüttelte das Haupt wie verneinend und abwehrend vor dem Mönche. Dieser faßte sein Gewand mit der Rechten zusammen und sprach: „So gehe ich. Ich habe meinen Theil gethan. Es liegt weniger in meinem Interesse, daß Ihr mir folget, als daß Ihr bleibet. Niemals würde Euer Leben selbst an der Spitze des Volkes so viel gelten, wie Euer Tod unter dem Beile des Henkers, denn mächtig und siegreich wird die Saat aufsprießen, die Euer Blut befruchtet hat.“

Einige Augenblicke später war er verschwunden im Dunkel des Saales, mit unhörbaren Schritten schlüpfte er durch die Pforte. Der Graf sank auf sein Ruhelager zurück. Einige Zeit darauf trat ein Diener in den Saal, und er forderte Schreibegeräthe, um einen Brief an den König zu richten zur Versicherung seiner Ergebenheit und um Erhaltung seiner Güter für seine Gattin und Kinder zu erflehen. Die Hoffnung der Begnadigung verließ ihn

selbst auf dem Schaffotte nicht. Auf dem Gange zu diesem, ja als er dasselbe schon bestiegen hatte, schweiften seine Blicke rings über die Kriegermasse, die das Blutgerüst umgab, und über die unabsehbare Menge des Volkes, die den Platz und die angrenzenden Straßen ausfüllte, ob er nicht das Nahen des Gnadenboten erschaue. Dieser kam nicht. Noch als er das letzte Sakrament empfangen, wandte er sich an den Feldhauptmann Don Julian Romero, der mit dem Bischofe von Ypern ihn begleitet hatte, mit der Frage: Ob denn wirklich keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei? Und dieser schüttelte verneinend das Haupt. Da preßte der Graf die Zähne zusammen, ballte die Faust, zog die Mütze über die Augen und legte das Haupt auf den Block.

II.

In der seeländischen Stadt Middelburg, in dem wohlausgeschmückten Gemache eines stattlichen Hauses saß vor einem Tische, auf welchem ein silberner Armleuchter mit mehreren Kerzen brannte, ein Mann, dessen Alter noch nicht dreißig Jahre überschritten hatte. Er schien in tiefes Sinnen versunken zu sein, denn er hielt den Kopf in die Rechte gestützt und seine kräftig ausgeprägte Gestalt bewegte sich nicht. Obgleich seine Kleidung in Schnitt und Form der damaligen Tracht eines höheren Dieners im Hause glich, so zeichnete sie sich doch durch die völlig dunkle Farbe aus, welche nicht gerade dem Geschmacke weder der Herrschaft noch der Dienerschaft zu entsprechen pflegte, die sich vielmehr in recht hellen und glänzenden Farben gefielen. So starr und unbeweglich diese Gestalt mit den bleichen Zügen dasaß, so verrieth doch schon diese Stellung, daß es in der Seele dieses Mannes nicht so ruhig war, daß schwere und trübe Gedanken sie gefesselt halten mußten und daß ihr Sinnen weit ab von dem Raume schweifte, in welchem der Körper weilte, der ihre Hülle umgab. Es giebt Menschen, deren Geschick sich stets innerhalb der schroffesten Gegensätze, der entschiedensten Widersprüche hin- und herbewegt. Das Schicksal legt ihnen die schwersten Opfer auf, indem sie das eine Ziel nur erreichen können, wenn sie ein anderes hintenansetzen, das ihnen nicht minder theuer, das zwar weniger ihrer Pflicht und dem Berufe, dem sie

sich hingegeben, aber desto mehr der Neigung ihres Herzens, der Gluth ihrer Empfindungen entspricht. Dies war es, was den Geist dieses Mannes eben bewegte. „Wie!“ rief es in ihm aus, „ich selbst muß Hand anlegen, alle Hoffnungen des süßesten Glückes für mich zu zerstören und die kleine Pforte auf immer zu vermauern, durch welche ich in das Paradies des Glückes und der Befriedigung dereinst noch einziehen könnte! Ich selbst muß den Weg ebnen, auf welchem ein vom Glück begünstigter Nebenbuhler zu dem Besitze gelangen wird, der mein ganzes Lebensglück ausmachen würde! . . . O Maria Nunes, dir soll ich zweimal entsagen, da ich die Schritte des Mannes fördern soll, den man dir bestimmt hat! . . . Und doch muß ich es, wenn ich nicht dem ungetreu werden will, was mir zur Aufgabe meines Daseins geworden, von dem abfallen, wonach all mein Streben, alle meine Anstrengung, all mein Denken und Schaffen gerichtet ist . . .“

Solche Gedanken und Empfindungen helfen zu Nichts. In jeder Collision, in jedem Zusammenstoß, in jeglicher Verwirrung der Pflichten und Gefühle weiß der kräftige Geist doch sofort, was er unabweislich zu thun habe, und so war es auch kein Schwanken, das diesen Mann beunruhigt und gequält hätte, sondern nur das volle Bewußtsein seiner Lage und die erklärliche Trauer, daß diese so und nicht anders sei. Eben hatte er auch diese Gedankenreihe zu Ende gedacht, als ein plötzliches Geräusch ihn aus seinem Brüten weckte, die Thüre des Gemachs wurde schnell von einem Diener aufgerissen, und herein trat der prächtig, halb orientalisch, halb spanisch gekleidete Herr dieses Hauses, wenigstens gegenwärtig Besitzer desselben. Unser Mann in der dunklen Kleidung war schnell von seinem Sitze aufgesprungen, einige Schritte vom Tische zurückgetreten und machte dem Eintretenden eine tiefe Verbeugung. Diesem schien die Gegenwart des Mannes uner-

wartet; er blieb einige Augenblicke auf der Schwelle des Gemaches stehen und blickte jenen wie verwundert an.

„Ihr hier, Jakob?“ rief er ihm lebhaft zu.

Der Angeredete verbeugte sich abermals und sprach bescheiden, aber mit einigem Nachdruck, als ob er seinen Herrn an etwas Besonderes erinnern wollte: „Ja, Don Samuel, vor einigen Stunden bin ich nach Beendigung des Auftrages zurückgekehrt, den zu ertheilen Ihr mich beehrt habt.“

Don Samuel mußte seinen Diener verstanden haben, denn er trat nunmehr mit Leichtigkeit in das Zimmer ein, nickte dem Jakob wie beifällig zu, und befahl den andern Dienern, ihm das Abendessen zu bringen.

Don Samuel Pallache war ein schöner Mann, was man so zu nennen pflegt; von schlanker, männlicher Gestalt, mit sehr ebenmäßigem Gesichte, hübschen Augen und schönem Haar, und er wandte auf seine Toilette Aufmerksamkeit genug, um alles dies recht augenfällig hervortreten zu lassen. Wenn aber auch Augen und Mund bei ihm eine gewisse Schlauheit und Verständigkeit verriethen, so war doch der Ausdruck seines Gesichtes nicht ohne das Gepräge der Beschränktheit, und die beginnende Korpulenz und die Schlaffheit seiner Gesichtszüge bezeugten die Schwäche und Unentschiedenheit seines Charakters. Er machte es sich jetzt bequem, und rasch hatten ihm die Diener ein leckeres Mahl vorgesetzt, dem er auch wacker zusprach. Hierbei machte sich Jakob auch mit allerhand Dienstleistungen zu schaffen, und beantwortete unbedeutende Fragen, die Don Samuel von Zeit zu Zeit an ihn richtete. Als das Mahl zu Ende war, Don Samuel sich seinen Becher noch einmal mit feurigem spanischen Sekte hatte füllen lassen und sich nun behaglich in seinem Sessel zurücklehnte, entfernten sich die Diener und nur Jakob erhielt einen Wink, noch länger zu verweilen.

„Nun, Jakob, laßt Euch neben mir nieder, füllet auch Euch einen Becher, und wir wollen uns gemüthlich über unsere Angelegenheiten besprechen. Ihr seid lange ausgeblieben, seitdem wir uns nach unserer Ankunft in Amsterdam getrennt, und ich fürchtete fast schon, daß Ihr in diesem unruhigen, von Parteien zerrissenen Lande verloren gegangen wäret.“

„Ich konnte, ohne Euch und mich zu gefährden,“ antwortete der Andere, „keine Nachricht von mir geben; wohl aber empfing ich von Zeit zu Zeit die verabredeten Mittheilungen von Euch, und es war mir leicht, Euch in Middelburg aufzufinden, noch dazu, da man überall, wo Don Samuel Pallache erscheint, viel von ihm redet, und sein Aufenthaltsort Allen bekannt ist.“

Dem Herrn schien dieses zweideutige Compliment sehr angenehm, und er lächelte anmuthig. „Aber vor Allem,“ erwiderte er, „seid Ihr glücklich gewesen, bringt Ihr gute Nachrichten mit?“

„Die letzteren, wie Ihr sie nehmen möget; aber das Erstere kann ich bejahen.“

„Sprecht nicht in Räthseln, Freund Jakob, Ihr wißt, so Etwas mag ich nicht leiden.“

„Nun, Herr, ich habe mich im Lande wacker umgesehen, bin in Brüssel und Antwerpen, in Lüttich und Mecheln, in Zütphen und Arnheim gewesen, und habe erkannt, daß wenig Boden für unsern Zweck sich vorfindet. Die Blutherrschaft Alba's weckt überall Grimm und Durst nach Rache, aber ebenso viel Furcht und Unterwürfigkeit. Da ist also nicht zu hoffen, daß die armen Marranen (Neu-Christen) eine Zufluchtsstätte finden mögen, wo sie endlich einmal den Durst ihrer Seele befriedigen und den Gott ihrer Väter wieder bekennen mögen. Sie würden von dem Regen in die Traufe kommen. Ihr wisset, wo Alba herrscht, spricht die Inquisition ihr Urtheil über Leben

und Tod. Doch glaube ich, daß hier im Norden, in Holland und Seeland, sich eher ein Plätzchen finden wird, wo diese oder jene Familie, wenn auch Anfangs in geringer Zahl, sich ungefährdet einführen könnte. Aber dies müßt Ihr besser wissen. Abgesehen hiervon, war ich glücklich in meinem Vorhaben, denn ich bringe Euch ein Schreiben des Prinzen von Oranien an den Bürgermeister und Rath von Middelburg, das freilich nicht ohne Mühe erlangt und nicht ohne große Gefahr hierher gebracht werden konnte."

Bei diesen Worten nestelte er sein dunkles Wamms auf, und zog aus einer innern Tasche ein versiegeltes Schreiben heraus, nach welchem Don Samuel hastig und freudig griff. Er beschaute es mit großer Neugierde von allen Seiten, las wiederholt die weitläufige Titulatur der Aufschrift und betrachtete das wohlerhaltene Insiegel mit dem oranischen Wappen.

„Ei, das ist schön, das ist herrlich," rief er wiederholt aus, „Ihr seid ein tüchtiger Mensch, Jakob. Nun werden die guten Herren von Middelburg wohl ihr letztes Bedenken schwinden lassen. Kennt Ihr den Inhalt? Habt Ihr das Schreiben gelesen?"

„Im Entwurfe, ja. Der Sekretär des Herzogs ließ mich ihn lesen. Der Prinz empfiehlt mit einfachen, aber warmen Worten Euer Anliegen, spricht es aus, daß er für die Stadt einen großen Erfolg in Handel und Verkehr davon erwartet, und daß es ihm daher angenehm sein würde, von dessen Erfüllung zu hören."

„Gut, gut," und die Augen Don Samuels funkelten vor Befriedigung, seine schlaffen Wangen rötheten sich, woran freilich der reichlich genossene Xeres seinen Theil haben mochte, und er rieb sich vor Vergnügen die Hände,

„Indeß, Herr," fuhr Jakob dazwischen, „möchte ich Euch doch rathen, das Schreiben nur ganz ins Geheim

dem Bürgermeister zu übergeben, der es seinen Räthen schon mittheilen wird; denn es möchte sich wohl zu dieser Zeit Niemand auf einem öffentlichen Verkehr mit dem Prinzen von Oranien ertappen lassen wollen. Ueberreichet Ihr es daher öffentlich, so könntet Ihr von allen Seiten große Widerwärtigkeiten erfahren."

Don Samuel erschrak. „Ei, ja wohl, das versteht sich," rief er zögernd und plötzlich sprang er auf, eilte zu einem in der Tapetenwand verborgenen Schranke, öffnete ihn und legte das Schreiben in ein geheimes Schubfach. Als er zu seinem Sessel zurückgekehrt, fragte er den Anderen mit etwas leiserer Stimme: „Was ist denn der Prinz für ein Mann?"

Diese Frage schien den Mann im dunklen Wamms lebhaft anzuregen; seine Gestalt belebte sich, sein Kopf erhob sich, seine dunklen Augen sprühten Feuer. Wie er sprach, begeisterte er sich, und schien zu vergessen, zu wem er eigentlich redete.

„Prinz Wilhelm von Oranien," sprach er mit gehobener Stimme, „ist ein selten großer Mann, ein Geist, erhaben über alle Vorurtheile, geläutert von aller Engherzigkeit, dessen Blick über die Jahrhunderte schweift und das Werk der arbeitenden Menschheit versteht und übersieht. Er will, daß Jedermann denke und glaube, wie er wolle, nur daß er das Rechte thue; daß Jedermann weile und wohne, wo es ihm beliebe, nur daß er ein nützlicher Bürger sei; daß Jedermann treibe, was er verstehe, nur daß es nicht zum Schaden Anderer gereiche. Das Gesetz herrsche, aber das Gesetz beschränke Niemanden, und vor ihm seien Alle gleich. Dies ist ihm die Erkenntniß, die aus all' den furchtbaren Kämpfen ihm hervorging, die seit anderthalb Jahrhunderten die Welt erschüttern; und dies ihm der Sieg, der durch sie errungen werden wird. Ja, er wird dieses Land zum Mutterlande der Religionsfreiheit

machen und von da aus wird sie ihre Fahne durch alle Theile der Welt tragen — mein unglückseliges Vaterland allein ausgenommen . . . Er ist ein großer Geist, dieser Oranier, und dennoch fehlt ihm das Genie, das hinreißende, das überwältigende, unter dessen Füßen die Berge sich ebenen und die Niederungen sich ausfüllen. Und dennoch wird er siegen. Denn er versteht es, zur rechten Zeit zurückzuweichen und zur rechten Zeit vorzudringen; wann es gilt, zu stürmen, und wann es gilt, still zu harren und auf der Lauer zu liegen. Hinter seiner hohen Stirn reifen seine Pläne langsam, aber seine scharfen Augen gewahren schnell, wann sie ausgeführt werden können. Vor Allem besitzt er die Kunst zu hören, und dadurch der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Denn wer die Menschen sprechen läßt, und sie nicht unterbricht, und sie mit Fragen nicht stört, der erfährt ihre geheimsten Gedanken, die sie nicht verbergen können, je länger sie sprechen und aus den unbeweglichen Zügen ihrers Zuhörers nicht erfahren können, welchen Eindruck sie auf ihn machen. Fürwahr, von Wilhelm dem Schweigsamen wird eine neue, bessere Zeit datiren, aber man wird sie nicht nach ihm benennen . . ."

Don Samuel hatte dieser begeisterten, ihm zum Theil wenig begreiflichen Rede seines vermeintlichen Dieners mit ziemlichem Erstaunen zugehört und bereits einige Zeichen der Ungeduld von sich gegeben. Jetzt, da Jener schwieg und sich in seine Gedanken zu verlieren schien, richtete er die Frage an ihn: „Wo traft Ihr denn den Prinzen und wie gelang es Euch, zu ihm zu dringen und ihn für uns zu gewinnen?"

Der Angeredete nahm sich schnell zusammen, und antwortete etwas nachlässig: „Ich sprach den Prinzen zweimal; zuerst in Dillenburg im Nassauischen, wohin er sich mit seiner Familie geflüchtet, das andere Mal an der Grenze von Geldern, an der Spitze seines Heeres. Doch hiervon erzähle ich Euch zu einer anderen Zeit."

„Aber wie gelangtet Ihr zu ihm?“

„Don Samuel Pallache,“ erwiderte Jener mit etwas scharfem und nachdrücklichem Tone, „Ihr kennet unsere Verabredung; ich bin Euer Diener, Ihr seid mein Herr, aber wir sind beides nur bis zu einer bestimmten Grenze. Begnügt Euch, denn Ihr habet ein Schreiben des Prinzen in Händen, das Euch jedes wahrhafte niederländische Herz öffnet; ich habe meine Aufgabe gelöst. Jetzt theilt mir von Euren Angelegenheiten mit, was Ihr für gut findet, damit ich Euer Vorhaben unterstützen kann, wo und wie ich es vermag.“

Don Samuel warf einen fragenden Blick auf den Sprecher, der ihm so räthselhaft erschien; aber er blieb ruhig, denn er war zu viel von seiner eigenen Wichtigkeit überzeugt, um sich lange bei der Bedeutung eines Anderen aufzuhalten.

„Das soll geschehen. Ihr wißt, mich hat der Sultan von Marokko, als dessen Consul ich in Lissabon fungire, beauftragt, nach einigen nordischen Ländern zu gehen, um ihm recht viele Goldgulden für die gefangenen Christen zu schaffen, die seine Schiffe in die Häfen seines Landes abgeliefert. Er hat Sklaven genug, um nicht diese widerspenstigen Gefangenen gegen gewichtiges Lösegeld loswerden zu wollen. Da ich mich anschickte, den Wünschen meines Herrschers zu genügen, dessen Schutz allein ich es verdanke, als Jude ungefährdet unter den Augen der Inquisition in Portugal und Spanien leben zu können, da legte mir die treffliche Frau Mayor Rodrigues das Verlangen ans Herz, ihr und den Ihrigen eine Zufluchtsstätte zu verschaffen, wo die theuren Häupter sich in Sicherheit bergen könnten. Als Lohn für meinen Dienst verhießen sie und ihr Gatte Don Gaspar Lopez Homem mir die Hand ihrer Tochter, der schönen Maria Nunes, die ich

in der Stunde erhalten sollte, wo sie sich frei und öffentlich wieder zum Gotte Israels bekennen könnten . . ."

Man sah es dem Zuhörer des Don Samuel an, daß, obgleich ihm diese Dinge nicht unbekannt waren, er dennoch mit einer großen Spannung den Worten seines Herrn lauschte. Eine tiefe Bewegung schien bei dessen letzten Sätzen durch sein Herz zu gehen; seine Lippen schlossen sich fester, seine Lider sanken über seine glühenden Augen herab, und seine Hände, die unter dem Tische auf seinen Knien ruheten, ballten sich. Aber Don Samuel, dessen Geist nur bei seinen eignen Gedanken weilte, und welchem die Bilder einer glücklichen Zukunft vorschwebten, bemerkte davon nichts, und fuhr fort:

„Damals wurdet Ihr mir von Frau Mayor empfohlen, um mir in den fremden Ländern, die ich noch niemals betreten und deren Sprachen ich wenig kenne, zur Seite zu stehen, und das habt Ihr wacker gethan. Schade, daß Ihr jeden Entgelt für Eure Dienste ausschlaget. Nun, der Auftrag des Sultans führte mich besonders nach England, und ich war dort glücklich in meinem Geschäfte. Der Schatz des Sultans wird es wohlthätig empfunden haben, denn diese Britten sind eine großmüthige Nation, und eilten, ihre Beutel für ihre gefangenen Landsleute zu öffnen, um sie ihre neblige und frostige Heimath recht bald wieder sehen zu lassen."

„Und Ihr vollbringet obendrein ein menschenfreundliches Werk, Don Samuel," bemerkte Jakob, „und ohne daß Ihr Schaden davon erfahret."

Don Samuel schmunzelte. „Würdet Ihr meine Rechnungen einsehen, so solltet Ihr mich bewundern. Ich begnüge mich mit geringem Vortheil, so leicht ich ihn nach beiden Seiten hin verzehnfachen könnte. Von England ginget Ihr nach diesem Lande voran, und wir fanden uns erst in Amsterdam wieder, um nach kurzer Besprechung uns

wieder zu trennen. Nun, ich habe in den Niederlanden wenig ausgerichtet. Das sind knickerige Menschen, die nur an sich denken, und sie haben jetzt so viel mit sich zu schaffen, daß ihnen jeder Andere gleichgültig ist. Was? sagen sie, wir wünschen Allesammt wo anders zu sein, und sollen schweres Geld dafür geben, daß Andere hierherkommen mögen? . . . So habe ich denn die Geschäfte meines Sultans hinter mich geworfen und begab mich nach Eurem Rathe, Freund Jakob, nach Middelburg, um hier einen Sitz für uns zu erringen."

„Und wie weit ist diese Angelegenheit gediehen?" fragte Jakob mit entschiedener Spannung.

„Ganz nach meinen Wünschen. Ich fand bei dem Herrn Bürgermeister ein offenes Ohr, und da ich bald einsah, daß ins Allgemeine hinaus Nichts zu bewirken sei, beschränkte ich mich auf das Niederlassungsrecht für die Familien Homem und Pallache. Ich machte dem gestrengen Herrn eine beredte Schilderung des Reichthums dieser Familien, ihres Einflusses im Weltverkehr, von den Capitalien, die sie hierher bringen, von dem Handel, den sie nach Middelburg verpflanzen würden und — das wog vielleicht am meisten — ich versprach der Stadt dreißig Tausend Goldgulden zu zahlen und eine besondere Jahresabgabe von tausend Goldgulden. In diese Vortheile hat sich der Mann ganz verliebt und schwärmt sichtlich dafür. Er machte seinen Rathsherren vertrauliche Mittheilungen, und wie er sagt, hat er die Mehrheit derselben gewonnen. Sie suchen nur noch nach irgend einem festen Stab, den sie dafür in den Boden der Volksmeinung einschlagen könnten, nnd ein solcher wird ihnen das Schreiben des Prinzen sein. Also, gute Hoffnungen, Freund Jakob. In zwei Tagen soll die entscheidende Rathssitzung stattfinden; morgen früh schon bringe ich das Schreiben dem Herrn Bürgermeister. Ist der Beschluß gefaßt, so wird der Ver-

trag rechtskräftig abgeschlossen, und dann geht es sofort nach Lissabon zurück. Auf glückliche Fahrt, Jakob! . . .“

In seiner freudigen Erregtheit war Don Samuel von seinem Sitze aufgesprungen und streckte dem Diener die Hand entgegen. Dieser ergriff sie nur zögernd und blieb ziemlich kalt, als ihm die Rechte so warm geschüttelt ward. Doch Don Samuel bemerkte dies entweder gar nicht oder hielt es für die dem Diener zukommende Zurückhaltung. Er erklärte sich jetzt bereit, sein Schlafzimmer aufzusuchen, und Beide verließen das Gemach, nachdem Jakob die Kerzen ausgelöscht.

In den beiden folgenden Tagen, die noch bis zu der entscheidenden Rathssitzung verstrichen, hatte Jakob, der die Stadt in verschiedenen Gestalten durchwanderte und bald hier bald dort in Wirthsstuben und öffentliche Orte einkehrte, Veranlassung genug, die unbedingten Hoffnungen seines Herrn nicht ganz theilen zu können. Das Schreiben des Prinzen machte allerdings die gewünschte Wirkung auf die Herren vom Rathe, und bei diesen stand der Entscheid sicher. Anders aber im Volke. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß der Rath die Juden in die Stadt aufnehmen wolle, und die Menge, die seit Jahrhunderten derartige Menschen nicht gesehen und die nur aus Ueberlieferung das Bild ihrer Vertreibung und theilweisen Ermordung vor Augen hatte, machte sich die ungeheuerlichsten Vorstellungen, die von Fanatikern und von Feinden des Rathes geflissentlich angeschürt wurden. Die Stimmung war daher überall in der Stadt eine sehr gereizte; man schimpfte und tobte im Voraus gegen den Rath, und stieß die fürchterlichsten Drohungen aus.

Der dritte Tag brach an; die Stunde der Rathssitzung kam, und als der Bürgermeister und die Rathsherren im Sitzungssaale erschienen und Platz nahmen, fanden sie den ganzen Raum, die Treppen und Hallen, von einer wild-

bewegten Menge angefüllt und die Tafel und ihre Sitze von Männern mit feindlichen Blicken dicht umdrängt. Allein sie ahnten doch nichts Uebles, sondern hielten es für bloße Neugierde, welche ein so neuer Gegenstand der Verhandlung wohl erregt haben könnte. Um so mehr fühlte sich der Bürgermeister berufen, sich über den Gegenstand weitläufig auszulassen und den breiten Strom seiner Rede nach allen Seiten hin auszugießen. Er schilderte mit großer Kunst die traurige Lage der Stadt, welche durch die unruhigen Zeitläufte, durch die Absperrungen und Auswanderungen, durch die Lasten und Nöthen an Handel und Gewerbe, an Besitz und Verkehr so überaus viel verloren, daß zahllose Familien in Armuth gerathen, die Kaufleute ohne Thätigkeit, die Handwerker ohne Beschäftigung, die Arbeiter ohne Verdienst seien; er trug die Farben so stark auf, zeichnete die Lage in so einzelnen Zügen, die er der Wirklichkeit entnahm, und gerieth in einen so jammernden Ton, daß er des Eindruckes auf die versammelten Zuhörer nicht verfehlte. Viele Gesichter der Letzteren wandten sich einander zu und nickten mit den Köpfen zur Bestätigung des Gesagten, ja es mangelte nicht an solchen, denen die Zähren über die verkümmerten Angesichter flossen.

Durch diesen sichtlichen Erfolg gehoben, wandte sich der Bürgermeister nunmehr zu der Frage, wie diesem Elende abzuhelfen sei? Er ließ sich darüber aus, wie viele Sorgen sich hierüber bereits sein väterliches Herz gemacht und die Herzen aller Väter der Stadt, wie viel Nachdenken und Berathungen es ihnen gekostet, wie viele Nachforschungen sie angestellt, aber alles Mühen des Tages und alles Wachen der Nacht hätten zu Nichts geführt; vielmehr sähen sie das Uebel immer mehr wachsen. Da hätte ihnen ein günstigeres Geschick den Consul des Kaisers von Marokko, Don Samuel Pallache, zugeschickt, der gerade auf Middelburg sein Auge geworfen. Es gelte nun nicht, von

den Juden hier aufzunehmen so viele ihrer wollten, sondern nur zwei Familien mit ihrer Dienerschaft. Und nun benannte der Bürgermeister die Summen, die sie zahlen wollten, und von denen ein Theil sofort unter die Bedürftigen der Stadt vertheilt werden sollte, und die Abgaben, die sie entrichten würden. Mit vielem Bedacht, selbstverständlich nicht ohne Uebertreibung, schilderte er die Vortheile, die aus ihrer Anwesenheit flössen, und gruppirte sie so geschickt, daß keine Classe der Einwohnerschaft vorhanden schien, die nicht einigen Genuß davon haben würde, und führte dies so aus, nicht als ob nur Einzelne, sondern die ganzen Zünfte und Schichten die reichste Ernte daraus ziehen würden. Zum Schlusse spielte er ganz deutlich, in seiner eigenen Begeisterung vielleicht allzu deutlich, auf den Rath und Wunsch des Prinzen von Oranien und auf die Beistimmung, die bei Diesem die Maßregel fände, an, was ihm die willkommene Gelegenheit bot, mit einigen herzhaften patriotischen Schlagwörtern zu schließen.

Man konnte nicht anders sagen, als daß der Bürgermeister seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Alle Zuhörer waren wie umgewandelt und ihre Stimmung pflanzte sich über die Treppen und Hallen bis auf die Straße fort. Es hätte nicht viel gefehlt, die Menge wäre in Jubel ausgebrochen, als ob die Stadt von einem sie bestürmenden Feinde befreit worden wäre. Als daher der Bürgermeister sich an die Rathsherren wandte, um sie ihre Meinung aussprechen zu lassen, sagte wohl der Eine und der Andere: er habe für dieselbe Ansicht sprechen wollen, aber der Vorsitzende hätte Alles erschöpft; oder: der Sprecher hätte einige Einwendungen auf dem Herzen gehabt, aber der Herr Bürgermeister hätte sie im Voraus widerlegt oder als nebensächlich erwiesen — und so wollte man eben zur Abstimmung schreiten. Da entstand ein Geräusch in der Menge, man rief: „Platz dem Herrn Pfarrer! Platz dem

ehrwürdigen Herrn Dr. Conzen!" Die Menge theilte sich, und der genannte Herr, der bekannteste Prediger der Stadt, reformirten Bekenntnisses, trat im geistlichen Ornate in den Saal und mit raschen Schritten an die Rathstafel vor. Es war ein langer, hagerer Mann, mit tief durchfurchtem Gesichte, breiter, hoher Stirne, hervorquellenden grauen Augen, die, sowie er den Mund öffnete, zu rollen begannen und mit wildem Feuer die Gewalt seiner Worte verstärkten und die Flamme seiner Beredsamkeit zu zünden und anzufachen schienen. Ein lebhaftes Geberdenspiel, eine unruhige Bewegung seiner Gestalt und seiner Arme unterstützten diesen Eindruck, so daß schon seine Erscheinung jeden Zuhörer in Gemüthsbewegung versetzte. Er trat vor, und mit mächtiger, donnernder Stimme hob er sofort an: „Halt! Herr Bürgermeister und Ihr Herren vom Rathe! Was höre ich? Nein, es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein! Sollte Beelzebub und die ganze Schaar der Teufel der Hölle entstiegen sein, um über Nacht diese fromme Stadt mit dem Hauche der Verblendung angeweht, mit dem Gifte der Verwirrung überschüttet zu haben! Ist es wahr? Aber es kann nicht wahr sein, daß Ihr noch einmal den Herrn für zwanzig Silberlinge verschachern wollet? Daß Ihr die Feinde Christi in unsere Stadt berufen wollet? Wie? Kaum habet Ihr Babel besiegt und seine Baalspriester verdrängt, kaum hat die gereinigte Lehre ihren siegreichen Einzug gefeiert, und Ihr wollet neue Altäre dem Moloch errichten, und dies um schnöden Gewinnstes willen? Die mit dem Fluche Gottes beladen sind, sollen in diese Thore einziehen, ihren Fluch auch auf Euch auszudehnen? Erwachet, Bewohner Middelburgs, die Philister über Euch, zittert vor der Strafe des Himmels! Vernichtet den Beschluß, wenn Ihr ihn schon gefaßt, und ziehet in die Kirchen, und werfet Euch in den Staub, und kasteiet Euch, daß Ihr der Sünde ledig werdet, so Etwas

nur gedacht zu haben! Das Schwert Gideons über Euch! Heulen und Zähneklappern, Pest und Tod werden in Eure Straßen und Häuser dringen, wenn Ihr dem Befehle des Herrn nicht Folge leistet — der Feind ist nahe und macht Eure Weiber zu Wittwen und Eure Kinder zu Waisen, und zerschlägt die Tempel, die Ihr dem Mammon aufgebaut, und Eure brechenden Augen werden den Schimmer des höllischen Goldes verfluchen, für welches Ihr den Heiland verkaufet . . . Nein! Nicht so, besudelt Eure Stadt nicht mit den Fußschritten der Satanskinder, deren Odem Euch schon vergiftet, haltet sie rein und heilig für die geläuterte Lehre! Auf, ihr Versammelten, folget mir, die Stunde des Gebetes und der Buße ist gekommen, eilet mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten, unsere Seelen vor ihm zu beugen und das Wort der Erlösung zu hören!“ . . .

Und gebieterisch streckte er den Arm aus und bewegte ihn über die ganze Versammlung hin. Seine furchtbaren Worte hatten schnell die versammelte Menge ergriffen und ihre Gesinnung umgewandelt, so daß nicht sowohl die Erinnerung an alle die Verheißungen, welche die Rede des Bürgermeisters ihnen gemacht, aus ihnen geschwunden, als vielmehr zur scharfen Stachel des Vorwurfs geworden. Und als nun der Prediger mit dem Rufe: „Folget mir, sonst Wehe, drei Mal Wehe über Euch!“ sich umwandte und nach der Thüre des Saales schritt, rief es aus tausend Kehlen: „Folget ihm! Wehe, wehe! Hinweg mit den Juden! Zu den Füßen des Erlösers!“ Die Menge wälzte sich dem Prediger nach, drängte den Bürgermeister und die Rathsherren aufzustehen und mitten im Gewühle mit nach der Kirche zu ziehen. Die Glocken fingen an zu läuten, die Straßen füllten sich, wohin der wilde Zug floß, das Volk schloß sich ihm an, aus den geöffneten Pforten der Kirchen quollen die Klänge der Orgeln entgegen, auf allen Kanzeln standen die Prediger und begannen gegen die Ab-

sichten des Rathes zu donnern — eine Stunde später war es eine Unmöglichkeit, an den Beschluß, der schon so gesichert geschienen, nur zu denken. In Zeiten, wo die Religion zum Gegenstande der wildesten Kämpfe geworden, kann die zarte Staude der Duldung nicht Wurzel fassen und nicht aufschießen; nicht um die Freiheit kämpft man, sondern nur um den Sieg, und die Partei, welche die Obmacht erringt, legt der anderen dasselbe Joch auf, das sie soeben abgeschüttelt. Nein, nicht der Kampf, nicht der Hader, nicht der Krieg zeitigt die Freiheit, die Duldung, das Recht in der Menschheit, sondern allein — der Friede!

Hätte man glauben können, daß der wilde Sturm, der in der Menge tobte, sich doch wieder legen und das Wort des fanatischen Priesters wieder verhallen werde, um nach und nach den Absichten der Besonnenen und Verständigen wieder Raum zu gewähren: so wurde diesem einige Tage später durch ein Schreiben des Herzogs von Alba an alle Städte Seelands und Hollands ein Ende gemacht, in welchem es hieß: Der Herzog habe vernommen, daß in dieser und jener Stadt Juden verweilten oder gar ansässig geworden; wo dies der Fall wäre, solle man sie sofort in Gewahrsam bringen und seinen Händen überliefern. Glücklicher Weise war dies nirgends der Fall, als in der kleinen Stadt Waggeningen im Gelderlande, und die Bewohner waren wohldenkend genug, die Juden lieber auszutreiben. Dies geschah an dem Feste, welches zu Ehren der Geburt eines spanischen Infanten gefeiert wurde, der dem Könige Philipp ein Ersatz sein sollte für seinen erstgebornen Sohn Don Carlos, den er hatte sterben lassen.

So saßen denn am Abend eines der folgenden Tage in dem schon beschriebenen Gemache Don Samuel Pallache und sein Diener Jakob einander wieder gegenüber; aber es standen kein Mahl, keine gefüllten Becher auf der Tafel, und Don Samuel erschien sehr niedergeschlagen und ver-

stört. Weniger war dies bei Jakob bemerklich. Sein Interesse, den bedrängten, gefährdeten, von Drohungen und Schrecknissen geängstigten Glaubensgenossen von Lissabon eine Freistatt zu verschaffen, war sicherlich nicht schwächer, als das gleiche bei Don Samuel. Theils aber mochte er diesen Ausgang der Angelegenheit schon früher vermuthet haben, theils mischten sich in seine Gefühle andere hinein, die ihm das Scheitern der Pläne seines vermeintlichen Herrn und der von ihm daraus zu ziehenden Verbindung mit der Familie Homem, wie dieser sie selbst bezeichnet hatte, nicht bedauernswerth ansehen ließen.

„So ist denn Alles vorbei, Jakob," sprach jener seufzend, „und wir haben Nichts weiter zu thun, als nach Amsterdam zu gehen und uns wieder einzuschiffen. Auch der Sultan hat hier kein Glück gehabt und mag seine holländischen Christen behalten und nach Gefallen plagen. Verdammtes Land das! Mich schauert's durch alle Gebeine, so frostig sind hier Sonne, Land und Menschen, und man bedarf der Geduld eines Arabers, um sie nur zu Ende zu hören, wenn sie in ihrer breiten Sprache zu reden beginnen. Wüßte ich nicht, welcher Kummer der edlen Frau Mayor und welche Gefahr der schönen Marie Nunes dadurch bereitet wäre, ich könnte mich freuen, daß uns dieses Land nicht haben will, und daß ich es so bald wieder verlassen kann."

„Nun," erwiderte Jakob, wie aus tiefen Gedanken erwachend, „man muß am Ende doch nicht alle Hoffnung aufgeben. Vertrauen wir der Schickung Gottes. Wir haben doch, Don Samuel, Samen in diesem Lande ausgestreut, und der Brief des Prinzen von Oranien — was dieser Herr einmal will, das will er für immer, und führt es zuletzt doch aus — und der Entschluß des Bürgermeisters und der Rathsherren, die gewiß auch ihren Anhang haben, sind Saatkörner, die wir nicht verachten dürfen. Fürwahr, große

Dinge werden nicht durch kleine Mittel erreicht, und um die Frucht zu pflücken, die an der Krone des Stammes wächst, muß man den Baum ersteigen. Der Kampf muß losbrechen und die rohe Herrschaft der Tyrannei durch den Strom des Blutes ersäuft werden!"

„So weit ich Euch verstehe, Jakob, soll dies erbaulich klingen, ist es aber gar wenig. Ich habe Blut nicht gern, und weiß Nichts, was daraus kommen soll, als Schrecken und Verderben. Doch genug; ich habe Befehl gegeben, Alles einzupacken; morgen mache ich eine Abschiedsvisite bei dem Bürgermeister, und dann auf immer Adieu für Middelburg."

„Mir aber werdet Ihr erlauben, Euer Haus noch heute Abend zu verlassen. Ich habe noch Einiges in diesem Lande zu thun. Heute über drei Wochen werde ich Euch in Amsterdam treffen, um die Seereise mit Euch anzutreten. Bin ich zu dieser Zeit nicht bei Euch, so bekümmert Euch nicht weiter um mich und mein Schicksal."

Don Samuel schien von diesen Worten betroffen, nach welchen der Mann im dunklen Wamms sich sofort von seinem Sitze erhoben und die Hand wie zum Abschied ausgestreckt hatte. „Wie," rief jener aus, „Ihr wollet mich verlassen? Und gerade jetzt, wo ich Eurer Rathschläge in Amsterdam noch sehr bedürftig wäre? Bleibet bei mir, Jakob, und lasset diese Heimlichthuerei. Ich habe so viel Vertrauen zu Euch, und Ihr gewähret mir gar keines ... ein schöner Diener ist mir das, den mir Frau Mayor mitgegeben!..." murmelte er in sich hinein, als er sah, daß Jakob mit dem Haupte schüttelte und sich zum Weggehen anschickte.

„Ich kann nicht anders, Don Samuel Pallache!" erwiderte er mit feierlichem Tone, „Ihr kennet unseren Vertrag, und hindert mich nicht. Lebt wohl, so Gott will, sehen wir uns in Amsterdam wieder." Eine Verbeugung, und der Mann war verschwunden.

III.

Wenn man von dem großen Platze in Brüssel links in die nächste Straße einbiegt, die in einer Richtung mit der Fronte des Rathhauses läuft, so gelangt man bald an eine kleine, schmale Sackgasse, welche den Namen Impasse de Violet führt. Zu der Zeit, in welche wir uns versetzt haben, wurde diese Gasse von kleinen, verfallenen Häusern gebildet, jedoch von einem großen Gebäude im Hintergrunde geschlossen, das von Außen freilich ein ziemlich düsteres Ansehen hatte. Desto größer war der Lärm, der fast den ganzen Tag, am meisten aber während des Abends und der ersten Nachtzeit darin tobte. Es war nämlich ein beliebtes Wirthshaus der spanischen Besatzung und führte auch den Namen „Zum heitern Spanier“. Eine Menge rein spanischer Soldaten strömte immerfort ein und aus, und hielt dort Gelage, die den sonst ernsten, ja finstern Spanier noch weit über das Maß der Heiterkeit brachten. Der Wirth war allerdings kein Spanier von Nation, sondern ein echter, behaglicher Flamländer, der aber die klugen Augen nach allen Seiten bewegte und den runden Bauch und die kurzen Beinchen niemals schonte, wenn es galt, den Wunsch einer seiner Gäste zu befriedigen. Der Wein war gut, wenigstens nach dem Geschmacke der Spanier, die Speisen gepfeffert, und letzteres konnte man nicht geradezu von der Zeche sagen. Dabei hielt er

darauf, daß kein Gast anderer Nation bei ihm einkehre oder doch verweile, war so gut katholisch und sprach so erbaulich über die spanische Majestät und deren Machtvollkommenheit, daß die gestrengen Krieger des Königs Philipp sich hier am wohlsten fühlten, und bereit waren, darauf zu schwören, daß ein echter Spanier sie viel schlimmer behandeln würde.

Es war ein großes Gebäude, das mehrere Höfe einschloß und noch weit mehr Räume faßte, als es von der Vorderseite scheinen mochte. Es war natürlich, daß ein solches vielwinkliges Haus, das an mehrere Gassen stieß, auch verschiedene Eingänge, Pforten und Hinterpförtchen hatte, die, wie der Wirth sagte, zur Hereinschaffung seiner Vorräthe und zum Einlaß seiner Leute sowie Aller, mit denen er zu verkehren habe, dienten, während das große Thor an der Vorderseite, das Tag und Nacht offen stand, den Herren Spaniern allein reservirt wurde, um sie in allem ihrem Treiben ungestört und ungenirt zu lassen. Durch eines dieser Hinterpförtchen traten an einem dunklen Abend zu schon sehr vorgerückter Zeit zwei Männer schweigsam hinein, beide dicht in Mäntel gehüllt, deren Kragen ihre Gesichter verbargen, und die Hüte tief heruntergezogen. Der Erste derselben hatte die Pforte mit einem Schlüssel geöffnet, trat ein, winkte dem Andern, ihm zu folgen, und verschloß, als dies geschehen, sorgsam die Pforte wieder. Dann ergriff er die Hand seines Begleiters, und führte ihn einen langen dunklen Gang, der zu einer abermals verschlossenen Thüre leitete, durch welche, nachdem sie geöffnet, die beiden Männer in ein wenig geräumiges Zimmer traten. Hier herrschte völlige Dunkelheit, denn die Fenster waren durch Läden verschlossen, und wie um jeden Lichtstrahl abzuhalten, noch mit dichten, dunklen Vorhängen verhüllt. Doch der Erste der Beiden mußte hier wohl Bescheid wissen, denn bald hatte er eine Kerze angezündet,

und nun zeigte es sich, daß es in dem Gemach an bescheidenem Hausgeräth nicht fehlte. Jetzt aber standen die beiden Männer sich gegenüber, und da die Augen des Zweiten die Dämmerung im Zimmer und die Hüllen des Anderen vergebens mit scharfem Blicke zu durchdringen suchten, rief er aus: „Wer seid Ihr, Herr? Es ist viel verlangt, zu dieser Zeit und nach solchem Orte einem Unbekannten zu folgen, und nur die Worte, die Ihr mir ins Ohr geflüstert, als ich aus dem Portal des Rathhauses trat, konnten mich dazu bewegen. So frage ich Euch aber auch im Namen desselben Fray Geronimo, wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?“

Der Andere zögerte noch einige Augenblicke, dann warf er den Hut von seinem Haupte, schleuderte den verhüllenden Mantel auf einen Stuhl, wandte sein Antlitz der Kerze zu, stand im einfachen, knapp anliegenden, spanischen Gewande, eine schlanke, kräftige Gestalt, da, und erwiderte die Frage: „Erkennst Du mich nicht, Alonso de Herrera?“

Der Begleiter starrte den jungen Mann wieder und wieder an, als eine bekannte und doch fremd gewordene Erscheinung, auf welcher das Licht der Erinnerung mit den Schatten der Umwandlung, welche die Zeiten mit sich bringen, sich vermischte und stritt. Endlich glaubte er der Sache sicher zu sein und rief mit unverstelltem Erstaunen aus: „Wie? Sehe ich recht? Solltest Du es wirklich sein? Tirado, mein Jugendfreund Tirado?“

„Ich bin es,“ lautete die bündige, stark betonte Antwort.

Da hielt sich der Andere nicht mehr zurück, er warf sich in die geöffneten Arme, an die Brust dessen, der ihn hierher geführt, schlang seine Arme um dessen Nacken, küßte und drückte ihn. „O,“ rief er aus, „ich habe es geahnt; Deine Worte „im Namen Fray Geronimo's, folge mir!“

fuhren tief in meine Seele. Diese Worte, diese Töne, von wem konnten sie anders kommen, als von meinem Tirado? . . ."

„Mein theurer Alonso, wie danke ich Dir, wie glücklich bin ich, Dich so zu finden, in der alten Liebe und Brüderlichkeit!" . . .

„Ja," fuhr dieser fort, „ich bin entzückt, ich bin außer mir — nach zehn Jahren der Trennung Dich wieder zu haben. O laß noch einmal Dich umarmen, mein Bruder, noch einen Augenblick an Deinem Herzen mich ruhen — o die zehn Jahre sind vergessen, die Zeit meiner Jugend wiederholt sich noch ein Mal vor meiner Seele; wir sitzen wieder in der einsamen Zelle zu den Füßen des ehrwürdigen Fray Geronimo neben einander und lauschen seinem Worte, das uns die Gedanken der alten Weltweisen und die Tiefen der heiligen Schriften erschloß. Wie haben wir zusammen gelitten und gejubelt, unsere jugendlichen Geister erhoben und heilige Entschlüsse gefaßt. Denkst auch Du alles dessen, Tirado? . . ."

„Hätte ich Dich hierher berufen, hätte ich es gewagt, Dich nur anzureden, wenn es bei mir anders wäre? . . ."

„Doch halt," unterbrach ihn Alonso, „daß ich im Aufbrausen meiner Gefühle doch nur an mich denke! . . ." Er trat einige Schritte zurück und sprach mit leiserer, besorgter Stimme: „Wie kommst Du hierher, Tirado? Was hat Dich hierher geführt? Und in diesem Gewande? . . . Bist Du Deinem Kloster entflohen? Hast Du Deinen Orden verlassen? Bist Du nicht mehr der Fray Diego? . . ."

„Nenne diesen Namen nicht mehr," fuhr Tirado auf, „ich bin es nicht mehr — wehe mir, daß ich es je gewesen — ich bin es nur noch, wenn ich meine Todfeinde zu täuschen und ihren Fallen zu entgehen habe — ich bin und heiße Jakob Tirado."

Der Andere hatte mit einem gewissen Entsetzen zugehört, und stand unbeweglich da. Jetzt neigte jener sich zu ihm und sprach mit freundlichem, flüsterndem Tone: „Und Du? Bist Du nichts weiter als Alonso? Und wenn Du dies noch bist, hast Du eines Namens vergessen, den Du Dir in einer Stunde heiliger Weihe beigelegt? Hast Du des Abraham de Herrera ganz vergessen? . . .“

Eine Todesbläße bedeckte das Gesicht des Angeredeten: „Still, still, um Gotteswillen schweige! Wie kannst Du hier solche Worte sprechen, und wie kommst Du gerade an diesen Ort, in die Einkehr der spanischen Soldaten, wo jeder Laut ein Verräther, jedes Ohr ein Spion werden kann . . .“

„Das könntest Du Dir leicht enträthseln,“ war die ruhige Antwort. „Wer sucht an dem Versammlungsorte der Spanier einen ihrer grimmigsten Feinde? Wer in dem Wirthe, der sie bedient, und in dessen Gaste Freunde des Volkes gegen die Werkzeuge fluchwürdiger Tyrannei? Gerade an diesem Orte bin ich am sichersten; und fürchte nur nichts, dieses Zimmer ist so gelegen, daß ein Lauscher unmöglich ist.“

Alonso trat jetzt wieder mit Ungestüm zu seinem Jugendfreunde, ergriff seine Hand, schüttelte sie mit Wärme und sprach: „Armer Bruder, Du mußt schwere Geschicke erfahren haben; zwischen Deiner Zelle im Franziskanerkloster de la Ascension und dem dunklen Zimmer im „Heiteren Spanier“ muß Vieles liegen, was Dich mit Schmerz und Drangsal belastete. Erzähle mir Deine Geschichte, mein Herz ist offen, daß Du das Deinige in dasselbe ausschüttest; theile mir mit, unverholen, was Dich hierher geführt und was Du von mir erwartest.“

Nach einigem Sinnen erwiderte Tirado: „Meine Geschichte ist traurig, aber lang, zu lang, um sie Dir in dieser Stunde, wo Alles drängt, mitzutheilen; sie ist traurig, und

doch voll großen Sieges; ich hatte viel zu kämpfen, und habe immer überwunden; und gerade darum suche ich neue Kämpfe auf, weil die früheren nutzlos wären ohne die späteren. Doch, Alonso . . . daß ich Dich kenne und richtig beurtheile, siehst Du daran, daß ich meine Person Dir anvertraute. Bevor ich aber auch die Sache Dir vertraue, für welche ich einstehe, muß ich erst wissen, was Du bist und willst. Nicht Deine Stellung, nicht Deine Beschäftigung — die kenne ich, sonst hätte ich Dich ja auch nicht zu treffen, Dir aufzulauern vermocht. Aber Deine innerste Gesinnung, die Richtung, die Deine Ueberzeugungen genommen, ob das Gesicht, das Du der Welt zeigst, Wahrheit oder Maske ist. Denn in den furchtbaren Zeiten, in denen wir leben, Zeiten des Hasses und des Truges, Zeiten des Schreckens und der Heuchelei kann Niemand gerade ausgehen, ohne daß sein Fuß bei dem nächsten Schritte ihn in den Abgrund stürzt. Wer eine Strecke zurückgelegt hat, beweist dadurch, daß er zweierlei Wege geht. Und dann, die Edelrebe, die aufstrebt, kann ihren Stamm in mancherlei Knorren senken und heben, sie bleibt Edelrebe; wohin aber ihre Zweige und Aeste, ihre Ranken und Sprossen in die Breite und in die Tiefe kriechen, das ist ungewiß. Herrera, wir haben Beide neben einander auf einem Vulkane gestanden; zur Zeit, wo es drunten zu grollen, zu kochen und zu brausen begann, bist Du hinabgestiegen — ich blieb droben — — und da wir uns nun wiederfinden, frage ich Dich: wer bist Du? — ehe wir weiter mitsammen gehen können.“

„Du hast Recht, Tirado, — ich fühle, es ist noch immer so wie ehemals: ich kann nicht vor Dir bestehen, ich muß mich Dir ergeben — komm, nehmen wir Platz, ich habe Dir nicht allzuviel zu sagen.“

„Du erinnerst Dich,“ erzählte Alonso, „wie ich einst, als wir uns so recht in unsere Studien bei Fray Geronimo

versenkt hatten, von meinem Oheim Mendez nach Hause berufen wurde, um während seiner letzten Lebensstunde an seinem Lager zu sitzen und ihm die Augen zu schließen. Mein Vormund sandte mich darauf nach Valladolid auf die Universität. Ich lag dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaft fleißig ob, immer in Gedanken bei Dir weilend und mit dem stillen Vorsatze, nach Vollendung meiner Studienzeit, und wenn ich mündig geworden, zu Dir zu eilen, und mit Dir die Pläne unserer Jugend auszuführen. Aber dies war mir nicht beschieden. Einige Aufsätze, die ich bei unserem Professor hatte fertigen müssen, zogen dessen Aufmerksamkeit auf mich. Er wollte darin ein besonderes Talent, Staatsschriften zu entwerfen, entdecken, zog mich in seine nähere Umgebung und beschäftigte mich in mannigfacher Art. Noch ehe ich mein Ziel erreicht hatte, kam der königliche Staatsrath Verga nach Valladolid und kehrte bei meinem Professor ein. Schon damals besaß dieser Mann einen außerordentlichen Einfluß bei dem Könige und dem Herzoge von Alba, ohne daß er freilich bis dahin jenen unerbittlichen Herrscher- und Blutdurst, jene unüberwindliche Tücke gezeigt hatte, die seitdem seinem Namen so vielen Haß und Fluch angeheftet haben. Ich wurde ihm vorgestellt, und als er den Professor ersuchte, ihm einen fähigen jungen Mann als Sekretair zu empfehlen, ward ich ihm eifrig vorgeschlagen und mit vielem Lobe gerühmt. Kurz, er machte persönlich mir den Antrag, in seine Dienste zu treten. Tirado, ich habe unsäglich dabei gelitten! Eine Ahnung meiner Seele sagte mir, daß ich in der Hand dieses Mannes die Feder werden sollte, welche in Blut, statt in Dinte getaucht sein würde. Ich lehnte die Ehre ab, ich wies alle Bilder des Ehrgeizes, die man mir zeigte, von mir zurück, ich weigerte mich sogar. Da eröffnete mir mein Lehrer heimlich, welche Gefahr mir drohte, wenn ich auf meiner Weigerung beharren

würde. Ein Verga lasse sich nicht straflos zurückweisen. Jedermann wisse, daß ich immer erst der Enkel eines Neuchristen (Marranen) sei, und diese Eigenschaft allein sei genügend, mich den Gefängnissen und Martern der Inquisition zu überweisen. Ich sollte mich daher überwinden und unterwerfen. Es blieb mir keine Wahl übrig. Bald bildete ich mir ein, es sei ein Ruf des Geschickes, und ich könnte in meiner Stellung befähigt sein, manches Ueble zu verhindern oder doch abzuschwächen. Eitler Traum! Ein Verga läßt sich nicht leiten, und sein Auge ist so wachsam, so Alles überschauend, daß ich nicht einmal eine Schwäche, kein Zucken, kein Schwanken zeigen darf, wenn ich nicht sofort dem Verderben anheimfallen will. Ein einziger verdächtiger Schritt, und — mein Tod ist gewiß. So diene ich dem Blutmenschen seit fünf Jahren und mußte ihm auch hierher folgen. Sieh mich an, Bruder, Du wirst mich sehr verändert finden; die Rosen der Jugend sind längst von meinen Wangen geschwunden, mein Blick ist düster und mein Mund hat zu lächeln verlernt. Die Schule des Lebens ist hart."

Tirado schlang den Arm um seinen Freund und rief ihm mit kräftiger Stimme zu: „Wohlan, Alonso, so müssen wir uns von ihr stählen lassen, selbst hart werden wie Eisen, das mitten aus der Rothgluth der Jugend in eisiges Wasser getaucht worden! . . . Und darum hinweg mit jedem Zweifel und Mißtrauen — auch ich will Dir offen bekennen, was ich will und worin Du mir beistehen sollst!"

Er sprang von seinem Sitze auf, und schritt mehrere Male durch das Zimmer. Dann blieb er vor seinem Freunde stehen, blickte mit leuchtenden Augen ihn an, und sprach mit fester, gehobener Stimme:

„Alonso, ich will — den Kampf gegen die Inquisition! . . . Ich, dessen Vater und Mutter, als ich noch in

der Wiege schlummerte, die edelsten Menschen, die Scheiterhaufen der Inquisition besteigen mußten, dessen einzige Schwester, die reinste, leuchtendste Jungfrau, in dem Kerker der Inquisition vermoderte, ich, den diese Inquisition, als ich noch nicht zu denken vermochte, zum frömmelnden Mönche verurtheilte und erzog; der, da ich vom Worte meines Lehrers erleuchtet, zur Erkenntniß kam, und mir die Augen aufgingen über diese heillosen Vorgänge, dem Kampfe meiner Seele nur Ein Wort der Aeußerung gestattete, unerbittlich von diesem sogenannten heiligen Gerichtshof verfolgt wurde und nur wunderbar demselben Schicksal entging, dem all' die Meinigen unterlagen — — ich will einen Weltbrand gegen dieses Ungeheuer entzünden, der ihm den Ausbruch aus seiner spanischen Höhle verwehren und zuletzt auch es selbst in diese hinein verfolgen soll! . . .“

Auch der Zuhörer Tirado's hatte sich längst von seinem Sitze erhoben, und blickte voll Bewunderung auf den Sprecher, der mit ebenso vieler Festigkeit und Ruhe wie mit Begeisterung und Feuer redete; aber diese Blicke der Bewunderung drückten doch auch sichtlich die zweifelsvolle Frage aus: „Das ist groß, erhaben, gewaltig — aber wer bist Du, Schwacher, Einzelner, daß Du auf Erfolg zu rechnen wagst, wo Dir eine Weltmacht entgegentritt?“ Aber als ob Tirado die Gedanken seines Freundes errathen hätte, fuhr er fort:

„Ich weiß es, es ist ein Kampf für mich auf Leben und Tod — aber wer diesem schon so oft in das Auge gesehen wie ich, vor dem hat er alle seine Schrecken verloren. Ich weiß es, es sind nicht blos diese schwarzen Kutten und verlarvten Gesichter, diese unterirdischen Kerker und geheimnißvollen Gerichtssäle, gegen welche ich aufstehe — aber wer sie auch seien, König und Herzog, Vaterland und Fremde, und wäre ich mit tausend Fesseln daran geknüpft, mit tausend Eiden daran gebunden, ich zerreiße

diese, ich spotte ihrer, denn sie haben mein Herz zerrissen und zerreißen die heiligsten Bande, welche Gott selbst geknüpft. Ich weiß es, es ist eine Weltmacht, der ich gegenüber trete, die tapfersten Heere stehen ihr zu Gebote, die Schätze beider Indien sind ihr dienstbar — aber, Alonso, hast Du niemals die schneebedeckten Pyrenäen bestiegen? Dort geschieht es, daß ein Windstoß, ein Schall oder der Fuß eines Geiers einen kleinen Schneeball zum Falle bringt von einer abschüssigen Felsenwand, und ihm folgt dann der aufgethürmte Schnee in immer größeren Massen, in immer wachsender Schnelligkeit, und worauf er stößt, das wird mit fortgerissen, und so rollt es, unermeßlich angewachsen und in rasender Eile in die Tiefe hinab, von tausend Donnern begleitet, das Thal erfüllend, Alles begrabend, was darunter ... Alonso, ich will dieser Windstoß, dieser Schall, der Fuß dieses Geiers sein, aber zur rechten Zeit den kleinen Schneeball treffend, daß er zur furchtbaren Lawine anwachsend den stolzen Schreckensbau der Inquisition zertrümmere und begrabe! ...“

Noch immer hingen die Augen Herrera's an seinem Freunde, der mit steigender Sicherheit, die sich in einem fast triumphirenden Lächeln ausdrückte, sprach, und er erwartete mit Spannung die weiteren Auslassungen desselben.

„Mein Entschluß,“ fuhr jener nach einer Pause fort, „steht seit langer Zeit unerschütterlich fest, und es ist nicht der erste Schritt, vor welchem ich mich befinde. Laß Dir erzählen, Alonso. Nach Deiner Entfernung von uns lebte und studirte ich noch ein Jahr bei unserem ehrwürdigen Lehrer. Es war mir zuletzt kein Zweifel geblieben, was er mit uns beabsichtigte. Er hat es uns nie mit Worten gesagt, nie mit bestimmten Aufforderungen uns das Ziel gezeigt, nie gesagt: dies und dies ist die Wahrheit; er ließ diese uns nur suchen, und förderte und prüfte zugleich unsere Kräfte, ob wir im Stande seien, sie aufzufinden.

Er legte uns die Lehren der Kirche neben den Inhalt des neuen Testamentes und diesen neben die Schriften des alten Bundes, und ließ uns nun selbst Forscher und Richter werden. Er führte uns in die Hallen der griechischen Weisen ein, öffnete uns die Welt ihrer Begriffe, daß wir, alle diese Erzeugnisse des Geistes vergleichend, zu eigener Ueberzeugung kämen. Dabei lehrte er uns die Geschichte der Menschenvölker kennen, die Geschichte jenes wunderbaren Volkes, das der Herr für die Wahrheit auserwählt, die Geschichte seines Glaubens, die Geschichte des Christenthums bis zu den heutigen Tagen, den Tagen des Papstthumes und der Inquisition . . . Du weißt dies Alles, Du weißt es, welchen Eindruck es auf uns machte, als wir von seinen Lippen vernahmen, daß wir Beide dem Stamme Juda entsprossen, Enkel von Männern seien, welche nicht den Muth und die Opferwilligkeit besaßen, lieber den Wanderstab zu ergreifen und das grausame Vaterland zu verlassen, als das zu verleugnen, was ihnen die alleinige Wahrheit war und das Knie vor einem Gotte zu beugen, den ihr Herz als eitlen Götzen verwarf, Männer, die diese ihre Lüge und Untreue dennoch später mit den schwersten Drangsalen, mit Kerker und Tod büßen mußten, weil die Inquisition ihren zweideutigen Charakter benutzte und zum Vorwande nahm, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen und sie ihres Lebens zu berauben. Du weißt es, Alonso, was die jugendlichen Geister hierbei empfanden und was sie sich gelobten. Aber das Jahr war noch nicht zu Ende, als Fray Geronimo, über dessen Scheitel schon fast achtzig Jahre hinweggegangen, in Schwäche verfiel, und die Stunde seines Todes herannahte. Ich saß Tag und Nacht an seinem Sterbelager. Da, in stiller Mitternacht, wachte er aus kurzem unruhigen Schlafe auf, ergriff meine Hand und sagte mit leisem Tone: „Diego, komm näher, die Stunde ist gekommen; ehe ich scheide,

habe ich Dir noch viel mitzutheilen, was Du wissen mußt, was der Rasenhügel über meinem Grabe nicht auf immer verdecken darf. Ich muß es, denn die Zeiten wandeln sich; vielleicht ist die Zeit des Duldens, des schweigsamen Tragens vorüber, und die Zeit des Kampfes für Gott und Wahrheit ist angebrochen. Höre!" Und nun erzählte er mir, und nun hörte ich. Zuerst sprach er über sich selbst. Er war ein zarter Knabe noch, als das Verbannungsgesetz vom 12. März 1492 die Juden aus den spanischen Landen verjagte. Seine Eltern, so fest sie an dem alten Glauben hingen, konnten sich nicht entschließen, jenen Schaaren zu folgen, welche jammernd die Schiffe bestiegen, die sie in unbekannte Fernen, Viele zum Wellengrabe tragen sollten. Bald aber hatten Ferdinand und Isabella der Inquisition das Schwert in die Hand gegeben, und diese Neuchristen erfuhren, daß ihre Personen der Kirche sehr gleichgültig, ihre Güter jedoch dieser und dem Staate sehr theuer seien. Mit richtigem Verständniß wurde vorausgesetzt, daß diese Neuchristen ihrem neuen Bekenntnisse nicht aufrichtig ergeben seien, und dies war es, was für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt ward. Die Eltern Geronimo's gingen einen Schritt weiter, und um sich vor dem Verdachte jeder Unaufrichtigkeit zu schützen, legten sie ihren einzigen Sohn in die Hände der Kirche, und Geronimo wurde Mönch. Seine fernere Erziehung, seine Umgebung und Beschäftigung ließen die Spuren dessen, was er in seiner Kindheit gelernt und geübt, sich verwischen, und er wurde, was er sein sollte. Da, im spätern Lebensalter, als ihn die Erfahrung gereift und über Vieles enttäuscht hatte, kam er zufällig einst in die große, prächtige Kirche San Benito in Toledo. Als er die Blicke in deren schönen Räumen umherstreifen ließ, gewahrte er die vielen Inschriften in hebräischen Charakteren, die einst, als diese Kirche noch von den Gebeten der Juden wiederhallte, von

frommen Händen eingegraben und vergoldet worden. Sie leuchteten ihm wunderbar aus dem Halbdunkel entgegen, wunderbar sprachen sie ihn in der lautlosen Stille an, die in diesem altjüdischen Tempel herrschte. Es war ihm, als wenn sie ihm zuriefen: Verstehst Du uns noch, vermagst Du uns noch zu entziffern und unsern Inhalt zu fassen? Und wenn Du ihn verstehst, kündigt er die Wahrheit an oder hältst auch Du ihn für Trug?" Mit einem Male wachte Alles in ihm auf, was die Kindheit mit ihren unauslöschlichen Eindrücken in einen verborgenen Winkel seines Geistes niedergelegt; es fiel wie Schuppen von seinen Augen; dieselben Zeichen, dieselben Worte, dieselben Gedanken, wie sie dort von den Wänden des Tempels glänzten, strahlten ja auch von den Wänden seines Herzens her, ebenso golden, ebenso licht, ebenso eingegraben und unverwischbar... Seitdem zog er sich zu stillem, einsamen, beschaulichem Leben in seine Zelle zurück, forschte, prüfte, dachte und überzeugte sich. So ward er auch unser Lehrer. Und nun eröffnete er mir das ganze Geschick meiner Familie, meiner Eltern, meiner Schwester, das meinige selbst, und als er dies vollendet, sagte er: „Und damit Du Alles wissest: Ich bin der Oheim Deines Vaters, und Du mein lieber, lieber Neffe..." Und da zog er mich mit zitternden Händen an sich, küßte mich, segnete mich, und war verschieden... Alonso, als der sterbende Greis mir sein Schicksal schilderte, da schwor ich in meinem Herzen, als er das Geschick meiner Eltern mir berichtete, da schwor ich zwei Mal in meiner Seele, als er mir das Ende meiner Schwester verkündete, da schwor ich drei Mal mit meinem ganzen Vermögen: jeder Athemzug dieses Lebens, jede Stunde dieses Daseins, jede Kraft dieses Geistes und dieses Armes soll dem Kampfe gegen die Inquisition geweiht sein... Nicht blos um die Thaten meiner Voreltern zu sühnen und ihr Schicksal zu rächen,

nicht blos um die zerstreuten Glieder meines Volkes frei zu machen und meinen Glauben frei zu bekennen — um alles Dies; aber noch mehr um die Menschheit von dieser Pest zu befreien, die im Finstern schleicht und am Mittag tödtet, und dem Licht und dem Frieden Eingang zu schaffen in diese Welt der Menschen... Und nun, Alonso, willst Du mir beistehen? Willst Du auf meinem Wege, da, wo ich auf Dich treffe, mich unterstützen?..."

Die Rede Tirado's hatte in dem empfänglichen Herzen seines Freundes gezündet, der ihr mit leidenschaftlicher Spannung gefolgt war. Seine Augen leuchteten, und auf seinen eingefallenen Wangen sammelte sich eine hohe Röthe; er erhob den Arm wie zu einem feierlichen Gelöbniß, als Tirado diesen zurückhielt und rasch fortfuhr: „Nicht so, Alonso, schwöre nicht, gelobe Nichts. Dein einfaches Versprechen, wie es der Blick Deiner Augen und der Druck Deiner Hand mir kund geben, genügt mir. Ich stehe mit vielen heimlichen Patrioten in engster Verbindung. Aber ich habe die besten Mittel des Beistandes, die wahren Werkzeuge meiner Thätigkeit in dem Lager der Feinde selbst zu suchen. Doch ich kompromittire jene niemals, schon damit ich sie mir erhalte; die Gefahren nehme ich allein auf mich. Fünf spanische Soldaten habe ich bereits gewonnen, von denen zwei in der Leibwache des Herzogs selbst. Sie sind marranischen Ursprungs, wüste Gesellen, aber die Ueberlieferungen ihrer Familie und reiche Geldspenden sind die Hebel, die sie auf meine Seite gebracht und in meine Hände gegeben."

„Und was denkst Du nun, mein Freund, wie ich Dir nützen und dem großen Werke Deines Lebens förderlich sein kann?" fragte Alonso ungestüm.

„Lassen wir uns wieder nieder, um ruhig die Lage der Dinge zu erwägen und aufzusuchen, was nöthig ist. —

Der Despotismus, Alonso, rechnet auf die Länge immer falsch, weil er immer nur für die nächste Zeit rechnet. Alba und seine Genossen glauben, und zwar mit Recht, daß der Schrecken und das Entsetzen, welche die Hinrichtung so vieler Edelleute und am meisten diejenige der Grafen Egmont und Hoorn verbreitet hat, alle Niederländer in ihrer Thatkraft und ihrem Widerstande gelähmt haben, und der Sieg bei Gemmingen über den Grafen Ludwig von Nassau, so wie daß es ihm gelungen, den Prinzen von Oranien zum Rückzuge und zur Entlassung seiner Truppen zu zwingen, alle Hoffnung in den Bewohnern dieses Landes dermaßen erdrückt habe, daß er sie für immer in seine Gewalt bekommen. Aber hierin irrt er. Noch einen Schritt weiter, und an die Stelle des Schreckens tritt die Verzweiflung, und an die Stelle des Entsetzens die Tollkühnheit, und dann erst wird der Kampf entbrennen, welchem früher oder später die Macht des Königs erliegen wird, weil sie ihre Hülfsquellen aus weiter Ferne holen muß. Ich habe nun erkundet, daß Alba diese Zeit der Todtenstille benutzen will, um Besatzungen in alle Hauptstädte und festen Plätze zu werfen, welche die Städte und das Land in Zaum halten sollen. Niemand wird wagen, ihm die Thore zu verschließen, und so will er mit einem Schlage sich zum unumschränkten Herrn der Niederlande machen. So weit, Alonso, geht meine Kunde, und dies ist es, was mit aller Macht hintertrieben werden muß. Meine Frage an Dich geht also dahin, was die spanischen Henker zunächst im Schilde führen, sobald die Thore der Städte ihren Knechten erschlossen sind? Ich müßte mich sehr irren, wenn dies nicht jetzt schon beschlossen wäre; denn die Habgier und der Blutdurst vermögen nicht, sich zurückzuhalten, und ihre Hände zittern vor Verlangen, die Beute zu packen. Und Du, der Sekretair Verga's, mußt es wissen."

„Und wozu würde Dir dies nützen?“

„Es müßte in authentischer Beglaubigung in meine Hände kommen, um es den Städten des Landes bekannt zu geben, damit sie, ihres furchtbaren Geschickes sicher, sich auflehnen, sich widersetzen, die Besatzungen nicht einlassen, und es so — zum Ausbruch des Kampfes kommt. Dies ist die Brandfackel, die ich in die aufgespeicherten Pulverfässer der Unzufriedenheit, der Leidenschaft, des Hasses und der Furcht hineinschleudern möchte!“

„Nun fürwahr, Jakob, Du hast mit furchtbarer Sicherheit combinirt, und es ist so, wie Du voraussetzest. Die Truppenvertheilung ist bereits festgestellt; in drei Tagen werden mit Einem Male die Heeresabtheilungeu ausmarschiren, durch das ganze Land ziehen und für jeden Ort die im Voraus bestimmte Besatzung abgeben. Die Commandanten jeder Schaar erhalten drei versiegelte Dekrete mit, die sie, sobald die Besatzung geschehen, wiederum an Einem Tage zu eröffnen und nachdrücklich zu publiziren haben. Die Dekrete sind bereits ausgefertigt, von Verga contrasignirt, und liegen im Cabinet des Herzogs zur Unterschrift.“

Tirado sprang freudig auf: „Und kannst Du den Inhalt dieser Dekrete mir angeben?“

„Allerdings. Das erste erneuert die Dekrete Kaiser Karls V., nach welchen in keiner Stadt, in keinem Flecken, in keinem Dorfe ein Anderer als ein aufrichtiger Bekenner der katholischen Kirche geduldet werden darf, darum binnen einer bestimmten Frist alle Abgefallenen vertrieben, ihre Lehrer verjagt, ihre Versammlungshäuser niedergerissen, sämmtliche Kirchen dem katholischen Glauben wiedergegeben werden sollen; und zwar unter all den Strafandrohungen, welche jene Dekrete schon festgestellt. Das zweite Dekret befiehlt die endliche Einführung der Inqui-

sition, stellt alle weltlichen Behörden und militärischen Kräfte zu ihrer Verfügung, und gebietet, daß jede Widersetzlichkeit gegen ihre Anordnungen mit dem Tode und dem Verluste der Güter bestraft werden soll. Endlich das Dritte schreibt eine neue, ungeheuerliche Steuer aus: von allem Besitzthum, beweglichem und unbeweglichem, soll zur Entschädigung der Opfer, welche der König zur Bestrafung der Rebellen gebracht hat, der hundertste Pfennig von Jedermann sofort entrichtet, in Zukunft bei jedem Verkauf unbeweglicher Güter der zwanzigste und beweglicher Güter der zehnte Pfennig unnachsichtlich eingefordert werden. Auf diese Weise glaubt der Herzog des Königs, seine und seiner Kreaturen Kammern mit reichen Schätzen zu füllen, und das Volk zu gleicher Zeit niederzubeugen und auszusaugen."

Kaum hatte Herrera mit Ernst und Nachdruck diese Worte gesprochen, als Tirado alle Zeichen einer maßlosen Freude, eines fast ausgelassenen Entzückens gab. Er hob die Hände empor und rief: „Herr, wen Du verderben willst, den machst Du blind!" Als er sich wieder beruhigt, ergriff er den Arm seines Freundes und sprach heftig: „Gut, Herrera, vortrefflich, diese Dekrete muß ich haben; ich muß sie haben, wenn der Herzog sie unterschrieben hat. Sie sollen an die Städte gelangen, an welche sie gerichtet sind; sie sollen publizirt werden, wie Alba es wünscht — aber nur um einige Zeit früher, als er es beabsichtigt. Was zu thun, ist klar und einfach. Ich selbst, Alonso, ich will sie aus dem Cabinet des Herzogs holen. Du beschreibst mir genau, wo dasselbe liegt und auf welchem Wege man dahingelangt. Du selbst sollst fern bleiben; Du mußt zu derselben Zeit unter den Augen der Blutmenschen beschäftigt sein. Ich vertraue meinem Geschicke und meiner Geschicklichkeit. Fürwahr, das wird der erste große Triumph sein, den wir erringen!"

Alonso versank in Schweigen. Das Unternehmen seines Freundes erschien ihm tollkühn, unausführbar, mit geringer Aussicht auf glücklichen Erfolg. Aber Tirado schlug alle Bedenken mit der unerschütterlichen Festigkeit seines Willens, seines Entschlusses nieder. Er hatte erkannt, daß die ganze Zukunft von diesem Momente abhänge, die Gefahr des Mißlingens vermehre die Gefahr der Lage um Nichts, und das einzige Opfer des Wagnisses würde — nur er sein. Vor solcher Entschiedenheit wich Alonso zurück und sagte seine Unterstützung nur um so unumwundener zu.

Die beiden Männer berietheu sich noch bis tief in die Nacht hinein über die Ausführbarkeit und die Ausführungsweise ihres Planes. Dann verlöschte Tirado die Kerze, tief in die Mäntel gehüllt schlüpften sie aus dem Zimmer, durch den Gang, aus dem Pförtchen, und trennten sich eilends, ohne Worte und den Druck der Hände zu wechseln.

IV.

Das königliche Schloß zu Brüssel war, nachdem der Herzog von Alba es bezogen, eigens nach dessen Zwecken eingerichtet worden. Das ganze Parterre des weitläufigen Bauwerks ließ er in eine Caserne verwandeln, in welcher seine Leibcompagnie beständig und ein Theil der Besatzung abwechselnd einquartirt waren. Der erste Stock bestand aus den Salons und Prunkgemächern, in welchen der öffentliche Empfang stattfand, und aus einigen Regierungsbureau's, während im zweiten Stock die Privatzimmer mit dem geheimen Cabinet des Herzogs gelegen waren, und die Bediensteten wie einige Beamten, die der Herzog stets zur Hand haben wollte, in den Mansarden einlogirt wurden. Das ganze Gebäude war der Länge nach und durch alle Stockwerke hindurch von einem breiten Corridor durchschnitten, welcher die Vorderräume von denen, die nach dem Hofe hinauslagen, schied; und dieser Hauptcorridor war hier und da von schmalen Quergängen durchkreuzt. Zu den beiden Stockwerken stieg man Freitreppen in einem architektonisch prächtig angelegten Treppenhause hinauf, während für die Bewohner der Mansarden eine, in einem am Hofe gelegenen Thürmchen befindliche Wendeltreppe hinaufführte, von welcher zwar Thüren in die verschiedenen Stockwerke einließen, die jedoch gegenwärtig fest verriegelt waren. Indem so von unten her

die oberen Räume vollständig bewacht waren, standen Wachtposten hier und da in dem Hauptcorridor.

Unter den Verbündeten Tirado's befand sich Einer, der in seiner Jugend der edlen Zimmermalerei obgelegen und daher im Zeichnen ziemlich geschickt war. Ein böser Streich hatte ihn seiner Kunst entlaufen und sein Glück unter den Fahnen des spanischen Königs suchen lassen. Durch ihn hatte nun Tirado schon vor Wochen nach und nach einen Plan des ganzen Palais bis in die kleinsten Details sich zusammenstellen lassen, und diesen so gründlich studirt, daß er alle Oertlichkeiten in seiner lebhaften Einbildungskraft so genau kannte, als ob er lange Zeit darin verkehrt hätte.

Ein anderer Soldat, der ihm verschworen war, mußte in derselben Nacht noch, in welcher die geheime Unterredung mit Herrera stattgefunden, erkranken, und zwar so heftig, daß er sich am Morgen nach dem Beistande des Franziskanerbruders Diego sehnte, und da man in der spanischen Armee jedem Rufe der Frömmigkeit Folge zu leisten gewohnt war, wurde dieser fromme Mönch aus dem „heitern Spanier", wo er während seiner Anwesenheit zu Brüssel Quartier genommen, nach dem Schlosse an das Krankenlager des Soldaten berufen. Hier spielte Tirado seine Rolle, die ihm aus Gewohnheit nicht schwer werden konnte, so gut, daß die bigotten Soldaten bis zu den Offizieren hinauf sich davon sehr erbaut fanden und dem salbungsvollen Franziskaner mit dem größten Respekte begegneten. Es lag ganz in dem Charakter dieser Soldateska, neben den zügellosesten Leidenschaften, der unmenschlichsten Härte und barbarischer Rohheit eine grenzenlose Ehrerbietung vor der Kirche zu hegen, die ihnen durch fromme Uebungen immer wieder die Ausgleichung für alle begangenen Verbrechen darbot, und der sie durch die letzteren selbst, wenn sie gegen Ketzer verübt wurden, zu die-

nen glaubten. So konnte Tirado in dem Gewande, welches er wieder angelegt, im Schlosse ziemlich frei verkehren, wobei er jedoch die geringste verdächtige Bewegung mit größter Sorgfalt vermied. Um so leichter vermochte ihm aber auch Herrera im Laufe des Tages, während dessen jener sich wiederholt am Krankenbette eingefunden, die bestimmte Nachricht in's Geheim zukommen zu lassen, daß die Dekrete an diesem Abende vom Herzoge unterzeichnet, am folgenden Tage versiegelt würden, und daß daher dieselbe Nacht den einzigen Zeitpunkt darböte, wo man sich der Schriftstücke bemächtigen könnte. Tirado verhehlte sich die Schwierigkeiten und die Gefahren dieses Unternehmens so wie die mannichfaltigen Wechselfälle, denen es unterworfen sein konnte, durchaus nicht. Aber er wußte, was auf dem Spiele stand, welcher Wendepunkt für die Schicksale der Niederlande, und hiermit der Sache, welcher er sein Leben gewidmet hatte, gelegen war. Und war nicht das Geschick der theuren Menschen, welche er im feindlich gesinnten und grausamen Vaterlande zurückgelassen, an die Sache der Freiheit so eng geknüpft, daß ihr Untergang ohne den Sieg der Freiheit gewiß war? In seine starke Seele kam daher auch nicht das kleinste Schwanken; nur fester drückte er bei dem Gedanken des Verderbens, das ihn treffen konnte, den scharfen Dolch an sein Herz, den er unter dem härnen Gewande des Mönchs verborgen bei sich trug.

Es war Mitternacht. Die Vorbereitungen waren möglichst getroffen. Die Riegel der Pforte, die von der Wendeltreppe zum zweiten Stocke führte, waren von einem der verschworenen Soldaten, als er auf Posten stand, glücklich zurückgeschoben. Der Franziskanermönch hatte die Abend- und Nachtstunden hinter der Wendeltreppe dicht an deren Fuß gekauert verbracht. Jetzt stieg er, da das tiefste Schweigen im ganzen Schlosse herrschte, auf Filzsohlen

mit unhörbarem Schritte die Wendeltreppe hinan, öffnete die Pforte und betrat einen dunkeln Quergang, der an der Hinterseite der Zimmer des Herzogs vorüberführte. Hier mußte der Mönch den Hauptcorridor überschreiten, welcher von mehreren Lampen erhellt war, und auf dem ein Soldat langsam hin und her schritt. Tirado blieb so lange im Dunkel des Querganges, bis der Soldat einmal wieder den Rücken wandte und nach dem anderen Ende des Corridors seine Schritte lenkte. Dann huschte er schnell über den Corridor hinweg und befand sich im anderen Theile des Querganges. Hier traf er in der linken Wand auf eine Thüre, zu welcher er sich hingetastet. In seiner Hand lag der Schlüssel zu dieser, der nach einem Wachsabdruck gefertigt worden. Mit unsäglicher Fürsorge drehte er, damit auch nicht das leiseste Geräusch entstehe, Linie um Linie den Schlüssel herum, und die Thüre war offen. Er befand sich in einem dunklen Gemache, das zum Bibliothekzimmer des Herzogs diente. Bis hierher war Alles glücklich abgelaufen. Er wußte, daß in gerader Linie der ersten Thüre gegenüber eine andere unverschlossene sich befinden mußte, die unmittelbar in das geheime Cabinet Alba's führte. Er schlürfte Schritt vor Schritt vorwärts, vor sich her tastend, damit er an keine Zimmergeräthe stoße, und als er auf einen Tisch traf, umging er diesen, seine Schritte genau bemessend, um von da aus das weite Gemach weiter zu durchschreiten. Bald hatte er die Thüre erreicht. Er legte das Ohr an das Schlüsselloch, und vernahm auch nicht den geringsten Ton. Er spähete am Schlosse und an den Ritzen umher, aber auch nicht der schwächste Lichtschimmer drang in sein Auge. Sein Herz wallte freudig empor, und ein kurzes Dankgebet schwang sich zum Himmel auf. Sollte er so, vom Glücke begünstigt, schnell und gefahrlos vor dem Ziele seiner Wünsche stehen . . . Aber so sollte es doch nicht sein. Denn kaum

hatte er sich gefaßt, vorsichtig die Klinke des Schlosses niedergedrückt und die Thüre ein klein wenig geöffnet, als ein Lichtglanz in das Dunkel drang, und er gewahr wurde, daß das Cabinet erhellt war. Und sollten, wo Licht, nicht auch Menschen sein? Dennoch verlor er die Fassung nicht, und wenn er augenblicklich zurückweichen mußte, wollte er wenigstens wissen, wovor. Ein Geräusch vernahm er noch immer nicht. Er wartete Minute auf Minute, aber er hörte Nichts. Er öffnete daher die Thüre etwas weiter, schob seinen Kopf dicht an die Spalte, und ließ seine Augen über das Gemach streifen. Er sah schnell, daß in dem großen Gemache sich nichts weiter befand, als Schränke und Regale an den Wänden, einige Sessel, in der Mitte des Zimmers ein großer, mit Schriftstücken beladener Schreibtisch, auf welchem zwei Kerzen brannten, und davor, mit dem Rücken ihm zugewandt, ein großer Lehnsessel. Ein zweiter Blick lehrte ihn, daß in dem Lehnsessel ein Mensch ruhe, der die Arme auf die Lehnen des Sessels gelegt hatte, und der Schatten desselben auf dem Estrich zeigte, daß der Kopf des dort Sitzenden nach der linken Seite hin herabgeneigt war. Er beobachtete daher die Gestalt noch einige Augenblicke und wußte nun, daß er es mit einem Schlafenden zu thun habe. Entschlossen öffnete er die Thüre weiter, schlüpfte hinein, und, den Dolch in der Rechten, trat er hinter die Rückwand des Lehnsessels. Langsam hob er sich über dieselbe in die Höhe und bohrte seine Blicke in das Gesicht des Schläfers . . . es war der Herzog selbst . . . Er hatte hier in der Stille der Nacht die zahlreichen Abschriften der Dekrete, die auf dem Tische aufgehäuft lagen, unterschrieben, hatte sich wohl nach Beendigung dieses Geschäftes in den Sessel zurückgelehnt und war entschlummert. Das Hausbarret auf seinem Haupte war über die hohe, durchfurchte Stirn, über die jetzt geschlossenen, sonst so eisig blickenden und stechen-

den grauen Augen hinunter geschoben, und deckte sie so vor den Strahlen der Kerzen. Man konnte nichts gewahren, als die ehernen Züge auf den bleichen Wangen und um den zusammengekniffenen Mund, die in Freude wie in Schmerz, im Triumphe wie in der Sorge bewegungslos standen, als wären sie einem erzenen Haupte eingegossen, die gekrümmte Adlernase und das vorgeschobene Kinn mit dem spitzen Zwickelbarte. Er lag da, in ein leichtes, spanisches Hausgewand gekleidet, das von der breiten Brust zurückgefallen war. Tirado blickte hin, und Gedanken und Gefühle der verschiedensten Art kreisten in seinem Geiste, warfen stürmische Wellen auf in seiner Seele, daß er einige Augenblicke lang fast des Bewußtseins verlustig war . . .

Da lag er, der Sieger in hundert Gefechten, der ebenso geschickt war, die Schlachten zu lenken wie zu vermeiden, und dennoch den Feind zu überwinden, ebenso geneigt, das Beil des Henkers wie das Schwert seiner Tapfern auf das Haupt der Gegner fallen zu lassen, der Würgengel der Inquisition und des spanischen Despotismus, der blutdürstige Verfolger Aller, die auf diesem Erdball frei athmen und frei denken wollten; da lag er, und wenn die Schatten aller Derer, die er gemordet, die er gemartert, die er im Kerker schmachten ließ, deren Seufzer durch ihn zum Himmel gestiegen und deren Thränen durch ihn die Erde benetzt, wenn sie Alle um diesen Sessel versammelt gewesen, welch' eine unzählbare Schaar mit klaffenden Wunden, zerrissenen Herzen, verstümmelten Gestalten — und doch lag er schlummernd da . . . und wenn die Bilder all' der Städte, die er verbrannt, der Provinzen, die er verödet, der Werke menschlichen Fleißes und menschlicher Liebe, die er vernichtet, jetzt um seine Seele gestanden, und ihr ihre Namen in das lauschende Ohr gerufen, welch' ein Donner der Hölle wäre es gewesen — und doch lag er da und schlummerte sanft . . . aber regungslos, und über ihm

schwebte ein scharfer Dolch, der immer näher auf die offene Brust sich ihm senkte ...

„Tödte ihn!" rief es in dem Herzen des Mönchs, „und du hast sie Alle mit Einem Male gerächt, deinen Vater und deine Mutter, deine Schwester und deinen Oheim, Alle, Alle, die er und sein teuflisches Tribunal getödtet, gemartert, gefoltert — tödte ihn, und sie sind gesühnt mit seinem giftigen Blute ..."

Ein rascher Stoß — halt! „Du sollst nicht morden!" hallte es durch seinen Geist, „willst du dem Richteramt Gottes in die Arme fallen? Zum ersten Male deine Hand in Blut tauchen? Hinterlistig bist du in sein Gemach geschlichen, ihm sein Eigenthum zu nehmen, und nun willst du auch feige ihn mit dem Mordstahl durchbohren, einen Wehrlosen, einen Schlummernden, daß er dahinfahre in seinen Sünden? ... Giebt der Herr in seiner Gnade ihm Schlaf, gestattet er, daß seine frevelhafte Seele sanft schlummern kann, so bist du nicht berufen, ihm das Leben zu nehmen! ..."

„Tödte ihn!" rief es noch Ein Mal ihm zu, „was zögerst du? Du, der im Begriffe steht, einen Brand zu entzünden, der Tausende verzehren, Länder unter ihre Trümmer begraben wird, du zauderst, ihnen Allen voran diesen Einen zu tödten? ... Stoße zu, und Alle, die sein Henkerbeil noch treffen, auf die sein Joch und seine Fesseln noch fallen werden, sind vor ihm geschützt und das Land ist frei, und die Erde dieses Nachrichters ledig mit Einem Male ..."

„Tödte ihn nicht!" schrie es in ihm auf, „was hälf' es auch? Der spanische Tyrann schickt einen andern seiner Bluthunde, seine Requesens', d'Austria's, Parma's — und der Kampf kann und darf nicht ausbleiben, denn es ist kein Kampf um Personen, sondern um die höchsten Güter des Lebens — und die rechte Zeit seines Ausbruchs würde

vorüber sein, denn der Haß gegen diesen Wütherich wäre geschwunden, und seine Nachfolger müßten sich erst ihn verdienen!...“

Solche Gedanken fuhren in Blitzesschnelle durch die Seele Tirado's, bäumten sich gegen einander auf, und bekämpften sich — wie er im ersten Augenblicke, da er plötzlich den Herzog vor sich liegen sah, von jener Furcht ergriffen worden, welche die bloße Nähe eines großen, ja eines schrecklichen Mannes hervorruft, daß der Dolch in seiner Hand gezittert, so stand er jetzt regungslos hinter dem Lehnsessel, nur seine Augen rollten furchtbar in ihren Höhlen, und sein bewaffneter Arm senkte und hob sich, wie die Entschlüsse in ihm sich hoben und senkten — und des Herzogs Brust hob sich in regelmäßigen Athemzügen. Da wurde es auch in Tirado stiller, und er flüsterte leise: „Ich kann, ich will den Schläfer nicht tödten; die That würde mich stets gereuen, die Unterlassung könnte mich gereuen!“

Er war entschlossen, und setzte sein Werk ohne Zaudern fort. Langsam, immer unhörbar, wie ein Schatten, immer aber das Auge und den Dolch auf den Schläfer gerichtet, um ihn bei dem ersten Zeichen des Erwachens zu durchbohren, geht er um den Lehnsessel herum nach dem Tische, ergreift mit sicherer Hand den ganzen Haufen der Papiere, verbirgt ihn schnell unter seiner Mönchskutte, thut einen Schritt zurück, heftet noch einen Blick auf den schlummernden Herzog und legt geräuschlos den Dolch auf den Tisch. Jetzt ist er wieder hinter dem Sessel, schon durch das Zimmer geschlüpft, die Thüre geht hinter ihm zu, er schreitet durch die dunkle Bibliothek und schließt die Pforte sorgsam wieder zu. Er harret wieder im Schatten des Ganges, bis die auf- und abschreitende Wache des Corridors ihm den Rücken zuwendet, huscht hinüber, verriegelt die Thüre zur Wendeltreppe wenigstens von der einen Seite

und eilt diese hinab. Er gleitet in der Finsterniß der Nacht über den Hof nach einer Thüre der Hintergebäude. Hier wartet seiner ein Soldat, der ihn durch eine dunkle Halle, in welcher Vorräthe aufgehäuft, nach der Außenseite des Schlosses führt; noch ein Schloß öffnet sich — noch ein Riegel fällt — und der Mönch ist mit seiner unschätzbaren Beute im Freien . . .

Eine Stunde verging, und noch eine — da fuhr der Herzog aus einem schweren Traume auf. Er hatte Mühe, sich zu besinnen, wo er wäre, seine Lebensgeister zu sammeln. Endlich gelang ihm dies; er sah sich um und erkannte, daß er in seinem Cabinet im königlichen Schlosse zu Brüssel sich befand, daß er in seinem Lehnsessel eingeschlummert; er mußte lange geschlafen haben, denn die Kerzen waren tief heruntergebrannt. Dies erinnerte ihn an das Geschäft, das er vorher beendet, wie er seinen Namen unter die vielen Briefschaften geschrieben, wie er die Feder nach dem letzten Namenszuge niedergelegt . . . wie weit ab mochten ihn die Bilder des Traumes, nach anderen Ländern, anderen Zeiten, unter andere Personen und Gestalten geführt haben! Jetzt fuhr er abermals auf, er hatte nach dem Schreibtische geblickt — er war leer — und an der Stelle der Schriftstücke lag ein scharfer Dolch, der ihm unheimlich in die Augen blitzte. „Was ist das?!" rief er aus und sprang von dem Sessel empor, „wer war hier? Wer hat die Dekrete entfernt? Wer hat den Dolch hingelegt?" — ein Schauer des Entsetzens fuhr über seinen Rücken und brachte sein Herz und seinen Odem zum Stillstand. „Diebe und Mörder in meiner Nähe!" Denn es entging ihm keinen Augenblick, daß nicht die Hand eines Schreibers, der die Dekrete zu falten und zu versiegeln gehabt, sondern die Hand dessen die Papiere entfernt, der den Dolch an ihre Stelle gelegt.

Was war zu thun? Der Herzog von Alba war nicht der Mann, den ein jäher Schreck auf lange Zeit außer Fassung bringen konnte. Nicht blos auf dem Schlachtfelde war der Tod an ihm vorübergezogen, sondern schon drei Mal war er glücklich Mörderhänden entgangen; ein Mal schon, es war zu Nymwegen, war das Pulver unter seiner Schlafkammer aufgehäuft, das ihn in die Luft sprengen sollte — immer war er ihnen durch die Fügung Gottes entgangen. Sein Muth war ungebrochen, sein kalter, berechnender Verstand kehrte ihm schnell zurück. Sollte er Lärm schlagen, untersuchen, verfolgen? Die niedergebrannten Kerzen sagten ihm, der Streich sei schon vor Stunden geschehen, der giftige Odem des Mordbuben längst im Zimmer verflogen, und wer so schlau und kühn gewesen, bis hierher zu dringen und diesen Raub zu vollführen, der besäße auch List und Verwegenheit genug, um sich aus dem Bereiche der Verfolgung zu ziehen. Der Herzog ergriff eine Kerze und den Degen, der in der Ecke des Kabinets lehnte, ging in das Bibliothekzimmer und durchleuchtete es, fand die Thüre verschlossen, öffnete sie, trat in den Corridor, befrug den Wachtposten, ob Jemand vorübergekommen, und dieser verneinte es. Bei des Herzogs riesenhaftem Gedächtniß, dessen Ruhm die Geschichte aufgezeichnet, kannte er den Soldaten, der gerade vor seinem Zimmer auf Posten stand, sehr wohl, und wußte, daß er treu und zuverlässig sei. Er kehrte in sein Cabinet zurück. Nach reifer Ueberlegung beschloß er, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Würde der Vorgang allgemein bekannt, so wäre er eine Befriedigung seiner Feinde, eine Schadenfreude seiner Hasser, und zugleich ein Zeichen der Schwäche und eine Aufmunterung für andere Bösewichter. Desto sorgfältiger konnte er seine Umgebungen beobachten, denn er mußte in ihr Mitverschworene des Thäters vermuthen; schon morgen sollte eine Liste Aller, die das Schloß mit-

bewohnten, gefertigt und eine Säuberung vorgenommen werden. Was durch den Raub der Papiere Nachtheiliges geschehen könnte, war nun doch nicht abzuwenden. Ein verfrühtes Bekanntwerden war sicherlich die Folge, und diesem konnte allein durch schnellere Versendung der Truppen vorgebeugt werden. Aber diese war kaum möglich. Morgen sollte des Herzogs Sohn, Ferdinand von Toledo, mit drei tausend Mann Verstärkung eintreffen. Sie mußten mindestens einen Tag Rast halten; auch waren die Munition und der Train noch nicht ganz zusammen. Drei Tage Aufschub war das Geringste, war unvermeidlich. Aber der Herzog beruhigte sich. Er vertraute der Furcht und dem Schrecken, die er verbreitet hatte, dem Mangel an Aussicht auf jede Hülfe von Außen, da Oranien ohne Heer in Deutschland irrte, der Schwäche des Bürgerthums, das sich aus Angst, Eigenthum und Leben zu verlieren, nicht aufzuraffen vermöge, diesem Allen traute er zu viel, um eine schnelle Widersetzlichkeit zu fürchten. Das meiste Bedenken verursachte ihm die That selbst. Mit dem Dolche bewaffnet schleicht der Räuber in sein Cabinet, findet ihn schlummernd, und begnügt sich mit den Papieren und damit, den Dolch als Warnung auf den Tisch zu legen! Die grauen Haare sträubten sich doch etwas auf dem Haupte des kalten Mannes, als er die furchtbare Nähe der unbekannten Hand und des eisigen Stahles bedachte, denen er wehrlos preisgegeben gewesen. Warum hat er nicht zugestoßen? Der Herzog war zu sehr gewohnt, das Leben seiner Feinde zu mißachten und seinem Rachedurst durch ihren Tod zu genügen, als daß er die Gefühle eines Menschen zu berechnen vermochte, der anders dachte und Anderes wollte, der nur aus Nothwehr gegen beispiellose Tyrannei die Waffen ergriffen. Diese Frage machte ihm daher die meiste Sorge, bis er durch die Nothwendigkeit zu handeln davon befreit wurde. Er ließ sofort seinen Geheimschreiber kom-

men, der sich an die nochmalige Abschrift der Dekrete machen mußte; und er selbst ging daran, Ordres zu entwerfen, welche den in dem Lande stationirten Commandos die größte Wachsamkeit befahlen und die Beschleunigung der Truppenausrüstung bewirken sollten.

Aber die Stunden, die hierüber verflossen, waren bereits gut benutzt worden. Sobald Tirado im Freien angelangt war, wußte er sich in völliger Sicherheit. Die Helfershelfer, die er aus den erbittertsten und entschlossensten Männern des Volkes herausgefunden, und die Geldsummen, die ihm überreichlich zu Gebote standen, hatten es ihm hinlänglich ermöglicht, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen, die das Werk gelingen machen mußten, wenn er selbst erst glücklich mit dem Raube der Höhle des Löwen entkommen wäre. Von zwei Männern empfangen, eilte er rasch durch Gassen und Gäßchen, und entkam über eine schwache Stelle der noch wenig seit dem letzten Angriff wieder hergestellten Befestigungen der Stadt. Sie förderten ihre Schritte im Dunkel der Nacht nach dem nahen Flecken Laeken, und von hier aus gingen, lange ehe der Morgen angebrochen, dreißig Eilboten mit den Abschriften der Dekrete, durch die Unterschriften Alba's und Verga's selbst beglaubigt, an die Bürgermeister der verschiedenen Städte, mit der Aufforderung, die Erlasse bekannt zu machen, rasch zu handeln und das Land vor dem drohenden Unheil zu schützen.

Die Wirkung war vollständig, wie Tirado sie vorausberechnet und erwünscht hatte. Es war ein Donnerschlag für alle Niederländer. Sie waren in ihren beiden theuersten Interessen nicht bedroht, sondern wie niedergeschmettert. Wie? seit so vielen Jahrzehnden waren die Verordnungen Karls V. nutzlos ergangen, von jedem Regenten erfolglos eingeschärft, von den unbeugsamen Niederländern immer zurückgewiesen worden, und ihnen zum

Trotz hatte das halbe Land sich der neuen Lehre zugewandt und ganze Städte und Provinzen gehörten bereits vollständig der reformirten Kirche an — und jetzt sollten diese Dekrete wieder erstehen, und die spanische Inquisition mit all' ihrer Schroffheit, mit all' ihrer erdrückenden, unumschränkten Gewalt unweigerlich eingeführt werden? Unmöglich! Und die Regierung verlangte als Steuer sofort den hundertsten Theil alles vorhandenen Besitzthums und Vermögens und fortan den zwanzigsten Theil des Werthes bei jedem Verkauf eines unbeweglichen und den zehnten Theil bei jedem Verkauf aller beweglichen Güter und Waaren? War das nicht der Ruin alles Handels und Verkehrs mit dem Auslande und im Inlande? Unmöglich! Aber wenn auch beides unmöglich, leitete es nicht eine unendliche Reihe von Chikanen, Prozessen, Strafen, Confiscationen, Verbannungen und das ganze Heer unseliger Wirren ein, und vernichtete mit Einem Schlage alle Freiheiten und Rechte der Staaten?!

Der Despotismus schießt immer über sein Ziel hinaus. Wenn er seine Pfeile mit milderer Hand einen nach dem anderen abschösse — wie weit könnte er nicht gelangen der eigennützigen, unorganisirten und feigen Volksmasse gegenüber! Aber er rechnet allzuviel auf den Schrecken, den er einflößt, auf das Entsetzen mit seiner lähmenden Gewalt; er wähnt, er brauche sich nur in seiner ganzen Kraft, in seiner vollständigen Fürchterlichkeit zu zeigen, um allem Widerstande für immer ein Ende zu machen. Aber hierin irrt er sich eben. Das Entsetzen wird zur Verzweiflung, der Schrecken zur Ueberzeugung, daß es sich um Sein oder Nichtsein handle; und wo Alles zu verlieren oder zu gewinnen steht, da hört alles Schwanken auf, jedes Herz wird heldenstark, jeder Arm bewaffnet sich.

So geschah es in den Niederlanden. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von den Dekreten Alba's von Stadt

zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Schiff zu Schiff, von Boot zu Boot. Die Stände versammelten sich, um zu protestiren; die Städte schlossen ihre Thore, besserten ihre Wälle aus, besetzten ihre Mauern mit Geschütz und Bewaffneten. So thaten nicht blos die großen Städte, sondern auch die kleinen und kleinsten, und wir hätten eine lange Reihe von Namen aufzuführen, wollten wir die nennen, welche die Geschichte verzeichnet hat, wie sie muthig und entschlossen ihren Widerstand erklärten. Die Scharen Alba's, als sie, um die Städte zu besetzen, heranrückten, wurden überall zurückgewiesen und erfuhren, daß sie nur mit Gewalt und nach einem hartnäckigen Kampfe sich den Einzug würden erzwingen können. Besonders waren es ganz Holland und Seeland, wo sich keine einzige spanische Besatzung Eingang verschaffen konnte. Zu gleicher Zeit liefen vierundzwanzig Schiffe der Meer-Geusen unter der Flagge des Prinzen von Oranien in die Maas ein, nahmen die Stadt Briel weg und setzten sich darin fest, ein günstiger Anfang, um die tapferen Arme weit in das Land hineinzustrecken.

Der Herzog von Alba ging in seinem Cabinet zu Brüssel unmuthig auf und nieder; Botschaft auf Botschaft kam, und jede war ein immer sprechenderes Zeugniß von dem Geiste, der plötzlich im niederländischen Volke erwacht war. Selbst seine kalte Ruhe, seine eisige Abgemessenheit war erschüttert. Er sah ein, daß er mehr als das halbe Land seinem Könige wiedererobern müßte, daß ein furchtbarer Kampf in dem Augenblicke ausgebrochen, in welchem er dieses Volk so ganz in seiner Hand zu haben und erdrücken zu können geglaubt. Und war dies nicht Alles die Folge jener verhängnißvollen Nacht, in welcher er schlafend im Lehnsessel geruht, während der freche Räuber die Hand nach den unschätzbaren Papieren ausgestreckt, und damit alle seine Pläne und Berechnungen zu Schanden

gemacht hatte? Da stand er vor seinem Schreibtische, und sein wilder Blick fiel auf den Dolch, der noch in einer Ecke des Tisches lag, gerade als der Herzog wieder und wieder die Frage an sich stellte: „Wer hat mir dies gethan?“ ... Er griff nach dem Dolche, er besah ihn genauer, als er bisher gethan — da gewahrte er auf die Klinge eingeprägt mit kleinen, aber leserlichen Buchstaben: „Die Marranos und die Geusen!“ ... Dies war der Schlüssel zum Räthsel. Die beiden Classen von Menschen, die der Herzog am meisten verachtete, am meisten haßte, gegen die er keine Schonung kannte, von denen er schon so viele geopfert — diese hatten sich mit einander verbunden, um ihm den Preis seines Lebens zu rauben, den ergrauten Sieger zu erniedrigen und zu beschimpfen, und Freiheit und Recht aufzupflanzen, wo er, sei es auch auf Trümmern, spanischer Herrschaft und spanischer Inquisition unerschütterliche Sitze aufschlagen wollte. Alba knirschte mit den Zähnen und murmelte die Worte: „Gut, so sei es ein Kampf auf Tod und Leben!“ —

Gleiche Gedanken gingen durch die Seele Jakob Tirado's, als er ungefähr zu derselben Zeit seinen vermeintlichen Herrn Don Samuel Pallache, den würdigen Consul des Sultans von Marokko, in Amsterdam aufsuchte, und mit ihm ein gutes Segelschiff bestieg, das am folgenden Tage in die See stechen und sein Steuer nach der fernen Hauptstadt Portugals richten wollte. Es war kein Triumphgefühl, keine aufjauchzende Freude, die durch seine Seele ging über das, was er vollbracht und was ihm so vollständig gelungen war. „Es gilt einen Kampf auf Leben und Tod!“ sprach er zu sich selbst, „und Jahre werden vergehen, vielleicht Geschlechter in die Gruft gesunken und neue an ihre Stelle getreten sein, bevor der Friede diese Küste wieder begrüßen, Sicherheit und Ordnung in die von den Dämmen geschützten Ebenen zurückkehren werden

— wer könnte sich des freuen? Wer den Augenblick segnen, der die Fackel entzündet hat, welche zur weiten, Himmel und Erde röthenden Flamme werden mußte! Aber es galt, der Freiheit endlich wieder eine Stätte, und sei sie anfangs noch so klein, auf diesem Erdball zu erobern, eine Stätte für das Recht des Menschen, auf welcher nicht gefragt werde: was glaubst du? sondern: was thust du?... Wohlan! Ich werde wiederkehren zu dieser Küste, und mit Gott, nicht allein, sondern den Raum, den ich durch frische That mir errungen, mit den Theuersten zu theilen, für die mein Herz schlägt. Ich werde den Kampfplatz wieder betreten, den ich dem gewaltigen Ringen geöffnet habe, und was mein Geist und mein Arm vermag, soll den Kampfgenossen zu Gebote stehen. Die Marranos und die Geusen! das ist der Wahlspruch, und mit ihm werden wir siegen!"

Don Samuel Pallache stand auf dem Verdeck, und sah mit mürrischem Blick auf das Ufer, von welchem das Schiff sich immer mehr entfernte; er sprach vor sich hin: „Lebe wohl, frostiges, nebliges Land, auf Nimmerwiedersehen; du hast meine Hoffnungen getäuscht!" Jakob Tirado stand auf dem Verdeck und blickte mit leuchtenden Augen auf das verschwindende Ufer; er sprach vor sich hin: „Lebe wohl, Land der freiheitsdurstigen Männer, auf baldiges Wiedersehen; ein Stern der Hoffnung ist mir aufgegangen an deinem Himmel; er soll mir leuchten über die Wüste des Meeres und niemals untergehen!"

Zweites Buch.

Die Flucht.

V.

Das nördliche Ufer des unteren Tajo erhebt sich steiler als das jenseitige, und die letzten Abhänge des Cintra bilden auf ihm einen lieblichen Höhenzug, welcher mit seinen wechselnden Formen bald vom Ufer zurückweichend, bald näher an dasselbe tretend, der Landschaft große Reize verleiht. Hinter dem hohen Rande verbirgt sich hier manches abgelegene Thal, das der vorüberziehende Schiffer von seinem Fahrzeuge aus nicht ahnt, und das so eine abgeschlossene Welt für sich bildet. Schön strömt der breite Fluß seine klaren Wellen dem gewaltigen Ocean zu, welcher zur Fluthzeit seine Wogen in die weite Mündung des Stromes hineindrängt. Ueber fünf Viertel deutsche Meilen sind hier die beiden Ufer von einander getrennt, und der große Wasserspiegel mit seinem Silberglanze wird unaufhörlich von zahlreichen Schiffen durchfurcht, welche entweder aus den verschiedensten Welttheilen in den sicheren Hafen von Lissabon einlaufen, oder diesen verlassen, um ihre Segel nach den entlegensten Enden unseres Erdballs zu richten.

Wir eilen nicht mit ihnen hinaus. Wo zwei bewaldete Hügel durch eine schmale Senkung von einander getrennt sind, bietet sich am nördlichen Ufer eine kleine Bucht, die, von einer Landzunge gedeckt, nur für den aufzufinden ist,

welcher der Oertlichkeiten völlig kundig ist. Unser Nachen gleitet um die Landzunge herum und landet in der Bucht, deren engbegrenzter Wiesenteppich von stattlichen Nußbäumen beschattet ist. Wir bemerken sofort einen Fahrweg, der rechts um den Uferhügel einlenkt und uns bald in ein dichtes Gehölz führt. Eine Viertelstunde mögen wir dasselbe durchschritten haben, als der Weg in einer scharfen Biegung nach Norden abfällt, und, nachdem er noch eine geraume Zeit durch den Wald geführt, zu üppig bestandenen Maisfeldern gelangt, welche den ganzen Raum des kleinen Thales zu füllen scheinen, das sich jetzt unseren Augen öffnet. Es ist ein lieblicher Anblick, denn die Höhen, die es umschließen, sind theils mit grünen Almen, theils mit Feigen und Oelbäumen bedeckt, zum Theil aber steigen sie auch in schroffen, braunen, mit Epheu überzogenen Felswänden auf, von denen manches Bächlein im flimmernden Wasserfall sich herunterstürzt. Dennoch scheint hier jeder Fuß breit fruchtbarer Erde dem Landbau gewidmet, und der Besitzer darauf angewiesen, dem Boden mit sorgfältiger Umsicht für sich und die Seinigen den Unterhalt abzugewinnen. Keine künstlichen Anlagen schmücken das einsame Thal, kein Park, keine Blumenrabatten verrathen, daß hier etwa ein reicher, üppiger Besitzer die heißen Monate des Jahres zur Sommerfrische verbringt, und seine vielfachen Bedürfnisse aus dem Gewühle der Stadt in den abgelegenen Winkel der Natur mit sich führt. Nur was diese von selbst bietet, ihr leuchtendes Grün, von den bunten Farben der wilden Blumen unterbrochen, ihr kräftiger Lichtglanz, der von der ewig blauen Himmelswölbung herniederströmt, die frische, kühlende Luft, die von dem nahen See über den Kamm der Berge und von der Pflanzenwelt mit tausend Düften gefüllt, in das Thal herabfließt, diese sind es, welche das rings abgeschlossene Thal zu einem Aufenthalte der Lust machen und dem

Genesung verheißen, welcher aus dem Treiben der Welt eine kranke Seele in einem kranken Leibe hierher rettet.

Diesem entspricht denn auch das Wohnhaus, welches sich im Hintergrunde des Thales dicht unter hohen Felswänden quer hindurchzieht, ein langes, einstöckiges Gebäude, weiß getüncht und ohne allen Zierrath, aber von hohen Platanen umgeben, die es dem Blick von fernher entziehen, so daß man es erst gewahrt, wenn man sich ihm genähert hat. So liegt dieses Thal, wie wenn es im fernsten, unbesuchtesten Theile des Landes sich befände, und Nichts verräth die Nähe eines jener großen Mittelpunkte des europäischen Lebens, die man Hauptstädte nennt, und in welchen sich zahllose Menschen mit ihrem zahmen Gethier und den tausendfachen Geräthen und Werkzeugen ihrer Beschäftigungen und Bedürfnisse in enge Straßen mit himmelhohen Häusern zu einem lauten und bunten Gewirre zusammendrängen, als ob die Gotteserde nicht Raum genug hätte, um für ihre Kinder zu einem weiten luftigen Wohnplatze zu dienen. Von dem Geräusche der Stadt, von dem Drängen und Treiben in ihr gelangte Nichts über den Strom und die Berge in das einsame Thal. Aber stieg man auf eine der Höhen, auf die Kuppe einer Felswand, dann öffnete sich dem trunkenen Blicke ein überwältigendes Schauspiel. Dort links hinauf lag die ausgedehnte Stadt am rechten Ufer des mächtigen Stromes, ihr Häusermeer drei Hügel hinauf- und hinabbreitend, mit den leuchtenden Kuppeln und Thürmen ihrer Kirchen, mit den breiten Façaden ihrer Paläste, mit den zahllosen Dächern ihrer Häuser; drüben, am anderen Ufer, ein wellenförmiges Land mit den üppigsten Fluren und Wäldern bedeckt, die von zahllosen Menschenwohnungen unterbrochen und geschmückt wurden. Rechts dehnte sich vor den geblendeten Augen der weite Rücken des atlantischen Oceans, dessen Brandung weithin an der Küste den grünen

Wasserschwall in langsam heranziehenden Wellenlinien in dem Silberglanze des Sonnenlichtes brach; die weite Fläche, die sich dem Auge zuletzt als eine hohe, schillernde Silberwand darstellte, wurde von zahllosen Schiffen belebt, die mit ihren gespannten Segeln und flatternden Wimpeln weißen und buntfarbigen Vögeln glichen, welche mit ihren Schwingen dicht über der Oberfläche der Wasserwüste hinzogen, um endlich in der Ferne sich zu verlieren; und zwischen der Stadt und dem Meere knüpfte der breite Strom ein glänzendes Band mitten durch den smaragdenen Teppich des Landes hindurch; im Hintergrunde endlich stiegen in blauem Duft die Berge der Sierra's zum Himmel auf, und schlossen wohlthuend das große Rundgemälde ab. Hier wußte man, daß man einer großen, herrlichen Welt angehöre, herrlich durch die ewigen Schöpfungen des göttlichen Weltgeistes und durch die Werke des unermüdlichen, immer sich neugebärenden Menschengeschlechtes; hier drang es Einem in die Seele, daß Jeder ein Glied, wenn auch noch so ein geringes, eines großen, unendlichen Ganzen sei, ob man auf der Höhe des Lebens oder in der Niederung der Verborgenheit lebe . . .

Aus der Fronte jenes Hauses führten mehrere Thüren in das Freie hinaus, eine derselbe auf eine kleine Terrasse, die an den Seiten mit Glaswänden und hohen Topfgewächsen vor Luft und Licht geschützt war. Vor ihr breitete sich auch ein bescheidener Blumengarten aus, dessen Beete von herrlichen Orangenbäumen unterbrochen waren, aus deren saftgrünem Laube die goldenen Früchte schimmerten. In den ersten Stunden des Vormittags befanden sich auf dieser Terrasse zwei Personen, die uns in ihrer Eigenthümkeit ins Auge fallen. In einem großen, weichgepolsterten Lehnsessel ruhte ein Mann, dem wir das körperliche Leid leicht absehen. Er mochte kaum sechszig Jahre zählen, und die noch immer runden Formen seines Gesichtes und

seiner etwas untersetzten Gestalt zeigten, daß er früher sich einer guten Gesundheit und eines anmuthigen Wesens wohl zu erfreuen gehabt. Hinter diesem guten Aussehen mochte sich wohl aber die heimlich genährte Schlange eines organischen Gebrechens verborgen haben, denn jetzt hatte die Krankheit ihre tiefen Spuren dem Antlitze und der Gestalt des Mannes eingeprägt, und wie er regungslos mit den geschlossenen Augen auf dem Sessel mehr dalag als saß, mußte eine völlige Erschlaffung sich seiner bemächtigt und ihn dem Leben um ihn entrückt haben. Der Sessel war dicht an die eine Glaswand gerückt, so daß er von dem Schatten der Gewächse mit Halbdunkel bedeckt war. Vor ihm stand ein Tisch, auf welchem sich einige Erfrischungen und Arzneien befanden, und an der andern Seite dieses saß eine Frau, die mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt war, ihren sinnenden Blick aber oft auf ihrem, in völliges Schweigen versunkenen Gatten ruhen ließ, und dann nach dem grünen Laube der Orangen oder dem azurnen Bogen des Himmels richtete. Die Frau hatte die Mitte des Lebens erreicht, aber ihr Antlitz und ihre Gestalt trugen die unverwischlichen Spuren der Schönheit an sich, einer Schönheit, die darum ihre siegreiche Wirkung noch immer nicht verfehlte, weil es zweifelhaft war, ob sie mehr in dem Ebenmaße ihrer Züge und Formen oder in dem Adel des Geistes bestehe, der aus den dunklen Augen, von der hohen weißen Stirn und den lieblichen Zügen des Mundes, aus der edlen Haltung und dem würdevollen Bau ihres ganzen Körpers sprach. Dieses Angesicht sagt uns, und die bereits bleichenden Locken, die sich um seine Schläfen legen, bestätigen es uns: schwere innere und äußere Kämpfe sind über dieses Weib dahingezogen, sie hat sie alle bestanden, sie weiß, noch andere, vielleicht noch schwerere werden kommen, aber sie wird sie bestehen, und ihre vielgeprüfte Seele wird dereinst ohne Makel in die

Hände des ewigen Richters sich empfehlen; hier kannst du immer auf Tugend, Treue und Hingebung rechnen, was du auch verlangest, und das Licht der Wahrhaftigkeit dringt aus den inneren Kammern dieses Herzens immer hervor, so dunkel auch die Schatten sind, die sich darum legen, und durchleuchten jede Nacht.

Theilen wir mit, was wir von der Vergangenheit dieser beiden Personen wissen. Gaspar Lopez Homem war ein weltberühmter, zu seiner Zeit vielleicht der reichste Kaufmann Spaniens, wohnhaft zu Barcelona. Seine Verbindungen reichten nach allen großen Handelsplätzen des Orients und des Nordens, und sein Scharfblick wetteiferte nur mit seiner Besonnenheit und Thätigkeit, um allen seinen Unternehmungen den besten Erfolg zu sichern. Der Großvater Gaspar's war ein inniger Freund und Genosse des großen Abarbanels gewesen, jenes Finanzministers Ferdinands des Katholischen, der alle seine Würden und Aemter und einen großen Theil seiner Reichthümer willig opferte, um mit dem glaubenstreuen Theile seines Volkes in die Verbannung zu wandern. Nicht so der alte Homem. Im Glücke hatte er die Studien, Bestrebungen und Geschäfte seines Freundes getheilt, jetzt aber trennte er sich von ihm, und unfähig, das ungewisse Schicksal des Exils mit großen Opfern zu erkaufen, zog er es vor, zur katholischen Kirche überzugehen und im Vaterlande zu bleiben. Da pflanzte sich nun von Vater auf Sohn und von diesem auf den Enkel die strengste Kirchlichkeit nach Außen, die pünktlichste Befolgung aller katholischen Gebräuche, verbunden mit wiederholten reichen Gaben an Klöster und Stiftungen, neben einer ununterbrochenen Vorliebe für das Studium der alten heiligen Schriften des Judenthums fort. Auch in Gaspar Lopez vereinigten sich diese beiden Richtungen ruhig mit einander, als wenn sie durchaus keinen Widerspruch in sich trügen. In dem geheimsten Gemach

seines großen Hauses, das Niemand außer den Seinigen betreten durfte, saß er während aller Mußestunden seines vielbeschäftigten Lebens, und forschte in den Büchern des alten Testaments und des Talmuds, und fand darin den höchsten Genuß, die lebhafteste Befriedigung. Und dennoch zeigte sich Niemand mehr als strengkatholischer Christ nach Außen, und Niemand gewahrte jemals an ihm, daß über diesen Zwiespalt eine Unruhe in seinem Geiste gewesen; es war, wie wenn Jemand zweierlei Berufsarten, zweierlei Aemter hätte, die zwar nicht ganz mit einander übereinstimmen, denen er aber, weil das Geschick sie ihm einmal auferlegt, mit gleicher Pflichttreue und Ergebung obliegt.

Anders war es in der Familie Rodrigues. Drängendere Verhältnisse, kaum zu überwältigende Schwierigkeiten hatten sich der Abfahrt aus Spanien für die Voreltern der Frau Mayor entgegengestellt; einen unsäglichen Kampf hatte es ihnen gekostet, die Taufe anzunehmen; eine schwärmerische Anhänglichkeit an den alten Glauben und dessen Vorschriften beseelte alle Glieder dieser Familie und war das Erbtheil, welches eine Generation der anderen übergab. In ihnen lebte die Sehnsucht, dieses Land des Glaubenszwanges und der grausamsten Verfolgung zu verlassen, und in einem anderen Erdstriche die kostbare Freiheit zu erlangen, sich offen zu der Ueberzeugung zu bekennen, die in ihnen lebte, und der ihr ganzes Herz gehörte. Aber um so mehr wurden sie überwacht, bei der hervorragenden Stellung, die sie einnahmen, jeder ihrer Schritte belauert, und keiner von ihnen durfte es wagen, den Weg ins Ausland anzutreten, wenn er nicht die Zurückbleibenden ins Verderben stürzen wollte. So war auch die schöne Mayor Rodrigues erwachsen, so die Gattin Gaspar Lopez' geworden, und ihr Lebensweg, scheinbar so glänzend und glücklich, war ein dornenvoller. Ihr Gatte konnte es nicht begreifen, was immer und immer

wieder sie antrieb, ihn zu bereden, Spanien doch zu verlassen, konnte es nicht fassen, wie man voll Unruhe und Gewissensqualen über Dinge sein konnte, die sich nun schon fast ein Jahrhundert so gemacht und die durch die Gewohnheit erträglich geworden, die sie doch selbst nicht herbeigeführt und für welche sie gleichsam geboren worden. Sie lernte endlich vor ihm über diese Dinge schweigen und den aufreibenden Streit, den ihre Ueberzeugung mit ihrem äußerlichen Thun und Gebahren stets von Neuem aufrief, still in ihrer Seele durchzukämpfen. Oft bedauerte sie, daß in ihren beiden heranwachsenden Kindern, Marie Nunes und Manuel, nicht dieselbe Unbefangenheit wieder erschien, welche ihren Mann im Innern seines Geistes vor jedem Widerspruche schützte, sondern daß auch in diesen jungen Seelen das Geschick ihrer Familie mit demselben Feuer, das zugleich leuchtete und zündete, sich wiedergebar, und um so mehr zu hellen Flammen aufschlug, je unerfahrener und natürlicher sie noch waren.

Indeß sollte es auch für die Familie Gaspar's bei dieser äußeren Ruhe nicht verbleiben. Die Reichthümer Gaspar's, die selbstverständlich noch weit überschätzt wurden, so groß sie auch waren, hatten längst die Eifersucht und Habgier der Gewalthaber in Kirche und Staat geweckt. Lange hatte man ihn geschont, weil er ihnen nützlich, ja oft nothwendig war, weil er sich so überaus vorsichtig betrug und durch seine Freigebigkeit einen großen Anhang im Volke besaß. Endlich glaubte man die Zeit gekommen, wo man sich auch seiner bemächtigen könnte, und wo auch er dem Geschicke verfallen sollte, welches bereits über so viele Tausende seiner Stammesgenossen ergangen war. Konnte man ihm weniger beikommen, so gab seine Gattin, deren Familie den Autodafé's der Inquisition schon mehrere Märtyrer geliefert, Verdachtgründe genug her, um die Fäden daran zu knüpfen, die zur festen Schlinge des Ver-

derbens für sie und ihr ganzes Haus zu bereiten, den Künsten der Inquisitoren ein so leichtes Spiel war.

Aber Gaspar Lopez und sein Gold hatten auch Freunde innerhalb der Kreise, wo dergleichen angesponnen wurde, und er empfing bald Kunde von dem ihn bedrohenden Geschick, so daß er schon die ersten Anzeichen des nahenden Sturmes zu deuten wußte. So gewaltsam die Inquisition zu aller Zeit verfuhr, so ließ sie doch ihr plötzliches Einschreiten stets nur nach langen, alle folgenden Schritte sichernden Vorbereitungen Platz greifen. Ihre Opfer wurden mit Fallstricken aller Art umgeben, geliebkost und scheinbar mit dem größten Vertrauen behandelt, ihnen mannigfache Versuchung in den Weg gelegt, und sie dabei, für sie ungeahnt, der schärfsten Beobachtung unterworfen. Auf diese Weise gelang es unbedingt, Thatsachen zu sammeln, welche bei irgend kühner Deutung die Anhaltspunkte für Gefängniß, Folter und Marter gaben und Geständniß und Verurtheilung zur Folge hatten. Lopez hatte aber nun Zeit, seine Contreminen zu legen, und da er sich alsbald überzeugte, daß die politischen Machthaber ihn aufgegeben hätten und ihn der Inquisition überlassen würden, so traf er mit der höchsten Vorsicht, aber ebenso großer Bestimmtheit seine Maßregeln, um den bei Weitem größten Theil seiner Reichthümer durch Uebertragung seines industriellen Verkehrs auf seine Comptoirs in Genua, Venedig, Livorno, Ancona, Smyrna und London in Sicherheit zu bringen. Dabei ließ er jedoch seine Niederlagen zu Barcelona durch Aufspeicherung von weniger kostbaren Waaren füllen und gab Aufträge, nach verschiedenartigen Grundstücken zu suchen, die er in Spanien anzukaufen sich das Ansehen gab. Hierdurch bewirkte er wenigstens, daß seine Feinde den gewohnten Gang ihrer Maßnahmen nicht beschleunigten, und eines schönen Morgens war er mit allen Gliedern seiner Familie verschwunden, hatte in aller

Stille ein segelfertiges Schiff bestiegen, und war nach Lissabon geeilt. Jetzt trat zwar die Inquisition mit ihrer Anklage hervor und führte diese bis zur Schuldigsprechung und Verbrennung der beiden Gatten im Bilde; aber sie und ihre Helfer sahen sich doch um die gehoffte Beute betrogen, denn es waren ihnen nur unbedeutende Hülsen geblieben, während der große markige Kern ihnen entzogen war.

Warum hatte aber Lopez seinen Weg gerade nach Lissabon genommen? Drohten ihm dort nicht dieselben Gefahren? Hatte nicht König Johann III. trotz seiner sonst bewährten Einsicht sich verleiten lassen, die Inquisition und die Jesuiten aus Spanien auch in sein Reich einzuführen? War nicht sein Nachfolger, der junge Sebastian, von den Jesuiten erzogen, von einem schwärmerisch kirchlichen Glauben beseelt, so daß von ihm nur eine grausame Behandlung für Flüchtlinge zu erwarten war, die den Schlingen der Inquisition soeben entgangen? Aber wohin sollten diese ihre Schritte richten? In allen nördlichen Staaten waren die Juden ausgewiesen, in Deutschland von Stadt zu Stadt gejagt; Italien seufzte unter spanischer Herrschaft, und im Kirchenstaate waren die letzten Päpste von der feindseligsten Gesinnung gegen die irrenden Kinder Abrahams. Der fanatische Haß feierte eben in Europa seine letzten Feste, und die furchtbare Spaltung innerhalb der christlichen Kirche und der daraus entsprungene hartnäckige Kampf der neuen und der alten Kirche hatte die Intoleranz auf beiden Seiten nur geschärft, so daß sie einander bald hierin nichts nachgaben. So standen zu dieser Zeit den flüchtigen Juden, namentlich den Marranen, d. h. den zum Christenthum übergetretenen spanischen Juden, welche entweder aus Furcht vor der Inquisition, die sie unter dem Vorwande eines unaufrichtigen Bekenntnisses zum Scheiterhaufen führte, oder aus

dem unüberwindlichen Drange, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren, der pyrenäischen Halbinsel entflohen, nur die orientalischen Länder offen. Hier aber, in Nordafrika und Asien, waren bereits die inneren Zustände von ihrer früheren Höhe tief herabgesunken, und die Juden wurden, höchstens mit Ausnahme der türkischen Provinzen in Europa, mit der schmählichsten Verachtung in den Staub getreten. Dabei waren Lebensart und Sitten so verschieden, daß, wer in den höheren Kreisen Spaniens bis jetzt gelebt, sich nur in der höchsten Noth entschließen konnte, dem Orient sich in die Arme zu werfen. Dazu konnte sich Gaspar Lopez nicht entscheiden; er hing zu sehr an seinen bisherigen Gewohnheiten, war von inneren Beweggründen zu wenig getrieben, als daß er sich, falls er seine Person nur ungefährdet glauben konnte, hätte weiter entfernen sollen. Hierzu kam aber, daß er in Lissabon eine Bürgschaft der Sicherheit zu haben sich versprach. Der junge König war allzu sehr mit den phantastischen Plänen, die Ungläubigen in Afrika zu bezwingen, und die reichen Küstenländer dieses Welttheils dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen, beschäftigt, als daß er nicht im Innern seines Landes den Parteien einen freien Spielraum hätte gewähren, und vor Allem denen seinen Schutz leihen sollen, welche ihm für seine Rüstungen Unterstützung verhießen. An der Spitze der einen, und zwar der weniger klerikalen Partei stand Antonio, Prior zu Crato. Er war der Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, des zweiten Sohnes des Königs Emanuel, und war somit dem Könige Sebastian aufs Nächste verwandt, da zwischen diesem und ihm nur noch sein Oheim, der 67jährige Cardinal Heinrich, der dritte Sohn des großen Emanuel, stand. Herzog Ludwig, Antonio's Vater, hatte sich aber einer Mesalliance schuldig gemacht, indem er, in heißer Liebe zu der schönen Isabella Rodrigues entbrannt, diese geehelicht, welche die Mutter

Antonio's geworden. Die Nichte der Isabella, die Gattin Gaspar Lopez', konnte daher wohl auf den Schutz Antonio's für sich und die Ihrigen rechnen, wenn auch dessen Eltern längst schon im Grabe ruheten. Sie hatte sich nicht verrechnet, und da ihr Mann dem Könige ein Geschenk von tausend Waffenrüstungen für den bevorstehenden afrikanischen Feldzug versprach, ward es dem einflußreichen Prior leicht, ihm das königliche Wort als Bürgschaft seiner Sicherheit zu verschaffen.

So vergingen der Familie Homem einige ruhige Jahre in Lissabon, wenn auch nicht frei von Befürchtungen und getrübt von der Aussicht, daß die Zukunft wieder eine dunklere werden könnte. Da führte endlich Sebastian seinen lang gehegten Plan aus. Er setzte glücklich sein Heer nach Afrika über; aber in der Ebene von Alcassar entbrannte eine furchtbare Schlacht zwischen seinem und dem ungleich stärkeren Heere des Muley Moluch, die unglücklich, ja mit dem Tode des jungen Königs endete. Dieser Schlag traf das portugiesische Reich mit einer furchtbaren Erschütterung. Der alte Cardinal bestieg den Thron; wer aber sollte sein Nachfolger werden? Vier Sprößlinge Emanuels machten sich das Erbrecht streitig, unter ihnen Philipp II. selbst und der Prior Antonio. Jenem wurde die Krone abgestritten, weil er nur durch seine Mutter, die älteste Tochter Emanuels, ein Anrecht habe und das portugiesische Volk ihn haßte, diesem, weil ihm die spanische Partei, in deren Reihen der zum Theil mit spanischem Golde erkaufte Adel und die größere Zahl der Geistlichkeit sich befanden, vorwarf, ein Bastard zu sein, indem sie die eheliche Einsegnung seiner Eltern ableugnete. Diese Frage beschäftigte den greisen König während seiner anderthalbjährigen Regierung unaufhörlich, regte die Intriguen der Parteien zum lebhaftesten Spiele auf und blieb selbstverständlich ungelöst.

Nach der Schlacht bei Alcassar verließ Gaspar Lopez die Hauptstadt, und zog sich in die Verborgenheit des einsamen Thales zurück, das eben so sehr durch seine Lage wie durch die unscheinbare Beschaffenheit, die ihm das Ansehen des Gutes eines wenig bemittelten, das Land bestellenden Hidalgo gab, geeignet schien, an den Mann vergessen zu machen, der hierher seine Zuflucht genommen. Auch war dies um so leichter zu erwarten, da Lopez in der Residenz selbst keine Rolle gespielt und die ringenden Parteien keine Zeit hatten, sich mit nebensächlichen Dingen zu beschäftigen oder durch Gewaltthätigkeiten sich jetzt schon Feinde und Haß zuzuziehen. Seit Monden jedoch war Lopez kränklich geworden und zuletzt in jenen Zustand der Erschlaffung verfallen, in welchem wir ihn auf der kleinen Blumenterrasse vor seinem Hause im Lehnsessel ruhen sehen.

Frau Mayor war allmälig in tiefes Sinnen versunken. Sie glaubte ihren Mann schlummernd oder doch jener kraftlosen Mattigkeit anheimgefallen, die ihn für jede körperliche und geistige Bewegung unfähig machte. Die Züge ihres edlen Antlitzes nahmen, von jedem Zwange befreit, das Gepräge der tiefinnersten Sorglichkeit und Beunruhigung an, und während ihre Hände mechanisch ihre Arbeit fortsetzten, senkte sich ihr Haupt, und ihre Gedanken schienen einen weiten Flug über Raum und Zeit zu nehmen. Aber wenn sie sich so ganz unbeachtet glaubte, so irrte sie doch. Gaspar Lopez mochte in den letzten Tagen sich wieder etwas erholt und gestärkt haben, ohne daß er, nach seiner gewohnten Ruhe, dies in lebhafter Weise erkennbar gemacht. Seit geraumer Zeit hatte er dann und wann die Augen aufgeschlagen und seine prüfenden Blicke auf seine Gattin gelenkt; dann machte er geräuschlos Versuche, sich aus seiner liegenden Stellung zu erheben, und diese waren ihm gelungen, denn er saß jetzt plötzlich auf-

gerichtet im Sessel. Nach einer Pause rief er mit leiser, sanfter Stimme: „Liebe Mayor, theures Weib!“

Seine Gattin fuhr auf; der unerwartete Ruf traf sie zuerst fast mit Entsetzen; aber ein Blick auf den ruhig dasitzenden und fast lächelnden Gatten wandelte ihren Schrecken in namenlose Freude. „Gaspar, Gaspar!“ rief sie aus, „was ist Dir, wie geht's Dir?“ Schnell sprang sie auf und war um den Tisch an der Seite ihres Gatten und umfaßte diesen, dem diese Liebkosung etwas zu stürmisch erschien. „Sei ruhig, Mayor,“ antwortete er sanft, aber bestimmt, „ich fühle mich bedeutend besser, Gott stärke mich weiter; reiche mir einige Erfrischungen, und dann laß Dich ruhig wieder auf Deinen Sitz nieder, den Du hier dicht an meinen Sessel rücken magst.“

Sie leistete diesem Verlangen willig Folge, obgleich die Geräthe in ihrer Hand zitterten, und sah mit Entzücken, daß ihr Mann wieder eine, wenn auch noch geringe Lust nach Speise und Trank zeigte. Als sie an seiner Seite saß, nahm er ihre Hand und sagte: „Nun, Mayor, sollst Du mir eine Frage beantworten; aber unumwunden, mit der Wahrhaftigkeit, die ich an Dir kenne. Ich habe Dich seit gestern und vorgestern beobachtet, wenn ich so allmälig aus meinem ohnmächtigen Zustande erwachte. Da habe ich Dein kummervolles Antlitz, Deine Stirn von schweren Sorgen beschattet gesehen. Sage mir, was Dich drückt, verhehle mir Nichts.“

Das Auge des Mannes war bei diesen Worten fragend und bittend zugleich auf das Gesicht seines Weibes gerichtet. Dieses gerieth in eine gewisse Unruhe, eine Röthe bedeckte ihre blassen Wangen, und sie stammelte: „Aber, lieber Lopez, ist Deine Krankheit nicht Veranlassung genug zu Kummer und Sorge? Braucht es noch anderer Ursachen?“ . . .

„Nicht doch, nicht doch; wolle mich nicht täuschen, Mayor. Deinen Kummer über meine Leiden kenne ich wohl; aber ich irre mich nicht, es ist noch etwas Anderes dazugetreten, und das will ich wissen. Deine Verlegenheit in diesem Augenblicke ist ein Beweis mehr. Sei still," fuhr er fort, als sie ihn unterbrechen wollte, „ich weiß, was Du sagen willst: ich solle meine Schwäche bedenken und mich um Nichts kümmern. Aber Du weißt, Ungewißheit ist es allein, was mich aufzuregen vermag, und mir darum schaden kann. Sonst ertrage ich Alles mit Festigkeit, und darum sprich zu mir."

Frau Mayor sah wohl ein, daß sie hier keinen Widerstand leisten dürfe. „Nun gut," antwortete sie, „so schwer es mir wird, Deine eben wieder erlangten Kräfte durch beunruhigende Gedanken zu gefährden, so schulde ich Dir doch Gehorsam, und glücklicher Weise sind die Dinge nicht so arg, wie Du Dir einzubilden scheinst. Ich leugne nicht, daß ich etwas besorgt bin. Es betrifft dies aber allein Don Samuel Pallache. Seitdem er in Middelburg angekommen und von dort aus über seine Hoffnungen des günstigsten Erfolges uns schrieb, ist keine Nachricht von ihm oder über ihn wieder eingelaufen. Monate sind vergangen, und ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll."

Gaspar blickte seine Gattin scharf an, und sprach: „Bist Du denn, liebe Mayor, über die Person des würdigen Consuls und was ihr zugestoßen sein könnte, so überaus bekümmert? Ich weiß doch, daß Du eigentlich sehr gegen die beabsichtigte Verbindung unserer Tochter mit ihm warst, so daß Dir an einer Beschleunigung derselben nicht gar viel gelegen sein dürfte?"

„Ich leugne es nicht," erwiderte sie ruhig, „daß ich nur ungern Marie Nunes zur Einwilligung in ihre Verlobung mit Don Samuel bestimmte. Das liebliche, sechs-

zehnjährige Mädchen hat noch keine Ahnung von dem, was es heißt, sich für das ganze Leben mit einem Manne zu verbinden, der ihr bis dahin fremd gewesen. Ihr reines, unschuldiges Herz kennt noch keine Leidenschaft — wehe, wenn es diese späterhin kennen lernen sollte! Kannst Du mir solche trübe Ahnungen verdenken, da mir doch das Bild meiner unvergeßlichen Schwester Consola und ihr trauriges Geschick vorschweben mußte? Aber ich überzeugte mich doch, daß es eine Nothwendigkeit wäre, unser Kind einem so vertrauenswürdigen Manne zu übergeben, wenn es diesem gelänge, eine Freistatt in einem freien Lande zu erwerben. Diesem Ziele schienen wir so nahe, und dieses Stillschweigen Don Samuels muß mich daher wohl betrüben.“

„Mayor,“ erwiderte der Kranke, „Du scheinst hiermit doch noch nicht zu Ende zu sein. Du bist gescheidt genug, um Dir eine Menge Ursachen denken zu können, welche das Ausbleiben von Briefen veranlassen konnten. Ein Schiff, auf dem sich dergleichen befanden, kann verschlagen oder gar verloren gegangen sein; die Verhandlungen können sich in die Länge ziehen, und Pallache kann uns erst mit einem vollständigen Erfolge überraschen wollen, oder was dergleichen geschehen sein könnte. Du kennst meinen bewährten Grundsatz, über weite Entfernungen hin soll man sich niemals Sorge machen, denn alle Befürchtungen, die unsere Einbildungskraft uns so geschäftig vormalt, treffen in der Regel das Richtige am seltensten. Es muß also Deiner Bekümmerniß noch etwas Anderes zu Grunde liegen. Sage mir's. Wie steht es in Lissabon?“

„Theurer Gaspar, kümmere Dich doch darum nicht; wir wohnen hier sicher; die Welt hat uns vergessen . . .“ Die Frau sprach dies, aber vergebens rang sie mit den Seufzern, die ihrer Brust entsteigen wollten; ihre Stimme zitterte, ihr Antlitz war bleich.

Mit etwas strengerem Tone redete Gaspar Lopez jetzt seine Frau an. „Laß dieses vergebliche Spielen, Mayor, das mich nur um so besorgter macht, mich in wirkliche Unruhe versetzt. Du machst umsonst den ersten Versuch in Deinem Leben, mich zu hintergehen; Dein eigenes Aussehen straft Dich Lügen. Also sprich die Wahrheit."

„Es sei so, Gaspar. Wisse, König Heinrich liegt im Sterben. Um sein Lager stehen die Parteien, bereit, nach seinem letzten Todesseufzer über einander herzufallen und sich zu zerfleischen. In der nächsten Stunde wird der Bürgerkrieg ausbrechen und die Fluren dieses Landes verwüsten; und — was das Schlimmste — der Tyrann von Spanien steht mit einem auserlesenen Heere an der Grenze, und der letzte Augenblick König Heinrichs wird der erste sein, in welchem die Spanier ihren eisernen Fuß in die Marken Portugals setzen. Was dann für ein Loos unser wartet, brauche ich Dir nicht zu sagen, und Du begreifst wohl, wie mein Auge jetzt voll Sehnsucht auf die ferne Küste gerichtet ist, auf welcher der einflußreiche Freund uns eine Rettungsstätte zu bereiten strebt."

Lopez sann einige Augenblicke still vor sich hin. „Ja," hob er an, „das ist freilich besorglich genug, aber doch lange nicht so sehr, wie es Dir scheint. Ich fürchte, theure Mayor, Deine alte Unruhe ist wieder in Dir erwacht; es glühen wieder die Sohlen unter Deinen Füßen; Du verlangst wieder fort, fort aus dem Hafen, in den wir uns gerettet, und Deine aufgeregten Sinne wittern überall Sturmzeichen, ehe deren noch die ersten herangekommen. Was denkt denn Dein königlicher Vetter Antonio zu thun? Und glaubst Du wirklich, Philipp II., der Herr des unermeßlichen Reiches, habe Nichts weiter zu thun, als an die kleine marranische Familie zu denken? Er hat sicherlich unser längst vergessen; dies bewies uns sein völliges

Stillschweigen, da er uns sonst vom portugiesischen Hofe längst als Verurtheilte zurückgefordert hätte."

„Das ist Deine Ueberzeugung nicht, Gaspar," fiel dessen Gattin ihm heftig in die Rede. „Philipp von Spanien und vergessen! So wenig er die Worte im Codicill seines Vaters, des Mönchs von St. Juste, die ihn beschwören, „Sorge zu tragen, daß die Ketzer von aller Welt streng unterdrückt und gezüchtigt würden, ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf eine Ausrede zu ihren Gunsten", jemals vergäße, so wenig vergißt er Eines, den sein blutdürstiges Auge einmal erfaßt, vergißt er einer Beute, nach der ihm einmal gelüstet, und die ihm entgangen. Gerade sein Stillschweigen darf uns nicht in thörichte Sicherheit wiegen: Philipp faßt nur zu, wenn sein Raub dicht unter seinen Krallen liegt. Was den Prior betrifft, so habe ich zu seinem Willen alles Vertrauen, aber wenig zu seiner Kraft . . ."

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch der beiden Gatten unterbrochen. Lopez, obgleich noch regen Theil an ihm nehmend, hatte sich wieder in den Sessel zurückgelegt und seine Augen schienen sich wieder schließen zu wollen. Jetzt trat Marie Nunes, seine Tochter, aus der Thüre auf die Terrasse. Sie trug einen Brief in ihrer erhobenen Rechten und schritt zu ihrer Mutter hin. „Ein Brief, theure Mutter," sprach sie mit lauter Stimme, „den Carlo soeben aus der Stadt mitgebracht; Manuel wird auch in einer Stunde hier sein" — ihre Mutter hatte eine abwehrende Bewegung mit der Hand gemacht, und ihr Blick fiel jetzt auf ihren Vater. Ihr Eintritt hatte auf diesen einen eigenen Eindruck gemacht, wie sie ihn seit längerer Zeit nicht gewohnt war. Marie Nunes, in der ersten frischen Blüthe der Jugend, war eine seltene Schönheit, eine Schönheit, deren selbst die Geschichte auf ihren Tafeln zu erwähnen nicht vergessen hat. Ihr blendender,

fast durchsichtiger Teint, ihre ebenmäßigen und zugleich anmuthigen Züge, ihre großen blauen Augen voll des Glanzes eines hohen Geistes, einer edlen Seele, die Fülle blau-schwarzen Haares, das in reichen Locken auf Nacken und Schultern fiel', die vollkommene Gestalt mit schon jetzt gerundeten Formen machten aus ihr eine Erscheinung, von der gleichsam ein höherer Lichtglanz ausströmte und auf welche die Blicke Aller sich richteten, sobald sie in einen Raum eintrat. Auch bei dem kranken Vater rief sie einen solchen Eindruck hervor, da er wieder einmal dem Bewußtsein des Lebens zurückgegeben war. Die Lider seiner Augen hoben sich, und ein Feuer inniger Liebe entzündete sich in diesen; ein Lächeln umzog seinen bleichen Mund, und er faßte die Armlehne seines Sessels, um sich aufzurichten. Alsbald gewahrte sie diese Bewegung und mit einem Freudenschrei stürzte sie zu ihm hin, kniete auf seinen Fußschemel nieder, umfing seinen Nacken, legte das Haupt mit grauen Locken auf ihre Schulter, und Thränen der Freude rollten aus ihren Augen.

„O Vater, mein Vater!“ rief sie aus, „befindest Du Dich wieder wohl, fühlst Du Dich genesen, erhört Gott unser Flehen —“ die Mutter trat hinzu, suchte die Tochter zu beschwichtigen, mahnte sie, den Vater nicht aufzuregen, und gelangte endlich dahin, das bewegte Mädchen zu einem Sitze zu führen. Alsbald aber richtete Gaspar seine Blicke auf seine Frau, und fragte nach dem Briefe. Frau Mayor sah, daß sie ihn ihrem Gatten nicht verbergen könne, holte ihn hervor, öffnete ihn, und erkannte — daß er von Don Samuel Pallache war. Lopez verlangte, daß sie ihn vorlese.

„Er ist von Oporto datirt, und von dort vor fünf Tagen abgegangen . . . von Oporto, mein Gott, wie kommt der Mann dahin? Warum ist er nicht hier . . .“

„Wir werden es erfahren, Mayor. Lies ihn.“

Der Brief lautete:

„Meine Freunde! Wundert Euch nicht, daß statt meiner diese Zeilen bei Euch erscheinen. Es ist die Fügung Gottes, der wir Alle unterworfen sind. Ich war in Middelburg bis dicht an das Ziel gelangt, als ein Priester, der sich den Diener der neuen Lehre des wahren Glaubens und der reinen Liebe nennt, durch Aufhetzung des Pöbels alle meine Pläne vereitelte. Die beifolgende Depesche, die ich damals an Euch schrieb, wird Euch das Nähere mittheilen. Ich sah ein, daß es in diesem Lande mit meinen Angelegenheiten zu Ende sei, ordnete meine Geschäfte und bestieg ein Schiff, um nach Lissabon zurückzukehren. Aber Alles verschwor sich, um diese Fahrt zu der unglücklichsten meines Lebens zu machen. Ich hatte dieses Land so gern wieder verlassen, in welchem, wie ich hier höre, die Kriegsfurie entfesselt ist. Denn diese hochmüthigen Städte haben es gewagt, den Befehlen des Herzogs von Alba zu trotzen, und er hat sein blutiges Racheschwert gezogen, um sie zu züchtigen, was ihm sicher gelingen wird. Alles ging gut; aber kaum hatte das Schiff in den atlantischen Ocean eingelenkt, als es ein Spiel der widrigsten Winde und des furchtbarsten Regenschwalls wurde. Ueber drei Monate wurden wir hin und her geworfen, bald zu den Azoren, bald nach der Küste von Brasilien, bald wieder gen Norden hin, bis wir endlich vor acht Tagen in Sicht von Oporto kamen, und da unser Schiff Havarie genug gelitten, waren wir glücklich, einlaufen zu können. Meine erste Pflicht ist nunmehr, nach Marokko zu gehen, um meinem Souverain, dem Sultan, Rechenschaft abzulegen. Ich hoffe zu Gott, daß der Herrscher mir seine Zufriedenheit bezeugen wird, denn ich habe ihm große Dienste geleistet. Auch unter den muselmännischen Völkern macht das Gold Alles aus, so gut wie unter den christlichen Nationen. Morgen geht ein Schnellsegler dahin ab — Gott gebe eine glück-

liche Fahrt. Habe ich dann diese Geschäfte abgewickelt, und einmal mein Haus wieder bestellt, dann kehre ich nach Lissabon zurück, um Euch wiederzusehen, und die liebliche Marie Nunes, der mein ganzes Herz für immer gehört, deren Bild ich im Wachen und Träumen verehre, noch einmal aufs Flehendlichste zu bitten, mir ihre Hand zu schenken, die mich zum glücklichsten der Menschen machen wird, sie mir zu schenken, auch wenn sie mir statt nach dem eisigen Norden, in den blühenden Süden folgen müßte. Und warum sollte sie nicht? Ich fühle, daß ich ihrer so würdig bin, wie ein Sterblicher dieser Engelserscheinung würdig sein kann, und die Liebe ist es ja, die Alles gleich, Alles erträglich macht. So gebe uns der Himmel ein glückliches Zusammentreffen!

„Doch Eines muß ich noch erwähnen. Ihr habt mir da einen wunderlichen Diener mitgegeben, Frau Mayor. Ich will nicht leugnen, daß er mir sehr gute Dienste geleistet, und noch merkwürdiger ist es, daß er mir wirklich einen dringenden Empfehlungsbrief vom Prinzen von Oranien gebracht hat, und diesen ausgezeichneten Herrn selbst gesehen und gesprochen haben wollte, was ich ihm sogar glauben mußte. Dabei aber hat er sich nie herabgelassen, mir irgend eine Erklärung über sein Thun und Bleiben zu geben. Bald war er bei mir, bald war er fort, ohne daß er sich die Mühe gab, mir nur eine Anzeige vorher davon zu machen. Doch ich ließ ihn gewähren, und er bestieg mit mir in Amsterdam das Schiff. Kaum aber hatten wir den Canal hinter uns und waren in den atlantischen Ocean eingetreten, es war am Morgen des dritten Tages unserer Fahrt — so war Jakob vom Schiffe verschwunden. Ich dachte lange Zeit, wie er gegangen, würde er wiederkommen, und es hätte mich kaum in Erstaunen gesetzt, wenn er mitten im Sturme, wo die Wogen des Meeres das Schiff bald thurmhoch, bald tief in den Ab-

grund schleuderten, auf einmal in meiner Cajüte vor mir aufgetaucht wäre — aber das geschah nun doch nicht: er war und blieb verschwunden, und ich habe den Jakob nicht wieder gesehen. Ob er in der Nacht vom Schiffe ins Meer gefallen und ertrunken, ob er sich in ein Boot gelassen und sich vom Schiffe entfernt habe — was Letzteres sehr unwahrscheinlich, denn es fehlte kein Boot auf dem Schiffe, und wir waren bereits außerordentlich weit von der Küste — ich weiß es nicht. Ich befragte die Schiffsleute, diese hatten aber ein so abschreckendes Benehmen gegen mich angenommen, zeigten bei jeder Gelegenheit ihr Mißwollen gegen mich so deutlich, beschränkten mich auf einen so kleinen Raum auf dem Verdecke zum Spaziergang, daß ich auch von ihnen Nichts erfahren konnte. Gewiß, theure Frau Mayor, macht Ihr mich hierfür nicht verantwortlich, da es ja von vornherein seine erste Bedingung war, daß ich mich um sein Gehen und Kommen nicht bekümmern dürfe. Und so küsse ich Ihnen und der schönen Marie Nunes die Hände, hoffe, daß Don Gaspar seine Gesundheit wieder erhalten und Don Manuel meiner sich brüderlich erinnert. Gott befohlen!" —

Als Frau Mayor den Brief mit abwechselndem Affekte, namentlich den letzten Theil mit unverkennbarer Aufregung hastig vorgelesen, begegneten sich die Blicke der beiden Gatten, und wie mit Einem Munde riefen sie aus: „Jakob verschwunden!" Frau Mayor aber setzte wie unwillkürlich mit etwas leiserem Tone hinzu: „So ist unsere letzte Stütze gebrochen!"

Auch Marie Nunes war dem Briefe aufmerksam gefolgt, und obschon die Vereitelung des Planes, nach den Niederlanden überzusiedeln, sie sehr zu bewegen schien, blieb sie doch offenbar bei den anderweitigen Ergüssen des Don Samuel, namentlich bei denen, die sie selbst betrafen, kalt und gleichgültig. Aber durch den Ausruf ihrer Mutter

aufmerksam gemacht, fragte sie: „Jakob — ist das nicht der junge Mann, der eine Zeit lang vor der Abreise Don Samuels mehrere Male bei uns in diesem Hause erschien, mit den glänzenden, dunklen Augen und dem reichen, schwarzen Haupthaar und Bart?"

„Das war er."

„Und was war er? Auch ich beklage es, wenn er verloren sein sollte — aber was macht Euch seinen Verlust so überaus schmerzlich?"

„Theures Kind," antwortete die Mutter, „das ist nicht unser Geheimniß, sondern das seinige, und wir können es Dir daher nicht mittheilen. Aber sprich, geliebte Marie, was meinst Du denn zu dem Antrage Deines bisherigen Verlobten? Wirst Du ihn annehmen?"

Marie Nunes wurde bleich, und ihre Lippen zitterten ein wenig. Sie mußte sich erst fassen, ehe sie antworten konnte. Dann aber übergoß eine helle Röthe ihr schönes Antlitz, und sie sprach mit Entschiedenheit: „Nimmermehr, theure Eltern! Ich achte Don Samuel, aber ich empfinde kein Verlangen, an seiner Seite durch das Leben zu wandeln. Eher das Gegentheil. Als es sich darum handelte, für meine Familie eine sichere Zufluchtsstätte zu erlangen, vielleicht für eine große Anzahl unserer Stammesgenossen, um uns Alle aus jenem unseligen inneren Zwiespalt zu retten, der uns schon so viele Jahre quält und selbst jede Stunde der Ruhe verbittert — da zögerte ich nicht, dem Manne meine Hand zu reichen, der sie als einen Preis für ein solches Ziel forderte. Aber nun dies völlig vereitelt ist — nimmermehr! Warum hat er auch das Leben in seiner Heimath so wahrheitsgetreu geschildert und all das Elend uns vorgemalt, in welches Muselmann und Jude dort versunken sind? Ihr wollet nicht hin, theure Eltern, und ich sollte diesem Manne dahin folgen?! Ich weiß es, Ihr werdet mich nimmer zwingen wollen, und

so wird es das Beste sein, Ihr schreibet es Don Samuel gleich ab, damit er sich nicht mit falschen Hoffnungen trage, und sich noch hierher bemühe."

Bei den letzten Worten hatte das liebliche Mädchen ihre Hände unbewußt gefaltet und sah ihre Mutter und ihren Vater mit so flehenden Blicken an, daß die erstere sich beeilte, ihm die völlige Freiheit zuzusichern, in welcher es seine Entschließungen stets werde fassen können. „Wie es nun auch komme," fügte Frau Mayor hinzu, „wir müssen auf den Schutz Gottes vertrauen; wo uns Menschen verlassen, wird Er uns nicht verlassen —"

Das Angesicht Marie Nunes' hatte bei diesen Ausrufungen ihrer Mutter einen hohen Ernst, eine gewisse Strenge angenommen, und mit Feuer rief sie aus: „Aber, Mutter, verdienen wir auch diesen Schutz Gottes? Machen wir uns dessen nicht täglich, stündlich unwerth? . . . Jedes Mal, wenn wir unsere Kniee beugen vor dem Bilde des, den unsere innerste Seele keinen Gott nennt, wenn wir die Gebräuche und Vorschriften einer Kirche mitmachen, die unsere tiefste Ueberzeugung als abergläubisch bezeichnet, wenn wir heuchlerische Worte, absichtlich erfundene Lügen in das Ohr des lauschenden Priesters flüstern, wenn wir — — o das Herz will mir zerspringen, in den Stunden der Nacht ringen sich meine Hände wund, und mein Kissen wird von Thränen feucht, und meine Seele seufzt: beschwören wir nicht die Strafe des verleugneten Gottes, die Sühne tausendmal gebrochener Wahrheit auf unsere Häupter herab, und verdienen im Voraus alle die Schläge der gerechten Vergeltung, die uns treffen können — —"

Das junge Mädchen stand da, die Rechte erhoben, mit so tiefschmerzlichen Zügen im Antlitz, mit so heiligem Feuer auf der Stirn und in den Blicken, daß sie für eine zürnende Prophetin angesehen werden konnte, zürnend auf sich selbst und die eigene sturmvolle Zukunft verkündend.

Erschrocken blickte der Kranke auf seine Tochter, die so zermalmende Worte sprach; bald sanken seine Arme schlaff hernieder und sein Körper senkte sich in den Sessel zurück. Frau Mayor, die todtenbleich dem leidenschaftlichen Ausbruche dessen zugehört, was sie in dem Herzen ihres Kindes schon lange Zeit vermuthet, und das sie selbst seit Jahrzehnten mit sich umhergetragen und nur mühevoll jedem Auge und jedem Ohre verborgen gehalten, die aber vergebens der Tochter Zeichen gegeben, vor dem Vater zu schweigen, sprang jetzt auf und eilte zu ihrem Gatten. Dieser lispelte ihr aber entgegen: „Sei nur ruhig, Mayor, es geht vorüber.“ —

VI.

Eben hatte Gaspar Lopez sich etwas zu erholen begonnen, als die Thüre abermals sich öffnete, und Manuel, sein einziger Sohn, auf die Terrasse trat. Es war ein achtzehnjähriger Jüngling, der in seiner Gestalt dem Vater glich und gedrungene Formen zeigte, aber in seinem ovalen, etwas hageren Gesichte mit den feurigen Augen und der umschriebenen Röthe auf den bleichen Wangen vielmehr den Charakter und die geistigen Anlagen seiner Mutter verrieth. Er mußte in jener aufgeregten Stimmung sein, die sich vorzugsweise mit den Gegenständen beschäftigt, welche die eigene Seele erfüllen, und unfähig macht, die Gefühle Anderer zu beobachten und zu berücksichtigen. Denn er trat hastig zu der Gruppe der Seinen, ohne zu gewahren, wie bewegt dieselben in diesem Augenblicke waren, und nach kurzer, wenn auch herzlicher Begrüßung rief er ihnen zu: „Ich bin erfreut, Euch hier zusammen zu finden, denn ich bringe Euch große, folgenschwere Nachrichten."

Um so mehr wandte sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden ihm zu, und er fuhr fort: „Gestern Abend ist König Heinrich plötzlich verstorben. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Er starb wie er gelebt, ohne die geringste Entscheidung über die große Frage, die Portugal bewegt, seinerseits zu treffen, wer nämlich sein Nachfolger

werden solle. Dom Antonio hat sofort die Zügel der Regierung ergriffen und nahm während der Nacht die Huldigungen als König von denen entgegen, die sie ihm bringen wollten."

„Und wer waren diese?" warf Lopez hinein.

„Nur die untern Beamten und die Offiziere des kleinen Heeres, das in Lissabon liegt. Der hohe Adel und die Geistlichkeit sind fast gänzlich aus der Stadt verschwunden. Heute früh, als die Nachricht sich verbreitet hatte, drängte sich das Volk in unermeßlichen Haufen vor dem Schlosse. Dom Antonio trat auf den Balkon, und wurde mit endlosem Jubel empfangen. Das Volk hat ihn anerkannt und schwor ihm einmüthig Treue und Gehorsam zu. Es erschienen sofort zwei königliche Proklamationen: die eine kündigt das Hinscheiden des Königs und den Regierungsantritt Antonio's I. mit dem Hinweis auf die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche an; die zweite ruft das Volk, alle waffenfähige Mannschaft auf, zur Vertheidigung des Vaterlandes, dessen Grenze bereits die feindlichen Scharen überschritten, sich zu versammeln. Die Portugiesen sollen zeigen, daß sie ihre Selbständigkeit und Freiheit nicht unter fremdes Joch beugen lassen, das allen Wohlstand und alles Gedeihen erdrücken und in den Kriegen, in welche Spanien verwickelt ist, nur den Verlust aller unserer überseeischen Besitzungen herbeiführen werde."

„Und welche Wirkung haben diese Proklamationen gemacht?" fragte der Vater den Jüngling von Neuem.

„Eine erstaunliche, Vater, eine hinreißende. Sie gingen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Das Volk scharte sich zu Haufen auf den Straßen, in deren Mitte die Proklamationen verlesen wurden. Alles jubelte laut auf, umarmte sich und betheuerte, Gut und Blut an die Vertheidigung des Vaterlandes zu setzen. Die Zeughäuser sind geöffnet; wer sich meldet, dessen Name wird

eingetragen, er empfängt Waffen und die Anweisung, wo er sich stellen solle. Man hofft, ja man ist überzeugt, es werde sich eine ansehnliche Truppenmasse zusammenfinden."

„Hast Du Dom Antonio gesehen?" fragte die Mutter bewegt.

„Ich habe ihn gesehen, bei dem ersten Morgenstrahle eilte ich in den Palast; ich wurde vorgelassen, und der König sprach trotz des Dranges der Geschäfte und der Menge, die ihn umgab, eine längere Zeit mit mir. Er sprach die Hoffnung aus, daß auch ich und meine Freunde, die Mendes', Medeyros', Belmonte's, de Pina's, Lobato's, ihren Arm dem Kampfe für das Land, welches uns als ein zweites Vaterland aufgenommen, weihen würden. Vater, Mutter, Marie, ich habe es ihm zugesagt, ich habe es ihm gelobt!"

Die letzten Worte machten auf die Zuhörer einen sehr verschiedenen Eindruck. Den Vater überfuhren sie wie mit einem jähen Schreck, und er erhob die schwache Hand plötzlich wie zur Abwehr, die Mutter wurde bleich und zitterte, daß sie sich auf ihren Sitz niederlassen mußte; nur das Auge der Schwester flammte auf, und schien voll Zufriedenheit und Stolzes auf den Bruder zu blicken.

Der Jüngling bemerkte dies Alles nicht, sondern fuhr fort: „Ich habe es dem Könige gelobt und ich komme her, theure Eltern, Eure Zustimmung und Euren Segen zu erbitten."

Da fuhr Gaspar Lopez mit einer Kraft, die man ihm nicht mehr zugetraut hätte, mit den Worten auf: „Unseliger, was hast Du gethan! Für eine verlorene Sache wirst Du den Tod erleiden, und uns, die Deinigen, kompromittiren, ja, in die höchste Gefahr bringen!"

Der Jüngling biß sich in die Lippen, aber bald erwiderte er gelassen: „Vater, erwäge ruhig Alles, und Du wirst einsehen: ich konnte nicht anders. Soll ich Euch in

die Erinnerung rufen, was Antonio für uns gethan, wie es seinem Einfluß, seinen Anstrengungen allein gelang, uns ein sicheres Asyl zu verschaffen, so viele Jahre hindurch — der Edle sprach kein Wort davon zu mir, nur in seinen Augen lag es, und ich vermochte nicht, vor ihm die heilige Schuld zu verläugnen, die er uns auferlegt hat. Und dann, soll der rothe Löwe von Spanien seine Tatzen auf Portugal legen, ohne daß ein Kampf, ein Widerstand stattfinden soll? Und wenn gegen die Soldknechte des Tyrannen gekämpft wird, soll ich, sollen meine Freunde müßig dastehen, und den Fluch der Feigheit für immer tragen? Wenn das portugiesische Volk zu den Waffen greift, gehören wir ihm nicht an? Waren wir nicht glücklich, in seiner Mitte leben zu können? Müssen wir uns nicht glücklich schätzen, ein Anrecht an dieses Volk und dieses Land zu erwerben? Wird nicht der Sieg Philipp's auch der letzte Tag unseres Friedens, vielleicht unseres Lebens sein? . . . Aber höre mich, Vater, ich habe noch Etwas zu sagen. Du weißt, welch' ein Geist unter uns erwacht ist, seitdem der Fray Diego de la Ascension sich vor den Augen der spanischen Inquisition selbst offen zu dem Glauben bekannte, den unsere Väter verleugnet haben, seitdem er, der castilische Mönch, den Feuertod für ihn erlitten. Es duldet uns nicht mehr in der bisherigen Weise, wir müssen brechen mit der Vergangenheit. Nun, ich habe mit Dom Antonio gesprochen. Du weißt, er gehört zu den erleuchtetsten Geistern, zu der kleinen Schar wahrhaft religiöser, echt christlicher Priester, welche bei aller Begeisterung für ihre Religion, selbst für ihre Kirche, doch mit ganzer Seele meinen, daß das Heiligthum des menschlichen Geistes in unangetasteter Freiheit gelassen werden müßte; Gott hat es zugelassen, daß die Glaubensmeinungen der Menschen verschieden sind — wie dürfte der Mensch es wagen, es anders haben zu wollen?! Was der Priester erkannt, will

der König zur That machen. Er weiß, daß das portugiesische Volk, wie es seinen Ursprung aus dem Blute verschiedener Nationen genommen, duldsam und edelherzig ist, daß dieses reiche Land, an der Küste des großen Oceans wie an der Grenzscheide zweier Welten gelegen, zum Sammelplatz aller Nationen bestimmt ist, die sich hier in Handel und Verkehr begegnen wollen. Er will — Portugal zum Lande der Religionsfreiheit machen, wo die Kirche zwar herrsche, aber frei Jedermann seinem Glauben lebe für sich. Und solches Beginnen, solches Unternehmen sollen wir nicht mit der Kraft der Jugend unterstützen, nicht vertheidigen, ihm mit unserem Schwert nicht die freie Bahn eröffnen? Woher flösse unsere Berechtigung, später davon Nutzen zu ziehen? Wer für eine erhabene Idee nicht zu kämpfen, nicht zu bluten vermag, der darf sie auch nicht hegen, und wenn er sie in seiner Brust trägt, desto unwürdiger ist er.“

Lopez hatte der feurigen Rede seines Sohnes aufmerksam zugehört; aber am Schlusse schüttelte er doch mit dem Haupte, und antwortete: „Ich würde Dir beipflichten, mein Sohn — ja, wenn die portugiesische Nation einig wäre, wenn sie sich wie Ein Mann erhöbe — aber so ist es nicht. Gerade die Ansichten des Priors, die wohl bekannt sind, denn er ist ein hoher Mann, dem Gedanken und That Eines sind — diese machen ihm Adel und Klerus zu unversöhnlichen Gegnern, und diese haben das ganze Volk des Landes in ihrer Gewalt; was in ihren Reihen fehlt, hat längst das spanische Gold ergänzt. Was bleibt übrig? Das Volk der wenigen Städte, geneigt zum Aufstande, zu Lärm und Plünderung, aber feige zurückweichend, schnell auseinander gesprengt vor dem ersten Schwertschlage eines geordneten Heeres. Ich würde Dir beipflichten, wenn diese portugiesische Nation durch den unaufhörlichen Zufluß des mühelos erlangten Goldes, seitdem seine

kühnen Führer fremde Welttheile aufgeschlossen und in Besitz genommen, nicht entnervt, entkräftet, erschlafft geworden. Ziehe durch dieses Land, das vom Schöpfer so reich begabt worden, und Du wirst sehen: seine Felder liegen brach, seine Weinberge verfallen, in seinen Wäldern vermodern die Stämme, seine Bäche versiegen, in seinen Städten drängen sich nur schmutzige Hütten an die üppigen Schlösser der Reichen — jeder Arm bewegt sich nur, jede Hand öffnet sich nur, um das weit herfließende Gold zu empfangen, und so schnell wie möglich zu vergeuden. Ein solches Volk kämpft nicht, ein solches Volk schreit und tobt, aber wenn es angegriffen wird — flieht es. Und in den Städten selbst, nein, im königlichen Palaste, in der nächsten Umgebung des Königs gehen die Verräther umher, schleichen die erkauften Spione. Geh, Dein Name steht bereits in diesem Augenblicke auf der Liste der Proskribirten — und dabei steht: ist der Sohn des Gaspar Lopez Homem, des Flüchtlings aus Barcelona, der dem Urtheil der Inquisition entflohen mit all' den Schätzen, die dem Könige und der Kirche anheimgefallen. Glaubst Du, sie werden uns nicht finden? Sie kennen den Weg nicht schon, der zu diesem Hause führt? Ach, mein Sohn, Du trittst für eine verlorene Sache ein, die weder Dein Arm, noch Dein Tod zu retten vermag . . ."

Es entstand ein längeres Schweigen. Der Jüngling stand da, das Haupt auf die Brust gesenkt. Hatten die Worte des Vaters ihm keine Gegengründe gelassen, oder fesselten die kindliche Ehrfurcht und die Besorgniß, den Kranken aufzuregen, seine Zunge — er antwortete nicht. Da begann Frau Mayor: „Theurer Gaspar Lopez, Du hast Recht, alle Deine Worte sind Wahrheit, der Ausgang ist trübe, und so sehr das Herz es anders wünscht, unsere Einsicht sagt uns: es ist nicht anders. Aber gerade darum müssen wir es als eine Fügung Gottes ansehen, die uns

eine Wahl nicht übrig läßt. Wir haben uns nichts vorzuwerfen; wir haben den thörichten Sebastian nicht auf die Ebene bei Alcassar getrieben; wir haben den geistesschwachen Cardinal nicht rathlos sterben lassen; wir haben den habgierigen Philipp mit seinen beutedurstigen Kriegern nicht an die Grenze gerufen. Aber konnte Dom Antonio anders handeln? Ist es nicht seine Pflicht, sich dem spanischen Räuber zu widersetzen? Und kann darum Manuel anders handeln? Kann er sich dem Rufe Antonio's, dem Rufe Portugals und der Freiheit entziehen? Du mußt es eingestehen, denn mein Mutterherz, ob auch von Besorgniß und Weh zerrissen, muß es eingestehen: er darf nicht anders ... Wir müssen den Ausgang in die Hand Gottes legen. Proskribirt sind wir einmal; vergessen werden wir nicht. Sollen wir untergehen, so geschehe es wenigstens fleckenlos, nicht mit der Schmach gemeinen, niedrigen Sinnes!"

Diese Worte wurden mit so inniger, fester Ueberzeugung und doch mit allen Tönen mütterlichen Schmerzes und kaum zurückgehaltener Verzweiflung gesprochen, daß sie Alle tief erschütterten. Lopez erwiderte kein Wort; er winkte nach einiger Zeit seinen Sohn nur zu sich heran, und dieser sank laut weinend in die geöffneten Arme des kranken Vaters; sein Knie glitt auf den Schemel zu den Füßen des Vaters nieder, und dieser legte seine kalte, zitternde Hand auf das Haupt seines einzigen Sohnes. „Nur Eines, Manuel Homem, versprich mir feierlich, sieh auf dieses Weib, Deine Mutter, diesen Engel an Liebe und Tugend, an Hingebung und Treue, deren Haar früh gebleicht im Kampfe des Lebens, sieh auf dieses blühende Mädchen, Deine Schwester — Du bist bald ihre einzige Stütze, ich nur noch ein geknicktes Rohr, bald ganz gebrochen — zieh in den Streit, kämpfe muthig, aber nicht tollkühn; nicht in den Tod stürz' Dich hinein, wenn der

Sieg einmal nicht zu erringen, denke an sie und erhalte Dich für sie, das gelobe mir . . .“

Das Haupt des Jünglings fiel in den Schoß des Vaters, und seine Arme umschlangen dessen Körper. Da trat Frau Mayor heran, legte auch ihre sanften Hände auf ihren Sohn, flüsterte segnend einige Worte, dann aber löste sie seine Arme, erhob den Sohn, indem sie sprach: „Genug, Manuel, schone des Vaters, komm!“ Und sie gab der Marie Nunes einen Wink, daß sie die Hand ihres Bruders erfaßte und ihn hinwegführte, während Mayor bei ihrem ohnmächtigen Gatten blieb und sich mit ihm tröstend und liebkosend beschäftigte.

VII.

Die Ansichten Gaspar Lopez' sollten sich gar bald als richtig bewähren. Bei aller Begeisterung des Volkes fanden sich doch nur einige Tausend junger kräftiger Männer zusammen, die ihr Leben für die Sache des Königs Antonio einzusetzen entschlossen waren; auf den übrigen Troß war kaum zu rechnen; in den Arsenalen fand sich nur ein geringer und wenig brauchbarer Waffenvorrath und an den geeigneten Führern fehlte es ganz, da der Adel auf die Seite des Gegners getreten. Der König mußte das Commando einem alten General übergeben, der viel guten Willen, aber wenig Befähigung hatte. Dennoch rückte das kleine Heer voll guten Muthes vorwärts und warf sich der spanischen Uebermacht entgegen, welche aus der Provinz Esdremadura langsamen, aber festen Schrittes heranzog. Der portugiesische Feldherr warf einen Theil seines Heeres in die der Grenze nahe gelegene Festung Castello branco, an die er seine übrigen Scharen lehnte. Aber die Befestigungen waren, wie Alles in Portugal, unter den letzten Königen verfallen, und leisteten den erprobten spanischen Veteranen, die sofort den Sturm unternahmen, nur geringen Widerstand. Alsbald kam es zur Schlacht, und so tapfer auch jene Kernschar des portugiesischen Heeres focht, so war doch die Kriegskunst und die Zahl der Spanier zu überlegen, als daß ihr Siegeslauf

aufgehalten werden konnte. Der Troß der Portugiesen war beim ersten Andrang geflohen und nachdem die jungen Männer zweimal die Stöße des spanischen Angriffes ausgehalten, wurden sie theils niedergeworfen, theils zersprengt. Die Spanier hatten jetzt den Weg nach der portugiesischen Hauptstadt frei, und zogen auf diese mit ihrer gewohnten Bedachtsamkeit, aber unaufhaltsam heran. Denn noch wußten sie nicht, ob und welchen Widerstand die Bewohnerschaft Lissabons selbst leisten werde, und zugleich übten sie die Vorsicht, kleine Abtheilungen nach Norden und Süden auszusenden, um sich der Provinzen zu versichern und etwaige Zuzüge von dort abzuhalten. Die Nachricht von diesen Unfällen breitete sich schnell längs der Ufer des Tajo und im ganzen Lande aus, und drang auch bis in das einsame Thal der Familie Homem.

Die Sonne hatte sich zum Untergange geneigt, und sank eben hinter den grünen Vorbergen nieder, ihre letzten Strahlen vergoldeten noch die Wipfel der Bäume. Dann trat die Dämmerung ein, die in den südlichen Ländern nur einen so kurzen Uebergang zu den Schatten der Nacht bietet. Alles athmete Frieden in dem abgeschlossenen Thale; der Nachtwind lüftete seine sanften Schwingen und fuhr flüsternd über die Blumen und Maisfelder hin, durch die Gebüsche und den nahen Wald. Frau Mayor stand in Sinnen verloren an dem Fenster ihres kleinen, einfach geschmückten Gemaches und während ihre Augen über die dunkle Erde vor ihr zu dem blauen wolkenlosen Himmel schweiften, an welchem bald die funkelnden Sterne hervortreten sollten, weilte ihre bekümmerte Seele bei den vielen Gegenständen ihrer schweren Besorgnisse. Was war aus ihrem Sohne Manuel geworden? War er unverletzt dem Schlachtgewühl entkommen? Würde er ungefährdet den Weg in das väterliche Thal zurückfinden? Oder hätte sie ihn unter denen zu suchen, welche der mitleidslose Sieger

auf dem Schlachtfelde todt oder verwundet und verschmachtend zurückgelassen? . . . Sie fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen, als wenn ihr eignes Blut aus einer plötzlichen und tödtlichen Wunde hervorströmen wollte, daß ihre Hand an ihre Brust fuhr und sich fest an diese drückte. Sie hatte ihren treuen Diener Carlo dem Sohne ins Feld mitgegeben und auf dessen Wacht über den feurigen, kühnen Jüngling konnte sie fest vertrauen; aber auch von ihm war keine Nachricht eingelaufen, und wie sollte sie sich dieses deuten? . . . Und wenn nun die Spanier erst in Lissabon eingerückt, was würde sie mit den Ihrigen zu bestehen haben? Wie würde es ihnen ergehen? Würde das Geheimniß ihres abgelegenen Wohnsitzes lange verborgen bleiben? Und wenn nicht, was würde ihr Schicksal sein? Was würde aus ihrem kranken Gatten werden, aus der so herrlich blühenden Marie Nunes, welche die gierigen Blicke der Sieger nur allzusehr auf sich ziehen mußte? . . . Seit jener aufregenden Stunde, in welcher Marie ihre Eltern einen so tiefen Blick in ihre vielbewegte Seele hatte werfen lassen und Manuel sich aus ihren Armen losgerissen, war der Zustand des Kranken wieder sehr bedenklich geworden. Sein Körper hatte die Fähigkeit, sich zu bewegen, fast verloren, und sein Bewußtsein war zwar seltener und auf kürzere Zeit abwesend, aber es hatte sich seines Geistes eine außerordentliche Aengstlichkeit bemächtigt, die seine Gedanken fast verwirrte, und sie besonders bei der Möglichkeit, seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort verlassen zu sollen, die er fürchtete, ja wie ein Todesurtheil verabscheute, festhielt. Er sprach immerfort voll Unruhe hiervon, und seine Blicke verfolgten jeden Schritt der Seinigen, als ob er voraussetzte, daß sie einen heimlichen Anschlag hätten, ihn wider seinen Willen fortzuschaffen . . . Alle diese Besorgnisse drangen auf die Seele der Frau Mayor ein, und bewegten sie stürmisch von einem Ge-

danken zum anderen, wie wenn die dunkelste Nacht sie umgebe und sie umsonst bald hier, bald dort nach einem Lichtpunkte suchte, der ihr irgend einen Ausweg, einen Pfad der Rettung zeigen möchte. Ihr Haupt wurde ihr so schwer, daß sie es mit der Rechten stützen mußte.

Plötzlich sah sie eine Gestalt vor dem Fenster vorübergleiten. Sie schrak auf, denn sie konnte an den flüchtigen Umrissen derselben, die sich ihrem Auge einprägten, nicht erkennen, wer es gewesen. Sie hatte noch Besonnenheit genug, schnell eine Kerze anzuzünden, als es an der Thüre ihres Gemaches klopfte und diese ohne Weiteres sich öffnete. Herein trat ein Mann in der Tracht eines Seefahrers.

„Wer seid Ihr? Wie könnt Ihr . . .“ rief sie aus. Aber schon hatte der Fremde den großen, runden Strohhut, der sein Haupt bedeckte, abgenommen, und sein Gesicht der Frau Mayor offen zugewandt. Sie erkannte ihn. „Tirado! Jakob Tirado, seid Ihr es? Wo kommt Ihr her? Wie könnt Ihr es wagen, in ein Land zurückzukehren, wo so Viele Euch kennen, so Viele Euch Todfeinde sind? . . .“

„Verzeiht, verehrte Frau, wenn ich Euch so ohne alle Umstände überfiel. Aber die Zeit ist abgemessen, und ich fand keinen Diener auf der Flur, der mich angemeldet hätte. Und es ist so besser. Woher ich komme? Von Lissabon, Frau Mayor, wo ich die Ueberreste meiner Genossen zu sammeln suchte. Es sind ihrer nicht viele, aber bewährte Jünglinge. Wieso ich es wagte, hierher zurückzukehren? Wenn ich kam, konnte ich verloren sein, kam ich nicht, waren Viele verloren, solche, die meinem Herzen sehr theuer sind.“

„Ihr seid immer der aufopfernde, sich hingebende Freund!“

„Nicht doch, Frau Mayor; das Wagniß ist nicht hoch anzuschlagen. In einer Zeit solcher Verwirrung und Auflösung achtet Niemand eines einzelnen Mannes, und würde

dies ja geschehen, so besitzt im Augenblicke Niemand die Macht, ihm zu schaden, oder sich seiner zu bemächtigen. Es giebt," fügte er lächelnd hinzu, „keine Zeit größerer Sicherheit, als wenn Alles und Alle unsicher sind; wo Jedermann nur denkt, sich zu vertheidigen, greift Keiner an."

„Wie kommt Ihr aber zu dieser seltsamen Vermummung?"

„Es ist durchaus keine Vermummung, ich stelle vor, was ich jetzt bin, was ich vorerst sein muß. Als ich die Niederlande wieder verließ, sah ich ein, daß ich zu den theoretischen Kenntnissen, die ich längst besaß, auch die praktischen Fähigkeiten eines tüchtigen Seemannes mir erwerben müßte, um auszuführen, was ich mir entworfen hatte. Dazu war nun auf dem Schiffe die günstigste Gelegenheit. Ich verschwand von demselben als Diener des Don Samuel und tauchte in ihm als Matrose wieder auf, wobei es mir nicht schwer wurde, den Don Samuel von uns fern zu halten, um nicht von ihm in dieser wunderlichen Veränderung erkannt zu werden. Die Vorsehung hatte mir eine tüchtige Schule gewährt, denn während der drei Monde, die unser Schiff auf dem Meere umhergeworfen wurde, blieb uns Nichts vorenthalten, was dem Seemanne an Erfahrung nothwendig ist, Sturm und Windstille, Klippen und Sandbänke, Lecke und Mangel, Gefahren aller Art hatten wir zu bestehen. Ich glaube meine Prüfung bestanden zu haben."

„Ich glaube es; was könnte man Euch, Eurem Geiste und Eurem felsenfesten Willen nicht zutrauen..." Sie trat einige Schritte zu Tirado hin, hob die gefalteten Hände auf, und sprach zögernd, wie wenn die Frage aus der zusammengeschnürten Kehle nicht heraus wollte: „Jakob, habt Ihr Nichts von meinem Manuel vernommen?"

Mit gehobener Stimme antwortete Tirado schnell: „Ja wohl, verehrte Frau, und Gutes, und es macht dies einen der Gründe aus, die mich zu Euch getrieben. Manuel hat tapfer gefochten; er ist auch am Arme verwundet worden, doch ungefährlich, seid dessen gewiß. Als ihn ein spanischer Soldat mit dem Kolben auf das Haupt getroffen und er, auf einen Augenblick, bewußtlos niedersank, die Feinde aber vorüberstürmten, war Euer Carlo schnell bei der Hand und trug den braven Jungen vom Schlachtfelde, und rettete ihn in die Berge und Wälder der Sierra Estrella. Hier in seinem Heimathslande wußte Carlo wohl Bescheid. Nach wenigen Stunden hatte Dom Manuel sich erholt, und die Beiden wandern jetzt vorsichtig auf Pfaden, die nur Wenigen bekannt, über das Gebirge hierher. Ich hoffe, sie werden bald hier sein. In ihrem ersten Versteck trafen sie auch den liederreichen Belmonte, und von diesem erfuhr ich es in Lissabon. Was ich Euch berichte, ist ganz zuverlässig.“

Auf eine kurze Zeit breitete sich eine leuchtende Freude über das Antlitz der Frau Mayor. Sie wandte ihre Blicke nach oben und aus dem befriedigten Mutterherzen rangen sich ungehört Worte des Dankes zu Dem empor, dessen Hand ihren einzigen Sohn geschützt. Bald aber wandten sich ihre Gedanken den Nöthen der Gegenwart wieder zu, und sie redete Tirado an: „O, Jakob . . . Ihr erscheint mir immer wie ein Glücksbote! Wüßtet Ihr, wie tief mich und meinen Gatten die Nachricht in dem Briefe des wackern Don Samuel erschütterte, daß Ihr verschwunden seied — wir vermeinten wirklich, daß mit Euch unsere letzte Stütze gebrochen sei . . . Sagt, was haltet Ihr von unserer Lage? . . .“

„Die Antwort ist leicht, Frau Mayor. Ihr müßt fort, Ihr müßt bald fort! Was könnte Euch auch zurückhalten in einem Lande, wo nunmehr die spanische Pest

sich ausbreiten und Alle, Alle bis auf den letzten Mann ergreifen und tödten wird, bis entweder das portugiesische Volk noch einmal und zu günstigerer Stunde sich erhebt, oder nur Sklaven, Räuber und Raubthiere diese gesegneten Fluren bewohnen werden! Wenn Euch früher ein anderer Drang, eine andere Sehnsucht aus diesem Lande wies, die Verhältnisse aber Euch immer wieder zurückhielten: jetzt hat sich die höchste Gefahr für Euch hinzugesellt, und Ihr dürft nicht zögern. Wie lange noch, und spanische Söldner und Spione werden das Land durchstreifen, und auf Alle ihre mörderische Hand legen, die Dom Philipp und seinen Inquisitoren nicht ganz genehm sind. Ihr aber, muß ich es denn sagen, seid verurtheilte Ketzer, geflüchtete Spanier, Anhänger und Verwandte des Königs Antonio und Euer Sohn hat gegen Spanien das Schwert gezogen — diese vierfachen Verbrechen lassen keine Schonung, keine Gnade zu ..."

Die arme Frau ward von dieser unverhüllten Warnung wie niedergeschmettert, sie rang die Hände, und rief: „Wahr, wahr — aber wie — wie sich retten, wie von dannen kommen? ..."

Jakob antwortete ruhig: „Ihr habt noch eine Frage, die Ihr an mich gerichtet, nicht beantwortet erhalten. Warum, wozu ich hierher zurückgekehrt? Euch zu retten, Frau Mayor, Eure ganze Familie. Darum habe ich die sichere Freistatt in den Niederlanden verlassen, darum bin ich Seemann geworden. Vertrauet auf Gott, theure Frau, und dann auf mich, auf meine Vorsicht und die Männer, die mir beistehen ..."

„Tirado," unterbrach ihn Frau Mayor, „welch' ein Held, welch' ein Mann seid Ihr! Wie haben wir es verdient ..."

„Still, still," fiel Tirado ihr ins Wort, „nur das nicht, Frau Mayor. Vergesset Ihr, was Ihr an mir ge-

than? Habt Ihr mich nicht vom Scheiterhaufen gerettet? Ihr nicht meine Seele aus der Unruhe und dem Schwanken, in welche die in der Kindheit eingeflößten, zur Gewohnheit gewordenen Vorurtheile sie immer wieder hineinwarfen, befreit, da Ihr Euren klaren Verstand und Euer nimmer irrendes Gefühl mir den Tag entzünden ließet statt der flackernden Fackel meiner eigenen Erkenntniß? O, meine Seele glich dem gefangenen Vogel, der mit ausgebreiteten Flügeln zur Freiheit und zum Lichte sich aufschwingt, aber wie er sich erhebt, halten die Schlingen um seine Füße ihn zurück, und er flattert und flattert — sich zu Tode! Ihr aber schnittet die Schlingen durch, und der Vogel war frei ..."

„Eure Dankbarkeit übertreibt — wie könnte ich schwaches Weib Euren tiefen Verstand, Eure große Gelehrsamkeit —"

„Lassen wir dies, theure Frau, und kommen wir zur Sache. Von Oporto, wo ich zugleich mit Don Samuel landete, begab ich mich, schon am andern Morgen, nach Cadix, von da nach anderen spanischen Häfen — ich mußte dies, um Nachrichten einzusammeln über ein großes, furchtbares Unternehmen, das Philipp vorbereitet. Dann kehrte ich nach Portugal zurück. Vom Glück begünstigt, habe ich eine kleine, aber treffliche Caravalle erstanden. Sie liegt in der Bucht von Setuval, am Fuße des Capo Espichel. Hier erwartet sie uns. Sie ist leicht wie ein Vogel und fest wie aus Felsenrippen; sie durchschneidet die Fluth, wie wenn ihr Kiel ein Messer wäre — es wird eine Lust sein, auf ihr über den Rücken des Meeres zu fliegen. Gott gebe uns eine glückliche Fahrt! ... Wie ich Euch sagte, muß Don Manuel bald hier eintreffen. In der Nacht nach dem Tage, an welchem die Spanier ihren Einzug in Lissabon halten, müssen wir fort, nicht früher, denn nicht eher wird die spanische Flotille in die Mündung des Tajo

einlaufen, und wir würden draußen auf dem Meere ihr in die Hände fallen. Aber auch nicht einen Tag später, denn — Euch, hohe Frau, kann ich es vertrauen, wir werden nicht allein fahren, noch ein Flüchtling, ein erlauchter Flüchtling wird uns begleiten . . ." Er trat ganz nahe zur Mayor hin, und flüsterte ihr ins Ohr — „Dom Antonio, der vertriebene König von Portugal . . ."

Frau Mayor fuhr auf: „Wie? Er? — Ihr wolltet . . ."

„Ich will es, ich muß es. Nicht so? Auch Ihr seid für dieses Unternehmen mit ganzer Seele? Ihr traget ja doch nur die Schuld der Dankbarkeit ab: er hat Euch geschützt, als Niemand sich Eurer erbarmte — jetzt schützet Ihr ihn, da Alle von ihm abgefallen. Thun wir da etwas Anderes, als was den Abkömmlingen Juda's immer geziemet — sie haben in der Stunde der Bedrängniß immer Einen Retter gefunden, und so geben sie sich freudig für die Rettung dessen hin, der wie ein gehetztes Wild von allen Seiten umstellt und verfolgt wird . . . Indeß ich habe noch einen andern, weiter greifenden Beweggrund. Ich bringe den vertriebenen König nach England und Frankreich. Diese Staaten können die Eroberung Portugals, die Unterwerfung seiner unermeßlichen überseeischen Besitzungen unter die Macht Spaniens nicht ruhig ansehen; sie müssen sich gegen Philipp erheben, zwischen ihnen und Spanien muß der Krieg entbrennen, und sie werden dies um so eher und mit um so größerem Nachdruck thun, wenn der vertriebene König vor ihnen erscheint, und ihnen das Recht giebt, ihn zurückzuführen. Dadurch wird den ringenden Niederländern Luft geschafft. Spanien muß seine Heeresmacht theilen, und kann auf keiner Seite mit ganzen Kräften kämpfen; darum muß Antonio von uns gerettet werden — aber es muß schnell geschehen, denn die Verfolgung wird ihm auf den Fersen sitzen."

„Und wohin soll Euer Schiff seine kostbare Ladung bringen, wohin gedenket Ihr zu gehen?“

„Zuerst nach England, dann nach den Niederlanden, Frau Mayor.“

„Haben diese sich denn nicht geweigert, uns aufzunehmen?“

„Mögen sie es doch. Eine höhere Macht wird uns den ungestörten Aufenthalt gewähren und sichern. Frau Mayor, ich habe den Prinzen von Oranien gesehen, ich habe ihn gesprochen, mehr noch: ich habe sein Vertrauen gewonnen. Als ich vor diesen Prinzen trat, und er, so ernst und schweigsam er ist, mich mit freundlichem, gütigem Lächeln empfing — da that sich mein Herz auf; ich begriff die große Stunde, die ich durchlebte, weit hinaus reichend über die Personen, die sich hier zusammengefunden, über die Zeit, die an uns vorübergezogen. Ich sprach mich völlig aus, erzählte mit geflügelter Eile meine ganze Lebensgeschichte, berichtete von meinen Plänen und Absichten. Als ich geendet, sprach der Prinz nur wenige Worte, aber Worte, in die erzenen Tafeln der Geschichte gegraben. Er sagte: Wenn die Niederlande unter Spaniern und Portugiesen, neben Frankreich und England eine Rolle spielen wollen, eine große, vielleicht die erste, so müssen in ihren Häfen und auf ihren Märkten sich die Kinder aller Zonen, die Söhne aller Völker, die Bekenner aller Religionen begegnen, die Niederlande müssen frei sein, und frei ein Jeder, der ihren Boden betritt. Dies war kein Wort eines Fürsten — es war ein Fürstenwort . . . Ich bin später noch einmal vor ihm erschienen, habe das Glück gehabt, ihm in einem kritischen Augenblicke einen großen Dienst zu leisten, und dafür von ihm die Zusicherung erhalten, daß, so lange sein und der Seinigen Wort noch Etwas in den Niederlanden gelten werde, mir und den Meinigen nach freier Wahl jede Zufluchtsstätte offen stehen

solle; ich solle nur kommen, er werde für mich immer zu finden sein . . . Frau Mayor, lasset uns aufbrechen — dahin, dahin — und die Hand Philipp's wird eher erlahmen, als ein Haar auf unsern Häuptern krümmen!"

Die Frau hatte dem begeisterten Sprecher aufmerksam gelauscht; als er geendet, versank sie eine Zeit lang in Sinnen. Dann rief sie plötzlich aus: „O Jammer! Tirado, es ist Alles trefflich, Alles herrlich, was Ihr ersonnen, was Ihr vollbracht, was Euch gelingen wird! . . . Aber . . . Ja, seit meiner frühesten Jugend stehe ich an einem öden, nackten Strande voll giftigen Ungeziefers, das seinen Rachen nach mir aufsperrt, mich zu verschlingen — und drüben liegt in Sonnenglanz und Blüthenschmuck das rettende Eiland, und winkt mir — aber das Meer brandet und schäumt, raset und tobt, und läßt mich nimmer herüber . . . Tirado, ich kann nicht fort — —"

Der Angeredete stand wie eine Bildsäule; wie wenn aus heiterem Himmel ein Blitzschlag herniedergefahren und ihn getroffen —

„Gaspar Lopez, mein Gatte, ist krank, sehr krank," fügte Frau Mayor hinzu. „Sein Körper ist wie gelähmt; er kann nicht fort. Und wollten wir ihn von dannen tragen — wie gern böte ich meine Schultern, alle meine Kräfte dazu dar, sein verwirrter Geist sieht rings um dieses kleine Thal die Schergen der Inquisition. Er sieht sie wachen am Eingang, er sieht sie lauern auf den Höhen, und jeder Schritt von hier scheint ihn in Gefängniß und Grab zu führen. Wenn wir seinen Sessel bewegen, so schaut er ängstlich wohin und wie weit. Aus dem unruhigen Schlafe in der Nacht fährt er empor, um sich zu vergewissern, ob er noch hier sei. Wollten wir ihn von hier entfernen, es wäre sein Tod. Tirado, was sollen wir thun? Was könnt Ihr mir rathen?"

Aber Tirado schien selbst rathlos, seiner selbst kaum mächtig. Er hob die Arme empor und rief: „Wie? An den wirren Einfällen eines kindisch gewordenen Greises sollen alle meine Pläne scheitern?! Durch solche sollen alle meine Opfer, alle meine Anstrengungen und die Zukunft so vieler Menschen vereitelt, vernichtet werden? Das kann nicht geschehen! Frau Mayor, die Tage Don Gaspar Lopez' sind gezählt. Lasset ihn unter der Obhut seines treuen Dieners Carlo. Rettet Euer und Eurer Kinder Leben. Einem sterbenden Greise wird man nichts anhaben. So unmenschlich ist selbst ein Philipp nicht."

Frau Mayor war sehr betroffen; sie trat einige Schritte zurück, faßte Tirado mit kaltem Blick ins Auge und erwiderte ruhig und fest: „Das habt Ihr, Jakob Tirado, nicht gesprochen; das rieth ein Anderer mir. Fühlet Ihr nicht, daß solch ein Antrag mich entwürdigt? Dreißig Jahre hat Gaspar Lopez mir die treueste Zärtlichkeit, die hingebendste Liebe bewährt, und wenn auch unsere Meinungen und Wünsche bisweilen auseinander gingen, ja, sich widersprachen — er war niemals hart gegen mich, weder in Wort noch in Handlung. O, mein Lopez, mein Glück war dein Glück, meine Thräne war deine Thräne — und jetzt, wo dein zitterndes Haupt dem Sterbekissen sich zuneigt, wo dein irrender Blick nur mich noch suchet und deine kalte Hand nach der meinigen fasset, sollte ich dich verlassen, dich einsam sterben lassen? Nimmermehr! Und sollte auch unter meinen Füßen das Grab sich öffnen, nicht um das Henkerbeil von meinem Nacken abzuwenden, weiche ich einen Schritt von dir!"

Sie hatte sich abgewendet und maß das Gemach mit ihren Schritten. Tirado schwieg, und sprach nach einer Weile nur mit sanfter Stimme: „Verehrte Frau, in solchen Momenten kann ein Anderer uns nicht rathen; da

müssen wir allein aus uns selbst Berathung und Entschließung hervorholen."

Doch nur kurze Zeit währte es. Es war ein schwerer Kampf in dem Herzen der Gattin und Mutter, aber er war bald entschieden. Frau Mayor trat wieder zu Tirado heran und sagte mit entschlossenem Tone: „Es ist gut so, es ist einfach. Gaspar Lopez kann nicht von hier fort, ich kann nicht von Gaspar Lopez fort. Aber Manuel und Marie Nunes hält Nichts zurück. Sie rettet, Tirado, und meine Seele soll Euch Dank zurufen, bis zu dem Augenblicke, wo sie von hinnen scheidet. Mich und meinen Gatten ergebe ich in die Hand des Gottes Israels."

„Und so wolltet Ihr Eure Kinder, so wolltet Ihr Marie Nunes in die Welt hinaussenden ohne väterlichen und mütterlichen Schutz, ohne das Auge der Mutter und den Arm des Vaters? . . ."

„Es wird mein Herz zerreißen, es wird meinen Geist von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde voll Mühsals, bitterster Sorge umherirren lassen mit meinen Kindern — aber vertraue ich sie nicht dem treuesten Freunde, einem Manne an, der all' seine Kraft, all' seine Entschlossenheit auf ihren Schutz verwenden wird? . . . Da ich ihnen solchen nicht mehr gewähren kann, so bleibt mir ein anderer Ausweg ja gar nicht übrig."

„Allerdings; ich kann gegen Euren Entschluß keinen Einwand erheben. Vergesset meines flüchtigen Ausdrucks augenblicklicher Erregung von vorher. Aber Euch zurückzulassen, ist eine schwere Prüfung auch für mich, und diese Stunde birgt für mich mehr Seelenschmerzen in sich, als ich jemals empfunden, selbst am Scheidelager meines Oheims. Versicherungen erwartet Ihr nicht von mir; hier können nur Thaten sprechen. Aber —" hier zögerte Tirado einige Augenblicke, als kämpfe er noch mit sich selbst, sein

Blick senkte sich und er sprach mit leiserer Stimme: „Frau Mayor, unter diesen Umständen habe ich doch noch ein Wort hinzuzufügen, ein Wort des Bekenntnisses. Es ist das stille Geheimniß meines Herzens; wäret Ihr und Don Lopez mit uns gezogen, es wäre Geheimniß geblieben für alle Zeit, gehegt aber verhüllt in der innersten Kammer meiner Seele. Aber Ihr sollt mich niemals verkennen; aufrichtig und durchsichtig will ich vor Euch stehen, jetzt und in aller Zukunft; Ihr sollet mich niemals etwa eines geheimen Planes, eines versteckten Entwurfes beschuldigen können. Darum, bevor Ihr mir das Schicksal Eurer Kinder anvertraut, muß ich Euch sagen: ich liebe Marie Nunes ... So kurze Zeit ich auch, bevor ich Don Samuel Pallache begleitete, Gelegenheit hatte, Marie Nunes zu sehen, ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Güte, der Schwung ihres Geistes rissen mich hin und senkten eine unüberwindliche Neigung in mein Herz. Ich kämpfte mit dieser, sie war ja die Verlobte Don Samuels; ich besiegte sie, aber konnte sie nicht verdrängen; ich diente der Sache Don Samuels freudig. Niemals hätte ich sie bekannt — jetzt mußte es geschehen ..."

Frau Mayor war von dem Bekenntniß Tirado's heftig ergriffen. Sie wurde todtenbleich und dann stieg eine flammende Röthe in ihrem Angesicht auf. Sie schien alle Fassung verloren zu haben und rief mit bitterem Ingrimm: „Wie? Ihr, der ehemalige Franziskanermönch, wagt es, Eure Augen zu Marie Nunes Homem zu erheben? Und Ihr wollet jetzt den Vortheil benutzen, den unser trauriges Geschick Euch in die Hände giebt? ..." Sie konnte nicht weiter sprechen.

Diese zermalmenden Worte machten auf Tirado einen tiefen, aber nicht vernichtenden Eindruck. Seine Gestalt erhob sich, er stand fest und aufgerichtet da und kreuzte

die Arme über die Brust. „Beruhigt Euch, Frau Rodrigues,“ hob er an. „Habe ich gesagt, daß ich mich um die Hand Eurer Tochter bewerbe? Habe ich gesagt, daß ich mich jemals um sie bewerben werde? Daß das Geständniß meiner Neigung jemals vor Marie Nunes über meine Lippen kommen soll? Nimmermehr, nur die Mutter sollte es wissen, da sie ihr Kind mir übergiebt. Uebrigens, ich glaube, um den Franziskanermönch zu vertheidigen, daß die Tirado's den Homem's wohl nur wenig nachgestanden, und daß, wenn meine Familie früher als die der Homem's durch die Foltern und Scheiterhaufen der Inquisition niedergeworfen wurde, dies nur eben eine Sache der Zeit gewesen. Den Franziskanermönch habe ich mir nicht gegeben, und habe ich mir nicht genommen. Die Hand des Herrn legte dem elternlosen Knaben diese Bande an, und seine Hand sprengte diese Fesseln. Uebrigens sei noch bemerkt, daß unter den Offenbarungen Fray Geronimo's in seiner Sterbestunde auch der Nachweis war, daß ein großer Theil des Vermögens der Tirado's nicht in die Hände des Staates und der Kirche gefallen, sondern bei einem zuverlässigen Hause in Englaud in Sicherheit gebracht worden. Als ich mit Don Samuel in London war, erhielt ich es ausgehändigt. Wenn ich jetzt nur einen geringen Rest noch davon besitze, so kommt dies daher, daß ich dem Prinzen von Oranien damit zu Hülfe kam, als er an der Grenze Deutschlands auch nicht einmal ein einziges Fähnlein weiter zu unterhalten die Mittel besaß. Es war einer jener Augenblicke, wo eine Stunde über die ganze Zukunft einer Sache, und sei sie noch so groß, entscheidet. Dies hatte ich Euch zu erwidern.“

Der Mann hatte noch nicht geendet, und sein Auge drückte noch den ganzen bittern Seelenschmerz aus, der ihn in dieser Stellung erfüllte, als Frau Mayor zu ihm eilte, seine Hände ergriff und ausrief: „O Jakob, Ihr

habt Recht, demüthiget mich, erniedriget mich, erdrücket mich mit all' diesen Bekenntnissen, denn ich habe es verdient — aber verzeihet mir! Sehet, jetzt weiß ich es, daß auch in mir der Feind der Gerechtigkeit und der Wahrheit noch lebendig ist, daß auch in mir der nichtige Stolz der eitlen Spanierin noch in Funken glimmt, die der Windhauch thörichter Erregung zur Flamme anfachen kann . . . Wie niedrig stehe ich, wie klein und engherzig vor Euch, dem großen, edlen, hochsinnigen Manne . . . Nein, nein, lasset mich, wehret mir nicht, lasset mich mein augenblickliches Vergehen sühnen, damit ich dieser Stunde ewig gedenke, aber nicht ganz zu meiner Schmach! O Jakob, das Leben ist voll Wirren, voll Stürme und Nebel, und die Selbstüberschätzung des Menschen läßt ihn wähnen, daß sein Auge klar schaue und durch alle Nacht und Gewölk dringe. Verzeihet mir, seid Ihr doch der würdigste, der bedeutendste Mensch, dem ich begegnet bin . . ."

Tirado konnte dem geängstigten, fast leidenschaftlichen Weibe kaum wehren, daß sie das Knie vor ihm beuge; er hielt sie aufrecht, und da sank sie an seine Brust, und ein Strom von Thränen benetzte seine Schulter und sie stammelte nur noch: „Ja, ich vertraue Euch mein Kind, ich vertraue es Euch ganz und unbedingt an!"

Tirado erwiderte kein Wort, ein Druck seiner Hände war seine Antwort. Als Frau Mayor sich etwas beruhigt, wiederholte er ihr mit kurzen und klaren Worten die nothwendigen Verabredungen, und verabschiedete sich. Draußen war er im Dunkel der Nacht nach wenigen Schritten verschwunden.

Tief erschüttert sank Frau Mayor in einen Lehnsessel. Alles, was sie in dieser Stunde erfahren, gelitten, durchgekämpft, ging noch einmal durch ihre Seele, und zitterte in tausend Regungen der Empfindung in ihr nach. Aber

ihr Geist fühlte sich dennoch gehoben; sie und Jakob Tirado hatten das seltene Glück gefunden, daß zwei Menschenseelen sich ganz erkannten, und das Göttliche in ihnen schaueten, das um so herrlicher, als sein Licht durch die Schatten und Nebelflecke des Irdischen, die nirgends fehlen, nur leuchtender aufstrahlt.

VIII.

Die nächsten Tage benutzte Tirado, die Umgegend des Thales, in welchem die Familie Homem wohnte, auf's Sorgfältigste zu untersuchen und kennen zu lernen, um für die Flucht die am wenigsten beschwerlichen und vor Entdeckung geschütztesten Pfade aufzufinden. Seine Caravalle lag in einer verborgenen Bucht am Fuße des bewaldeten Vorgebirges Espichel. Sie war vom Hafen von Setuval, gerüstet zu einer großen Seefahrt, und als ob sie diese unverweilt antreten wolle, ausgelaufen, aber im Schutze der Nacht hatte sie jenen einsamen Ankerplatz aufgesucht, an welchem sie jetzt lag. Durch die Unruhen der Zeit hatte die Schifffahrt in den portugiesischen Häfen augenblicklich ganz aufgehört, so daß selbst eine zufällige Entdeckung des Schiffes an diesem Platze nicht zu vermuthen stand. Dorthin hatten sich denn auch nach und nach die Freunde Tirado's, über ein Dutzend Marranen an der Zahl, mit denen er eine Colonie in den Niederlanden zu gründen gedachte, begeben. Und hierin mußte er denn auch mit denen fliehen, welche er aus dem Thale retten wollte. Gern hätte er sein Schiff an einer Stelle an der Küste nördlich vom Tajo anlegen lassen, was dem Thale um so näher gewesen wäre; theils aber bot diese Küste keinen geeigneten Punkt für ein Schiff dar, da sie bald aus schroffen Felswänden bestand, an denen sich wildbrandend die Wogen brachen, bald aus Sanddünen, vor denen sich

weite Untiefen ausdehnten; theils hielt ihn auch die Furcht ab, die Verborgenheit des Thales und seiner Bewohner zu sehr zu gefährden, wenn er seine Freunde über diesen Landstrich weg das Schiff aufsuchen ließe. Die Schwierigkeit, die aber hieraus erwuchs, war nicht viel geringer. Denn schon vierundzwanzig Stunden später durfte Niemand, der irgendwie verdächtig sein konnte, mehr wagen, über den Tajo zu setzen und die Ebene zwischen Lissabon und Setuval zu durchschreiten. Die spanische Flotte, welche in die Mündung des Tajo einzulaufen begann, ließ Boote vor sich herkreuzen, um alle Fluchtversuche aus Lissabon auf dem Flusse abzuschneiden, und das heranrückende Heer der Spanier, in Verbindung mit seinen adeligen Verschworenen, sandte Patrouillen durch jene Ebene, so wie rings um das Gebirge nach Norden zu, um auch von hier aus alle Flüchtlinge aufzufangen. Die Flucht war daher nur auf Einem Wege möglich: man mußte von dem Thale aus die Höhen, welche es umschlossen, übersteigen, von da den nördlichen Fuß des Capo Roca erreichen, wohin Tirado ein Boot seines Schiffes, mit acht kräftigen Ruderern bemannt, beordert hatte, und in diesem im Rücken der spanischen Flotte, quer vor der Mündung des Tajo vorüber, nach der Bai von Setuval fahren. Letzteres glaubte Tirado um so leichter bewerkstelligen zu können, als er eben warten wollte, bis die ganze Flotte in den Tajo eingelaufen sei.

Als er nun die nächsten Umgebungen des Thales durchforschte, traf er auf eine Stelle, die er nicht gekannt, obschon dieselbe mit dem Thale in unmittelbarer Verbindung stand. Man wird sich erinnern, daß das Wohnhaus der Homem's sich am Fuße wenn nicht hoher, doch schroffer Felswände befand. Für den Uneingeweihten schlossen diese das Thal vollständig ab, und ließen zu ihm nur den einen Zugang zu, der auch für gewöhnlich be-

nutzt wurde, vom Flusse her um die Landzunge herum. Ging man aber hinter dem Hause die Felswände entlang, so traf man auf einen Vorsprung, der bei genauerer Untersuchung eine gewaltige Spalte bedeckte, die mitten durch den Felsen ging, und so wenig sie auch von vorne her bemerkt werden konnte, doch breit genug war, um von einem Menschen bequem passirt zu werden. Sie machte alsbald eine Wendung, und man stand dann vor einem kleinen Erdwall, den man leicht übersteigen konnte, und gelangte hierauf in ein sehr enges Thal, oder vielmehr in eine etwas breite Felsschlucht. So begrenzt der Raum war, den sie bot, war er doch nicht unbenutzt. In einer Ecke stand ein kleines Haus, und jeder Fußbreit der Schlucht war von fleißiger Hand bebaut, gegen welche die große Fruchtbarkeit des Bodens und das herrliche Klima der vor Süd- und Nordwinden geschützten und von einer kleinen, vom Felsen herabtröpfelnden Quelle befeuchteten Schlucht sich sehr dankbar erwiesen. Hier wohnte die hochbejahrte Amme der Frau Mayor mit ihrem Sohne. Beide in ihrer treuen Anhänglichkeit an die Familie und von dieser mit gleicher Liebe behandelt, hatten, obschon gute Katholiken, die Familie auf ihrer Flucht von Barcelona hierher begleitet. Der Sohn, Milchbruder der Frau Mayor, hatte in seiner Jugend ein großes Liebesleid erfahren und war dadurch bewogen worden, Junggeselle zu bleiben und ein einsames, von dem Verkehre der Welt abgeschnittenes Leben vorzuziehen. Da die Besuche Tirado's bei der Familie Homem nur immer kurze Zeit gewährt hatten und mit Berathung wichtiger Dinge ausgefüllt waren, hatte er weder von diesen Leuten, noch von ihrem Aufenthaltsorte etwas erfahren, und war daher höchlichst erfreut und sah es als eine gnädige Schickung Gottes an, daß er jetzt, fast im letzten Augenblicke, noch Kenntniß davon erhielt. Denn sein Plan war schnell gefaßt.

Als die Nachricht von der Niederlage seines kleinen Heeres und dem Falle von Castello branco nach Lissabon gekommen, sah sich der König Antonio bald von dem Schwarme verlassen, der ihn bis dahin umdrängt hatte. Ein Jeder gab dessen Sache als verloren auf, und suchte sich von ihm zu entfernen. Nur einige wenige treue Anhänger, die sich in den Augen der Spanier zu sehr kompromittirt hatten, hielten noch kurze Zeit Stand, suchten aber Einer nach dem Andern jede günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um sich zu retten. So wenig aber Dom Antonio ein energischer und, wo es Noth thäte, persönlich tapferer Mann war, war er doch viel zu viel Prälat, um nicht alle Zähigkeit und Ausdauer dieses Standes zu besitzen. Er beschloß, sich keiner Unwürdigkeit schuldig zu machen, auszuharren so lange als möglich und jedes, auch das letzte Mittel zu versuchen, um sich zu behaupten. Er sah dies als seine Pflicht an, durch deren Erfüllung er sich den Weg für die Zukunft offen erhalte, und nahm die Flucht der Menge und seiner Anhänger nicht als eine Enttäuschung, sondern als Etwas, was er zu erwarten gehabt, auf, weil es selbstverständlich gewesen. Antonio erließ daher noch einmal eine Proklamation an die Bewohner Lissabons, und rief sie zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen die heranrückenden Spanier auf. Alles, was Patriotismus, die Liebe zur Unabhängigkeit und die Furcht vor dem spanischen Joche eingeben konnten, sprach er mit beredten Worten aus, und bezeichnete die noch immer starken Hülfsmittel, welche den Portugiesen zur Vertheidigung ihrer großen, bevölkerten Stadt, zu Land und zur See, zu Gebote standen, wenn sie Vaterlandsliebe und Tapferkeit genug besäßen, sich ihrer nachdrücklich gegen den Feind zu bedienen. Aber schon wenige Stunden nach Veröffentlichung derselben stellten sich in den Sälen des königlichen Schlosses Necessidad Abgeordnete der bedeu-

tendsten Corporationen und Zünfte ein, um dem Könige die dringendsten Vorstellungen gegen jede kriegerische Vertheidigung der Residenz zu machen, da die Spanier vor einem Bombardement derselben, welches alle darin enthaltenen weltlichen und geistlichen Schätze in die höchste Gefahr brächte, nicht zurückscheuen, und Mord, Brand und Plünderung über die unglückliche Stadt verhängen würden. Nicht minder fürchteten sie, daß der Pöbel, sobald er Waffen in der Hand hätte, auf alle Besitzenden losstürzen und sich der ärgsten Excesse schuldig machen werde. Antonio sah ein, daß hier Nichts mehr zu machen wäre und zog sich in die inneren Gemächer zurück. Am späten Abend erschien Tirado verabredetermaßen bei ihm, und nachdem er noch einen Protest gegen die Besitzergreifung des Königreiches durch die Spanier redigirt und erklärt hatte, daß er nur gezwungener Weise sein Reich verlasse und dies einer Entsagung seiner Rechte nicht gleich käme, verließ er, sorgfältig verkleidet, mit jenem Palast und Stadt, die er niemals wieder betreten sollte. Ein treuer Diener war angewiesen, so zu verfahren, daß man die Flucht des Königs erst spät am andern Tage entdecken konnte. Es war dies keine allzu schwere Aufgabe, denn Niemand bekümmerte sich mehr um den unglücklichen König und die spanischen Spione, welche das Palais umlauerten, waren getäuscht. Tirado warf sich mit seinem Schützling in die Berge nördlich von der Stadt und führte ihn über dieselben in weitem Umwege nach jener Schlucht, wo er ihn in dem unscheinbaren Häuschen unterbrachte.

Im Laufe des Tages nach jener Unterredung, welche Tirado mit der Frau Mayor gehabt und die diese mit festen Entschlüssen, aber in tiefem Kummer zurückgelassen, traf ihr Sohn Manuel mit dem getreuen Carlos im Hause seiner Eltern ein. Seine Armwunde war nicht gefährlich und hatte sich schon größtentheils geschlossen. Aber die

Aufregung der letzten Tage, die Anstrengungen und Gefahren des Marsches, der mitten in der Nacht und auf unwegsamen Pfaden hatte gemacht werden müssen, bewirkten eine große Erschöpfung in dem jungen Manne, die sich gegen Abend sogar zu Anzeichen eines Fiebers verstärkte. Die Freude, ihren Sohn wieder zu haben, wurde hierdurch, wie durch die bevorstehende Trennung von ihren beiden Kindern, in der Frau Mayor sehr gemindert, und da keinerlei Aufschub gestattet war, entschloß sie sich, noch an demselben Abend Manuel und Marie Nunes mit dem Schicksale, dem sie sich unterwerfen müßten, bekannt zu machen. Sie sprach mit wenigen, aber entschiedenen Worten das aus, was zu thun unvermeidlich geworden, und setzte die Gründe bündig und schlagend ihren Kindern auseinander. Aber es war natürlich, daß diese mit ebenso großer Entschiedenheit sich der Ausführung widersetzten, und leidenschaftlich versicherten, daß sie Vater und Mutter nicht verlassen, sondern deren Schicksal, wie es auch komme, theilen wollten. Frau Mayor ließ sie sich aussprechen und wartete geduldig, bis der Ausbruch ihrer Leidenschaft vorübergegangen. Dann aber hob sie sanft und mit der ganzen Wärme mütterlicher Zärtlichkeit, ihnen zuzureden an. „Wie, Manuel?“ sagte sie, „gesetzt, es geschähe uns nichts Widerwärtiges, wir blieben hier verborgen und vergessen, willst Du Dich auf immer in dieses kleine, einsame Thal einschließen? Willst Du, da Du seine Grenzen zu überschreiten niemals wagen dürftest, Dein ganzes Leben hier vertrauern, Deine Jugendkraft hier nutzlos verzehren? Nimmermehr. Du wirst Dich also dennoch später von uns trennen müssen. Und warum nun später und nicht gleich? ... Und ist dies nicht derselbe Fall mit Dir, Marie Nunes? Und da Du die Unruhe und Betrübniß, die in Deiner Seele wohnen, uns offenbart hast, wie unerträglich es Dir ist, Dich immerfort in die Schleier der Heuchelei hüllen,

Deine Knie beugen zu müssen vor dem, was Dir als Mensch, Holz und Metall erscheint, und aus Deinem Leben, aus Deinem innersten und heiligsten Leben ein Gewebe von Lug und Trug zu machen — warum willst Du nicht die Gelegenheit ergreifen, die vielleicht niemals wiederkehrt, Dich für immer davon frei zu machen? . . . Doch täuschen wir uns nicht, liebe Kinder; es ist wohl möglich, daß man der beiden alten Leute vergißt, welche schon so lange aus der Welt verschwunden sind — aber Dich, Manuel, übersieht man sicher nicht; eines tapfern Officiers im Heere des Dom Antonio erinnert man sich sehr wohl, und die Spanier verstehen es gut, die Fäden ihrer Netze um einen Flüchtling nach und nach zusammenzuziehen, wenn er sich innerhalb ihres Bereiches befindet. Und kannst Du, Marie Nunes, glauben, daß man Deiner nicht gedenken werde? Die Priester von San Jao, die seit so langer Zeit sich schon Rechnung darauf machen, Dich und Dein Erbtheil zu fangen, werden Deiner nicht vergessen, und sind sie erst wieder obenauf, haben sie die unbeschränkte Gewalt für sich, so werden sie Dich verfolgen, und hättest Du Dich bis zu den Eingeweiden der Erde geflüchtet. Nein, täuschen wir uns nicht, Eure Anwesenheit verzehnfacht die Gefahr für Eure Eltern selbst und wird uns jedenfalls mit tödtlicher Angst erfüllen. Ich und Euer Vater werden frei aufathmen, wenn wir Euch in Sicherheit wissen, aber wir werden sterben vor Angst, wenn jedes Rauschen eines Blattes, wenn jeder Schritt eines Kommenden uns die Ankunft der spanischen Schergen anzukündigen scheinen wird.“ Und nun setzte sie ihnen den Vorschlag auseinander, welchen Tirado ihr soeben gemacht. Sobald die Flüchtlinge fort wären, sollte sie mit ihrem Manne in das Häuschen der kleinen Schlucht ziehen, während das Haus und das Thal der Amme und ihrem Sohne überlassen würde. Dann sollten sie die Felsenspalte mit

Gerölle und Steinen füllen und schnell wuchernde Sträucher darüber breiten, um so, wenn die Häscher kämen, auch die Flucht der Eltern glaubhaft zu machen und ihre Anwesenheit verheimlichen zu können. Wären diese wieder fort oder kämen sie nicht, so konnte die Felsspalte leicht wieder zugänglich gemacht werden. Dieser Plan leuchtete ein und schien fast unfehlbar die Rettung zu sichern. In damaliger Zeit war noch nicht jeder Fußbreit eines Landes in die Register der Behörden eingetragen, und in den Ländern der pyrenäischen Halbinsel ist dies noch heute nicht der Fall. Jedes Gebirge und besonders ein so zerklüftetes wie die Sierra Estrella mit ihren Ausläufen, bot zahllose Schlupfwinkel dar, die von Flüchtlingen und Räubern benutzt wurden; in jenen Ländern ist dies noch heute der Fall. Die unglücklichen drei Menschen priesen Gott für diesen Ausweg, und sahen ihn als ein Unterpfand einer glücklicheren Zukunft an. „Vielleicht," rief Frau Mayor aus, „vielleicht giebt der gnädige Gott, daß der Zustand Eures Vaters sich wieder bessert, daß sein Leib und sein Geist aus ihrer schweren Erschlaffung sich wieder aufrichten, daß er wieder Kraft und Muth erlangt, einen Entschluß zu fassen und auszuführen — dann, theure Kinder, sehen wir uns wieder; wohin die Hand der Vorsehung Euch auch geführt haben mag, wir folgen Euch dahin. Jetzt aber müsset Ihr gehen, um unseret- wie um Euretwillen. Sollen unsere Augen Euch ins Verderben stürzen sehen, und unsere Lippen dabei ausrufen müssen: wir haben es verschuldet, es hätte anders sein können! Hinweg mit allen falschen Gefühlen, mit aller thörichten Schwäche — das Geschick fordert starke Seelen, lasset uns zu diesen gehören, meine Kinder!" . . . Jeder Widerstand war gebrochen; mit gesenkten Häuptern verstummten vor der Beredsamkeit der Mutter und ihren Gründen die beiden jungen Leute; sie warfen sich in die Arme der theuren

Mutter und machten ihrem Schmerze durch einen Strom von Thränen Luft.

In unerwarteter Weise gelang es auch, die Beistimmung Gaspar Lopez' zu erhalten. Es trat in der Frühe des andern Morgens eine Stunde der Erleichterung für ihn ein, in welcher sein Geist die Klarheit der Gedanken ziemlich wieder erlangte. Frau Mayor benutzte die Zeichen der Besserung und machte ihn mit Lage und Plan bekannt. Er ging willig darauf ein, sowohl die Kinder zu entlassen, als auch in das Häuschen in der Schlucht überzusiedeln. Schmerzlich war es für Frau Mayor, die eigentlichen Beweggründe ihres Gatten hierbei doch zu bemerken, so sehr er sich auch bemühte, sie nicht zn verrathen. Bei seiner Angst, von den Spaniern entdeckt zu werden, war es ihm lieb, Gegenstände entfernt zu sehen, welche sie um so leichter herführen konnten, und in eine noch engere und verborgenere Umgrenzung zu kommen. Er wollte sich lieber allen Entbehrungen unterwerfen, wenn er sich nur um so ruhiger dem Gefühle der Sicherheit überlassen durfte. Bereitwillig gebot er daher seinem Sohne, Anweisungen und Vollmachten auszustellen, die seinen Kindern ein beträchtliches Vermögen zu Gebote stellten, und unterschrieb diese.

Die Stunde der Trennung nahete. Die Spanier waren in Lissabon eingezogen, vom Stadtrathe mit wohlgesetzten Reden empfangen, vom Volke ohne Zeichen des Mißfallens aufgenommen. Zu gleicher Zeit hatte sich die spanische Flotte den Tajo hinaufbewegt und vor den portugiesischen Schiffen Posto gefaßt. Die Vereidigung der Behörden und die Besetzung der öffentlichen Plätze und Gebäude und der Schiffe mit spanischen Soldaten gingen ohne Störung vor sich. Die Nacht senkte sich nieder nach einem heißen, schwülen Tage. Gaspar Lopez schlummerte, und seine Kinder mußten sich begnügen, mit einem stillen Gebete an seiner Lagerstätte zu stehen und mit thränenfeuchten Augen

von ihm Abschied zu nehmen. Desto mehr überließen sie sich im Zimmer der Mutter ihrem Schmerze. Diese aber drückte mit heldenmäßiger Selbstbeherrschung ihren Kummer nieder, und redete besänftigend und tröstend zu den beiden jungen Leuten. In ihrem rechten Arme ruhte ihr Sohn, mit dem linken hatte sie ihre Tochter umfaßt, und liebkosend ruheten ihre Lippen bald auf der Stirn des einen, bald auf der der andern. Aber die Zeit drängte. Als die Beiden zu ihren Füßen niedersanken, um ihren Segen zu empfangen, da beugte sie sich zu ihnen, blickte Beiden tief, tief in die Augen wie bis auf den Grund ihrer Seelen, und sprach: „O, meine Kinder, wenn wir uns wiedersehen, dann werde ich abermals in diese geliebten Augen blicken, und das ist mein heißester Segenswunsch, daß ich dann alles das darin wiederfinde, was heute darin lebt — ich werde glücklich sein!" Dann segnete sie sie, hob sie auf und ging mit ihnen durch die Felsenspalte nach der Schlucht.

In dem Häuschen warteten ihrer Tirado und Antonio. Die Begegnung des Letzteren mit Frau Mayor war schmerzlich, aber voll Fassung. Sie wollte vor ihm die Ehrerbietung bezeugen, die seiner Würde zukam, aber er duldete es nicht, und sprach: „Nicht doch, liebe Base, ich hasse nichts mehr als den Schein von dem, was man nicht ist und nicht hat. Führt mich die Vorsehung zurück und verleiht mir, was meines Rechtes ist, dann mag ich König sein; aber in dieser Hütte bin ich nur der Flüchtling, dem Ihr Euren Sohn und Euer Haus zu Gebote gestellt. Ich werde es niemals vergessen."

Tirado bat um Aufbruch, und ging voran; Antonio reichte der Frau Mayor die Hand, und folgte ihm. Wenige Augenblicke, noch eine Umarmung, noch einen Kuß — und die jungen Leute eilten den Voranschreitenden nach. . . . Horch! War das nicht ein Schrei? . . . Es war der Ruf, in welchen ein gepreßtes, einsam zurückgebliebenes

Mutterherz all' die Qual, all' den Schmerz zusammendrängte, der bis dahin wie mit ehernen, nun zersprengten Banden es umschnürte. Aber er verhallt hinter den Wänden der Hütte. Ringe nur jetzt die Hände, du arme, arme Mutter, beider Kinder in einer Stunde beraubt. Die Fortschreitenden hören und sehen es nicht, und die Stimme der Pflicht, die dich an das Lager des kranken Gatten ruft, wird durch die Betäubung deiner Seele tönen, dich aufrütteln und dich beschwichtigen . . .

Die Nacht war sehr dunkel. Die Schlucht war schnell durchschritten, und es kam nun darauf an, die Höhen zu ersteigen, von denen sie eingeschlossen war. Doch waren die Schwierigkeiten hier weniger groß, als das Thal sie geboten hätte; die Felsen stiegen sanfter an und zeigten ziemlich bequeme Absätze. Manuel unterstützte, so gut er es vermochte, ohne den verwundeten linken Arm zu gebrauchen, den alternden Antonio, Tirado leistete dem jungen Mädchen Beistand und stieg mit ihr den steilen Pfad voran. Ebenso gewandt wie stark, wußte er dies auf's Hülfreichste zu thun, ohne es ihr fühlbar zu machen. Das Rauschen ihres Gewandes diente den Nachfolgenden zum Wegweiser. Nach einer halben Stunde beschwerlichen Steigens hatten sie den Kamm der Höhen glücklich erreicht. Die Nacht war völlig dunkel, der Himmel von Gewölk überzogen, kein Sternlein blinkte an ihm; in Nordosten wetterleuchtete es stark; aber die Luft war still, Nichts bewegte sich, nicht ein Blatt am Baume rauschte. Da fuhr ein langer, heller Blitzstrahl am Himmel hin, und einen Augenblick lang sah man links den Spiegel des Meeres silberglänzend aufleuchten, rechts die Berge und Thäler beleuchtet, und selbst die weißen Mauern des Hauses im einsamen Thale schimmerten zur Höhe hinauf. So lagen Vergangenheit und Zukunft zu ihren Füßen. Aber es war schnell vorüber und sie durften nicht zaudern. Vorsichtig

stiegen sie hinab und gelangten nach einer Stunde an die kleine stille Bucht, wo das Boot sie erwartete. Als sie dasselbe bestiegen hatten, ersuchte Tirado Marie Nunes, in die kleine Cajütte zu gehen und sich in den dort bereit liegenden Anzug zu kleiden. Aehnliches mußten die beiden Männer im Boote thun, und so erschienen sie bald in gleichen Kleidern, wie Tirado und die Bootsmänner, nämlich als portugiesische Fischer, die zu ihrem Gewerbe in das Meer hinausfahren. Im Boote selbst lagen Fischernetze, Haken, Butten u. dgl. aufgehäuft. Jetzt ergriff Tirado das Steuer, die Männer erhoben die Ruder, und schnell und leicht flog das Boot aus der Bucht in das offene Meer hinaus.

Alles begünstigte den Erfolg der Flucht. Denn wie die Nacht dunkel, so war das Meer ruhig und spiegelglatt. Selbst die Ruder, wenn sie in das Wasser sich senkten, schlugen jenes Leuchten und Flimmern nicht auf, das in den Nächten das Meer so wundersam belebt. Eine frische Nordostbrise erhob sich, Tirado ließ das Segel des Bootes entfalten, und der Wind trieb das Schifflein gerade auf seinem Pfade wie ein leichtes Spielzeug vor sich her. Sie hielten ziemlich ab vom Lande, von welchem sie auch Nichts mehr gewahrten. Da verrieth ihnen ein stärkerer Anschlag der Wellen an den linken Bord des Bootes, daß sie vor der Strömung angekommen, welche das herausschießende Wasser des Tajo bis weit hinein ins Meer hervorruft. Jetzt galt es um so vorsichtiger zu sein. Marie mußte sich in die Cajütte begeben; vier der Bootsmänner legten die Ruder nieder, und die auf dem Schiffe befindlichen Männer mußten sich mit den Netzen und Haken beschäftigen, um den Schein zu wahren, unter welchem sie davonzukommen glaubten, wenn sie auf irgend ein feindliches Fahrzeug treffen sollten. Ein Jeder aber war unter seinen Kleidern mit Waffen wohl versehen, um im Noth-

falle Schiff und Leben tapfer vertheidigen zu können. Die Vorsicht Tirado's war nicht umsonst. Weiter hinaus in die offene See hätte er mit dem Boote sich nicht wagen dürfen, ohne den tausend üblen Zufällen sich auszusetzen, die auf dem Meere des Seefahrers harren und jeder Voraussicht, auch der des erfahrensten Schiffers, spotten. Das Boot war kaum in der Mitte jener Strömung angelangt, als Tirado an dem eigenthümlichen Rauschen und Klopfen des Wassers merkte, daß in der Nähe ein Schiff vor Anker liegen oder doch langsam kreuzen müsse. Tirado steuerte das Boot mehr seitwärts; aber die Wacht auf dem Schiffe hatte das Fahrzeug doch bemerkt; eine Laterne wurde aufgehißt und ein Sprachrohr rief unsern Flüchtlingen zu: „Boot, ahoi, zur Seite angefahren, oder eine Kugel wird Euer Bretternest in den Grund bohren. Wer seid Ihr?" Es konnte kein Zweifel sein, es war ein spanisches Wachtschiff, das hinausgelegt worden war, um auch hier jedem Verdächtigen den Weg abzuschneiden. Tirado folgte dem Geheiß, und näherte sich dem Schiffe, aber nur bis zu einer Entfernung, wo ein etwaiger Schuß über das Boot hinwegfahren mußte, vom Schiffe aber aus es noch nicht zu erreichen war. In der platten Fischersprache der Küstenbewohner und ganz mit dem Tone und in der Weise derselben gab er seine Antwort, erklärte, daß sie Fischer von Peniche seien, die nach dem Capo Espichel führen, um zu fischen, und wies auf seine Netze und Butten hin, die das Boot füllten. Er könne nicht näher kommen, weil sonst die Wellen, die um den Kiel des Schiffes fuhren, das Boot umschlagen würden. — Sei es nun, daß der spanische Wächter dies glaubhaft, oder in seiner Trägheit es nicht nöthig fand, um solcher Nußschale willen sich und seine Kameraden in der dunklen Nacht zu alarmiren, und zuletzt, wenn es sich doch so verhielte, wie der Mann im Boote sagte, von den schlaftrunkenen Offizieren aus-

gescholten oder geprügelt zu werden — genug, nach einigem Zögern rief er: „Passirt, Bursche.“ Tirado ließ sich dies nicht wiederholen. Das Boot flog fort, war bald aus der Schußweite des Schiffes, und lenkte jetzt nach Süd-Ost hin.

Die ersten Strahlen der Morgenröthe vergoldeten eben die bewaldete Spitze des Vorgebirges Espichel, als das Boot glücklich in die Bai von Setuval hineinschoß und vor der Mündung des sanft fließenden Sodao vorübergleitete. Noch lag die Dämmerung über den Häusergruppen Setuvals im Hintergrunde der Bai, als das Boot links einlenkte, dicht bis zum Ufer, dann an diesem entlang fuhr, noch einer Krümmung folgte, und hinter einer weitvorspringenden Felswand in eine spiegelglatte Bucht einlief. Wenige Minuten, und sie erblickten, wie von den Zweigen einer Baumwand umschlossen, die an dem steilen Vorgebirge hinaufstieg, die Caravalle Tirado's, von deren Bord in goldglänzenden Buchstaben der Name des Schiffes „Marie Nunes“ entgegenstrahlte. Das Mädchen war längst wieder auf dem Verdeck des Bootes erschienen und hatte die Herrlichkeit des anbrechenden Morgens in vollen Zügen mit Auge und Brust eingesogen. Die Neuheit und die Schönheit der schnell wechselnden Scenerie hatte sie aufgeregt und all' der Kummer und die Beschwerden der dunklen Nacht waren vor dem Purpurlichte des aufsteigenden Tages niedergesunken. Ihr Antlitz überzog sich mit Röthe und ihr Auge blitzte nach Tirado hinüber, der ruhig und abgewendet am Steuer stand, als sie ihren eigenen Namen an der Wand des hoch und anmuthig gebauten Schiffes gewahrte, und als von diesem aus sich ein schallender Jubelruf erhob, da dessen Insassen das nahende Boot erblickt hatten. Bald war man an Bord, und hier war Alles ganz anders, und zwar in fast glänzender Weise hergerichtet, als das Boot hätte vorausahnen lassen. Auf

dem Verdecke standen die Freunde Tirado's, meist auch Bekannte Manuel's, und sie hätten ihre Freude wohl noch lauter und lärmender bewiesen, wenn sie nicht das kummerdurchfurchte Antlitz Antonio's erkannt hätten. Sie hielten ehrerbietig inne und öffneten ihm und der jungen Dame respektvoll den Weg zu den ihnen bestimmten Räumen. Marie Nunes konnte zufrieden sein, denn ihre Cajütte war mit allem Luxus ausgestattet, welchen die Venetianer auch in den Räumen eines Schiffes anzubringen gelehrt hatten. Sie konnte es sich hier bequem und traulich machen. Unterdeß hatte Tirado nicht gezaudert. Er gab Befehl, die Anker zu lichten und das Schiff vom Ufer abzustoßen. Bald kam es in Gang, und der Weg, den das Boot soeben zurückgelegt, wurde nochmals befahren, aber in entgegengesetzter Richtung. Bald lief das Schiff in die offene See hinaus, und als erst bei günstigem Winde alle seine Segel entfaltet waren, bewährte die Caravalle vollständig ihren Ruf als Schnellseglerin. Tirado richtete seinen Lauf nach Südwesten, um jeder Begegnung mit der spanischen Flotte aus dem Wege zu gehen. Uebrigens standen hinter verkleideten Schießscharten sechs wohlgeladene Geschütze, im Innern des Schiffes lag Munition genug, und auf dem Verdeck befand sich eine große Kiste mit den tüchtigsten Waffen. Die Zahl der jungen kampffähigen Männer war auf dem Schiffe verhältnißmäßig groß, und hierauf, auf die Schnelligkeit seines Schiffes und auf den Schutz der Vorsehung bauend, der ihn glücklich bis hierher geleitet, fuhr Tirado mit frohem Muthe und mit zuversichtlichem Geiste in das Weltmeer hinaus.

Fahre wohl, schnellsegelnde „Marie Nunes“, möge deine Fahrt eine glückliche sein!

dem Verdecke standen die Freunde Strabo's, meist unge-lernte Matrosen, und sie hätten ihre Freude wohl noch lauter und lärmender bewiesen, wenn sie nicht das kummer-durchfurchte Antlitz Antonio's erkannt hätten. Sie blieben ehrerbietig stumm und öffneten ihm und der jungen Dame respektvoll den Weg zu den ihnen bestimmten Kammern. Marie Nunes konnte zufrieden sein, denn ihre Kajüte war mit allem Luxus ausgestattet, welchen die Verhältnisse auch in den Räumen eines Schiffes anzubringen gestattet hatten. Sie konnte es sich hier bequem und wohnlich machen. Unterdeß hatte Strabo nicht gezaudert. Er gab Befehl, die Anker zu lichten und das Schiff vom Ufer abzustoßen. Bald kam es in Gang, und der Weg, den das Boot so-eben zurückgelegt, wurde nochmals befahren, aber in ent-gegengesetzter Richtung. Bald lief das Schiff in die offene See hinaus, und als erst bei günstigem Winde alle seine Segel entfaltet waren, bewährte die Caravelle vollständig ihren Ruf als Schnellsegler. Strabo richtete seinen Cours nach Südwesten, um jeder Begegnung mit der spanischen Flotte aus dem Wege zu gehen. Uebrigens standen hinter maskirten Schießscharten sechs wohlgeladene Geschütze, im Innern des Schiffes lag Munition genug, und auf dem Verdeck befand sich eine große Kiste mit den nöthig-sten Waffen. Die Zahl der jungen kampffähigen Männer war auf dem Schiffe verhältnißmäßig groß, und vertraut auf die Schnelligkeit seines Schiffes und auf den Schutz der Vorsehung Gottes, der ihn glücklich bis hierher gelei-tet, fuhr Strabo mit frohem Muthe und mit zuversichtlichem Blicke in das Weltmeer hinaus.

Fahre wohl, schnellsegelnde „Marie Nunes", möge deine Fahrt eine glückliche sein!

Drittes Buch.

Die Meeresfahrt.

IX.

Eine wunderherrliche Nacht stand über dem Meere.

An dem wolkenlosen, dunkelschattigen Himmelsgewölbe traten die glänzenden Gestirne der südlichen Halbkugel immer leuchtender hervor, und eben erhob sich der Mond über den Saum des Oceans und warf eine breite Silbersäule auf dessen Fläche, so weit das Auge reichte. Und wie das Schiff unaufhörlich vorwärts eilte, wandelte die Silbersäule mit ihm und reichte bis an seinen Seitenbord. Das Meer war ruhig, und wallte nur in hüpfenden Wellen dahin, die dem Kiele freundlich entgegenzukommen, sich um ihn im leichten Tanze hinzuschlängeln und wie zu einem flüchtigen Scheidegruße sich hinter ihm zu vereinen schienen. Und wie der Kiel sie durchschnitt, sprangen sie in lichtblauen Flimmern auf und sprüheten Funken ringsumher, daß das Schiff wie in einem See von Licht und Glanz zu fahren schien. Ein frischer Nachtwind schwellte die ausgespannten Segel, und erfrischte mit sanfter Kühle die von der Tageshitze noch warme Luft. So eilte die schlanke Caravalle, von Wind und Meer begünstigt, in ihrem Course vorwärts; müßig konnte sich der Steuermann an sein Steuer lehnen, müßig die Matrosen auf ihren verschiedenen Posten weilen oder ihre Schlafstätten aufsuchen.

Es war eine jener seltenen Nächte, in denen der Mensch sich in den Armen der Natur wie im Schoße einer

liebevollen Mutter fühlt, die den Herzen ihrer Kinder nichts als Wohlsein, Heiterkeit und sanften Lebensgenuß einflößen möchte, so daß er nur ungern, zögernd und durch das Bedürfniß genöthigt, sich ihnen entwindet.

Auf das wiederholte Bitten und Verlangen des fliehenden Kronprätendenten hatte Tirado sein Schiff nach der Küste Brasiliens gewendet, weil Dom Antonio dort noch einen Versuch machen wollte, sich gegen die spanische Macht zu halten; vielleicht, daß es ihm gelänge, wenigstens diese große portugiesische Besitzung für sich zu erhalten und, bis auf geeignete Zeit vom Mutterlande losgerissen, zum Ausgangspunkte der einstigen Wiedereroberung Portugals zu machen. Tirado gab nach, so gern er die Meerfahrt möglichst abgekürzt hätte; er gab um so eher nach, als es ihm doch geeignet schien, die Verhältnisse in Europa sich noch etwas weiter entwickeln zu lassen. Vorsichtig näherte er sich der Einfahrt des großen Meerbusens, in welchem der Hafen von Rio de Janeiro sich befindet, und eine Strecke vor der befestigten Insel Ilheo dos Cobras hielt er sein Schiff an und sandte einen Vertrauten an den damaligen Vicekönig von Brasilien, um dessen Gesinnung zu erforschen. Schon nach mehreren Stunden kehrte jener zurück. Obgleich der Vicekönig ein Freund Dom Antonio's war, und zumeist diesem seine hohe und einträgliche Stellung zu verdanken hatte, so wollte er doch einen Kampf mit der spanischen Uebermacht nicht unternehmen, oder glaubte sich nicht stark genug hierzu, wobei er freilich die große Vernachlässigung vorschützen konnte, mit welcher die vorangegangenen Regierungen alle Vertheidigungsmittel der Colonie hatten verfallen lassen. Genug, da am Tage zuvor ein spanisches Schiff mit der Nachricht vom Siege der Spanier über das portugiesische Heer und dem Befehle Philipp's, ihm zu huldigen, angelangt war, wies er das Ansinnen Antonio's zurück, indem er ihm jedoch das tiefste

Geheimniß über dessen Nähe, sowie eine bedeutende Geldunterstützung und frische Vorräthe für das Schiff versprach, die an einem verabredeten Platze der Küste aufgenommen werden sollten. Dennoch vertraute Tirado der Sache nicht ganz, veränderte sofort den Standpunkt seines Schiffes und sandte in der folgenden Nacht nur zwei Boote nach dem festgestellten Orte. Indeß war diese Vorsicht überflüssig gewesen; der Vicekönig hielt sein Wort ehrlich; die Boote kehrten wohlbehalten und reichbeladen zur Caravalle zurück, und Tirado, aller weiteren Rücksichten frei, wandte sich wieder dem Meere zu, und steuerte nach Nordost. Strömung und Wind waren ihm günstig, und bald befand man sich wieder auf der hohen See, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Hemisphären des Erdballs.

Eine wunderherrliche Nacht stand über dem Meere. Auf dem Verdeck saßen die Männer, welche Tirado mit sich genommen, im Kreise zusammen und vertrieben sich die Zeit mit heiteren Gesprächen. Auf dem Hinterdeck, das den hohen Gästen Tirado's vorbehalten war, befanden sich Dom Antonio, Marie Nunes und Tirado. Wie aber die Abendzeit etwas vorrückte, entfernte sich der Prätendent, um sich zur Ruhe zu begeben; denn die Anstrengungen und Leiden der letzten Zeit hatten seine Gesundheit untergraben. Tirado saß seiner Pflegebefohlenen gegenüber. Wie schön sie war! In der Dämmerung, welche die Nacht ihr über Antlitz und Gestalt breitete, und bei dem Mondeslichte, das sich über ihr schönes Haupt ergoß, traten ihre ebenmäßigen Züge und Formen, der Glanz ihrer Farben, das Feuer ihrer blauen Augen nur um so mehr hervor, und Schwermuth, Freundlichkeit und Geist bildeten einen Ausdruck, der den Beschauer allgewaltig hinriß. Die schwarze spanische Mantille legte sich leicht über die Locken ihres Hauptes und floß graziös über die Schultern und die Gestalt hernieder. Nur wenige Worte wurden zwischen

ihnen gewechselt, denn die Seelen Beider waren von den Bildern der Erinnerung und von dem süßen Traumgeist dieser Nacht erfüllt. Von Zeit zu Zeit nur hob sich der Blick des jungen Mannes zu der herrlichen Erscheinung, die ihm gegenüber saß, und deren Gegenwart er mit so tiefen Gefühlen des Glückes genoß. Dann konnte er sein Auge kaum wieder von ihr abwenden, bis er fühlte, daß sie dessen gewahr ward, und ihr Antlitz leicht erröthete.

Da wurde es still auf dem Verdecke. Bald aber begann eine sonore Stimme ein Lied zu den Klängen der Guitarre, welcher die kunstfertigen Finger Belmonte's ein schönes Vorspiel entlockt hatten.

Sei gegrüßt, der schattendunklen
Nächte helle Sternenpracht!
Könnten deine Sterne funkeln
Ohne deine Schatten, Nacht?
Wie du uns in Schleier hüllest,
Dann herauf die Leuchten führst,
Bürgst du, daß du es erfüllest,
Und den goldnen Tag gebierst.

Seid gegrüßt, ihr Meereswellen,
Kreisend um der Erde Saum!
Euer Stürzen, euer Schwellen
Webet einen ew'gen Traum —
Aber durch das Wogenrauschen
Fort und fort um flücht'gen Kiel
Ruft ihr denen, die euch lauschen:
Still, wir tragen euch zum Ziel!

Strahlt, ihr Sterne, rauscht, ihr Wogen,
Jedem, der da zweifelnd zagt —
Ewig kommet ihr gezogen,
Und nur flüchtig ist, wer klagt —
Also ziehen die Geschlechter
Ueber dieser Erde Raum,
Und ihr seid die ew'gen Wächter,
Daß zur Wahrheit wird der Traum!

Dem Gesange, welchem die Töne der Guitarre, aber ebenso das Rauschen der Wellen um das Schiff eine prächtige Begleitung schufen, folgte nach einer augenblicklichen Pause ein lauter Beifallsruf, und der Sänger erhielt von seinen Genossen herzlichen Ausdruck des Dankes. Bald aber sprach Einer aus der Mitte: „Nun haben wir der herrlichen Nacht und dem freundlichen Meeresspiegel unsere Bewunderung dargebracht. Wohlan, denken wir nun auch an uns. Ist Jesurun nicht da, er, dem die Muse ihre Gabe schon in die Wiege gelegt? Ich weiß es," wandte er sich an einen Jüngling, der unter der Menge stand, „Du hast ein Lied auf einen erhabenen Geist gedichtet, der uns angehört, und uns ein ewiges Vorbild sein wird. Dichter haben immer Geheimnisse, aber verrathen sich auch stets. Also, heraus damit, daß Du mit Belmonte um den Lorbeer streitest. Wir sind geneigt, ihn Euch Beiden auf das Haupt zu drücken. Singe uns das Lied vom Fray Diego!"

Als die Männer diese Worte hörten, überkam es sie wie ein heiliger Schauer. Alle schwiegen, aber luden durch Blicke und Geberden den Jüngling ein, in die Mitte ihres Kreises zu treten. Er that es, man überreichte ihm das Instrument, seine Hand fuhr über die Saiten und schlug einen heroischen Akkord an.

Fray Diego! Fray Diego!
Laß das Lied von Dir uns singen —
Denn Dein Leben und Dein Sterben
Sollten uns die Freiheit bringen!

*) Ihr hattet es, des Blutgerichtes Schergen,
In Eurer Kerker dunklem Gang vergraben,
Das lichte Gold, der Welt es zu verbergen —
Doch zürnend wollt' die Welt es wieder haben —

*) Frei dem portugiesischen Original nachgebildet.

Da zündeten die Henker ihre Flammen,
Und warfen höhnend, ach! das Gold hinein;
Dort schmelz' und fall' zu Aschen es zusammen,
Auf ewig so der Welt entrückt zu sein!

Doch nur die Schlacken konnt' das Feu'r verzehren
Und lauter floß das lichte Gold hernieder —
Nein! nicht vermögt dem Schimmer Ihr zu wehren,
Dem Licht, das aufstrahlt heut und immer wieder!

Ihr hieltet ihn, des Blutgerichtes Knechte,
In Eurer Kerker dunklem Schlund gefangen,
Den kühnen Vogel von des Aars Geschlechte —
Ihr fürchtetet des freien Flugs Verlangen!

Hoch flammen auf des Scheiterhaufens Brände,
Des Rauches Wolke wirbelt schwarz empor —
Dem Flug des Aars sei dort ein Schreckensende,
Und ewig schließe sich der Freiheit Thor!

Doch aus der Asche hebt verjüngt die Schwingen
Der Aar, und zieht die Kreise um die Sonne —
Es sieht's die Welt, und Jubellieder ringen
Aus banger Brust sich auf voll Freiheitswonne!

Fray Diego! Fray Diego!
Laß das Lied von Dir uns singen —
Für des Mönches braune Kutte
Wobst Du Dir der Wolken Schwingen! — —

Mit jeder Strophe des Liedes war die Begeisterung des Sängers wie der Zuhörer gewachsen; als der Refrain wiederkehrte, sangen ihn nicht allein die Letzteren mit, sondern wiederholten ihn zwei, drei Male. Dabei flogen die Blicke dieses und jenes hinüber zu der Stelle, wo die hohe Gestalt Tirado's im Mondenlichte aus dem Dunkel sich abhob — denn nur einige Wenige waren in das Geheimniß desselben eingeweiht.

Endlich legte sich die Aufregung und machte einem lebhaften Gespräche Platz, das sich daran knüpfte und allmälig in eine ruhigere, ernste Diskussion überging.

Als der jugendliche Jesurun das Lied vom Fray Diego begonnen, war auch Tirado nicht wenig davon betroffen und ergriffen worden. Er zuckte einen Augenblick zusammen, und eine hohe Röthe flammte auf seinem sonst so bleichen Antlitze auf. Nicht lange, und er hatte die Herrschaft wieder über sich gewonnen, saß ruhig da, die Arme über die Brust gekreuzt, und starrte mit festem Blicke in die Schatten der Nacht hinaus. Da weckte ihn die Stimme Marie Nunes' aus seinem Sinnen.

„Tirado," sprach sie mit ihrer wohlklingenden Stimme, die dem Hörer tief in das Herz fuhr. „Dieses Lied weckt viele Gedanken und Erinnerungen in mir, besonders aber eine. Ihr habt mir ein Versprechen gegeben — die Nacht ist so schön, wer könnte sich von ihr losreißen, erfüllet es mir jetzt! . . ."

„Ein Versprechen?" erwiderte der Angeredete, „ich bin dessen nicht eingedenk, Marie — aber wenn Ihr es sagt, muß es wohl so sein — dann sprechet es aus — ich eile, jedes Wort zu lösen, das ich gegeben."

„Ich zweifle nicht — Ihr habt mir verheißen, mir Eure Jugendgeschichte zu erzählen — Tirado, es ist nicht eitele Neubegierde, die mich antreibt, in Eure Vergangenheit einzudringen — ich bin Euer Schützling: soll ich meinen Schutzherrn nicht kennen müssen? Meine Eltern haben mich Eurer Obhut übergeben, müßt' ich nicht wissen, wer mein gütiger Vormund sei? Aber nicht doch, wie scherz' ich so, wo ein tiefer Ernst in mir waltet . . . Tirado, Ihr habet großes Verdienst um die Meinen, und wollet noch so unendlich mehr für uns thun — seitdem ich in Eurem Schiffe weile, habe ich Euch schon in so vielen Situationen gesehen, und — lasset es mich sagen —

Euch immer bewundern müssen — Eure Güte und Hingebung, Euren Scharfblick und festen Willen, Eure — doch nein! ich wollt' Euch ja auch nicht mit meinem Lobe belästigen — stets aber drängte sich mir die Frage auf, wer ist dieser Mann, und wie ist er geworden, was ich an ihm erfahre? . . . Nun, Tirado, die Stille der Nacht, der leise flüsternde Abendwind, das milde Rauschen der Wellen, dort droben Sternenglanz und Mondesleuchten, Alles ladet den Geist ein, sich in die Tiefen der Vergangenheit zu versenken, zurückzuschreiten in die Tage, die an uns vorübergeglitten — darf ich also bitten, mir Euer Versprechen zu erfüllen? . . ."

Tirado hatte willig den Worten der schönen Marie gelauscht. Als sie geendet, schwieg er eine Weile, wie wenn er mit flüchtigem Ueberblick noch einmal Alles das mustere, was er hier mitzutheilen habe, und welchen Eindruck es wohl auf seine Hörerin machen werde — dann sagte er:

„Ich bin bereit. Zwischen Personen, die eine längere Lebenszeit hindurch auf einander angewiesen sind, muß Klarheit obwalten, damit sie wissen, wie sie zu einander stehen und ihr Handeln danach einrichten können. Ich liebe es nicht, mich in Geheimniß zu hüllen, und beklage es nur allzusehr, daß mich die Nothwendigkeit dazu zwingt. Ach, Marie, Eure theuren Eltern wissen Alles; Eure herrliche Mutter ist es, die mich in der schwierigsten Lage meines Lebens schützte und rettete — wie sollte ich der Tochter nicht vertrauen?!"

Marie sandte auf diese Worte einen dankbaren, feurigen Blick auf den jungen Mann vor ihr, dann schaute sie hinauf in den Sternenhimmel, und sprach mit schwärmerischer Gluth: „Ja, meine Mutter! . . . Wo sie jetzt weilen mag? Wie es ihr und dem theuren Vater ergeht? . . . Sie ist ein Engel in Menschengestalt — nie habe ich eine Tugend an ihr vermißt, nie hat sie eine Pflicht un-

erfüllt gelassen, es sei denn, allzu wenig an sich selbst zu denken! . . . Doch nein! Kehren wir hierher zurück. Wie dankbar bin ich Euch, Tirado, daß Ihr mich neben meine Mutter stellt, und mir etwas von dem Vertrauen schenken wollet, dessen sie freilich am würdigsten ist."

„Marie, ich muß mit einer Enthüllung beginnen, welche den bedeutungsvollsten Theil meines Lebens betrifft, eine Enthüllung, die ich nur sehr Wenigen machen durfte. Mein Familienname ist Tirado. Aber dieser Name war eine lange Zeit für mich vergessen, mir selbst kaum bekannt — ich wurde Fray Diego de la Ascension genannt . . ."

Marie Nunes traf diese Mittheilung wie mit einem Entsetzen. Fast wäre sie von ihrem Sessel aufgesprungen, den die Heftigkeit ihrer Bewegung zurückschob. Ihr Arm erhob sich wie abwehrend, ihr Antlitz zeigte Schrecken. „Wie?" rief sie aus, „Ihr wäret . . . stand nicht dieser Diego auf dem Scheiterhaufen? . . ."

Tirado winkte ihr heftig Schweigen zu und sprach gelassen: „Still, Marie! Lasset diesen Namen nicht lautbar werden; er existirt, wie Ihr seht, nur noch im Liede, und — in meiner und meiner treuesten Freunde Erinnerung. Es ist so, wie ich Euch gesagt, und das Räthsel wird sich Euch lösen. Höret zu."

Marie faßte sich, aber ihr Angesicht und Blick waren ernst und ängstlich geworden, und letzterer hing voll Erwartung an Tirado, der sich in seinen Sessel zurückgelehnt und in ruhigem Tone zu erzählen begann.

„So weit ich in meiner Erinnerung zurückgehe, steht Nichts vor meinem Gedächtniß, als eine Zelle, als die düstere Zelle eines Klosters, mit dem Fenster auf den einsamen Hof, mit der Pforte auf den finstern Bogengang des Klosters. Ich weiß nichts von der Wiege eines Kindes, von dem Lächeln eines Vaters, von den Liebkosungen einer Mutter. Als Kind spielte ich nicht, als Knabe

sprang ich nicht umher, als Jüngling streifte ich nicht durch das Land. Kalte, frostige Hände hatten mich aus dem Vaterhause gerissen, mich in die Zelle des Klosters gesperrt, hielten mich darin fest, nährten und unterrichteten mich da. Nur den schleppenden Schritten der Mönche in den Höfen und Gängen des Klosters, nur ihren ernsten und einförmigen Gesichtern begegnete ich; meine einzige Zerstreuung war das Singen und Beten in der Kirche und der Aufenthalt im Klostergarten, wo neben Blumen, Kräutern und Obstbäumen die weißen Grabsteine der verstorbenen Mönche aus der Erde mir zu wachsen schienen. Freilich, kaum entbehrte ich Etwas, weil ich nichts Anderes kannte, und nur die oft gefühlte Leere des Herzens hätte mir sagen können, daß meine Kindheit kummervoll, voll Mangels und Beschränkung sei. Marie, oft wenn seitdem eine wohlthätige Gluth durch die Kammern meines Herzens strömt, wenn eine rasche Begeisterung meine Seele erhebt und sie schnell zu Entschluß und Thatkraft treibt, frage ich mich, woher kommt dir dies? Wodurch ist dieses heimliche Feuer in deinem Geiste entzündet worden? Oder gleicht es den unterirdischen Wassern, die sich Tropfen auf Tropfen in den Höhlen der Berge sammeln, um, gerade weil sie keinen Abfluß haben, plötzlich sich Bahn zu brechen und durch gewaltsam zerrissene Felsen an die Oberfläche der Erde zu dringen? . . .“

„Endlich kam mir eine Erlösung. Aber auch diese nur in der Gestalt eines greisen, ehrwürdigen Mönches. Ich hatte schon das Noviziat hinter mir, ich trug bereits das härene Kleid des Mönches, da kam eines Tages ein alter Bruder in mein Kloster und verblieb daselbst. Es war Fray Geronimo. Wie ich später erfuhr, war es eben die Bedingung, daß er hierher kommen durfte, mein Noviziat mußte vorher zu Ende sein. Bald näherte er sich mir; seine Freundlichkeit, sein trüb-ernster, aber liebevoller

Blick, seine Art, mich an ihn zu fesseln und mir doch alle Freiheit zu gewähren, knüpften ein unlösbares Band für mich. Er fing an, mich zu unterrichten, und niemals hat ein Greis sich mehr in die Seele des Knaben und Jünglings zu versetzen, und ihr die passende Nahrung des Geistes so zu bereiten verstanden. Aber er that noch mehr für mich. Er wußte, daß mir ein Genosse fehle, dessen die Jugend nicht zu entbehren vermag. Er brachte einen Knaben, voll der herrlichsten Gaben des Gemüthes und des Geistes, Alonso de Herrera, zu uns ins Kloster, und bald war ich glücklich im Besitze eines solchen Freundes und unter den Augen eines solchen Meisters."

Marie Nunes lauschte mit immer steigender Theilnahme den Worten des Erzählers; ihre Hände hatten sich in ihrem Schoße gefaltet, und ihre Augen hingen voll Feuers an den Lippen des Freundes. Er fuhr fort:

„Ihr habt es gewollt, Donna Maria; aber um die folgenden Ereignisse meines Lebens zu verstehen, bin ich gezwungen, auf die Gefahr hin, Euch pedantisch zu erscheinen, etwas über die Lehrweise zu sagen, in welcher Fray Geronimo mich und meinen Genossen unterrichtete. Indeß, ich weiß zu viel von Euch, als daß ich nicht sicher sei, Ihr werdet mich verstehen. Unser Lehrer ging allein dahin aus, uns mit den Mitteln, lernen und begreifen zu können, bekannt zu machen. Er stellte keine Lehrsätze auf und brachte deren Beweise nicht heran, sondern er zeigte uns nur den Pfad durch das Gebiet des Wissens und Erkennens, und bewahrte uns vor Abirrung und Ermüdung. Finden und zum Ziele kommen sollten wir von selbst. Denn er erachtete ein geringes Pfund des selbst Erkannten und selbst Gedachten von größerem Werthe, als die umfangreichste Gelehrsamkeit, die im Gedächtniß aufgehäuft wird. Dadurch reizte er uns zu unermüdlichem Streben, und machte uns die Studien zur unerschöpflichen Quelle

der Luft. Als wir reifer und der Sprachen mächtiger geworden, gab er uns die Schriften der griechischen Weisen ebenso wie die heiligen Schriften der Bibel alten und neuen Bundes in die Hände, leitete unsere Forschungen dahin und gab uns Winke zum Verständniß. Man hatte uns Knaben gänzlich dem Fray Geronimo überlassen. Die anderen Mönche waren auch viel zu faul und unwissend, als daß sie sich um uns hätten bekümmern sollen. Und da wir strenge Zucht einhielten und den religiösen Uebungen fleißig beiwohnten, hatte Niemand Acht auf uns, sondern man bildete sich auch ein, so fleißige Schüler würden dem Kloster dereinst zur großen Ehre gereichen, und zwar in einem Theile, in welchem die guten Väter so wenig zu leisten sich bewußt waren. — Merkwürdiger Weise hatte die Methode unsers Meisters, indem sie unsern Scharfsinn weckte, doch in uns gerade auch große Vorsicht in der Annahme dessen genährt, was uns in unsern geliebten Büchern als Wahrheit vorgetragen wurde. Wir begannen zu vergleichen, zu urtheilen, zu schließen. Und da näherten wir uns allmälig einem unerwarteten Ergebniß. Indem wir die Schriften der griechischen Weltweisen durchliefen, was bot sich uns dar? Nichts als ein Suchen und Umhertappen, ernst, großartig, schöpferisch, ansprechend an Form und Inhalt — aber erfolg- und ziellos. Der Eine hob auf, was der Andere gelehrt, der Eine stellte auf, was dem Andern widersprach, und der Dritte zerstörte das Werk Beider, um auf den Trümmern sein eigenes Gebäude für eine flüchtige Zeit aufzurichten. Und überall nur das Ringen zwischen Stoff und Geist, das Anklammern an die Nothwendigkeit, oder das kühne Sichherausreißen aus derselben. Wir lernten viel durch sie, aber erlangten keine Ueberzeugung. Wie anders in den Schriften des alten Bundes! Welche Einfachheit und Natürlichkeit der Begriffe, welche Majestät der Gedanken, welche bestimmte Aussprache

dessen, was in unserer Vernunft und in unserem Herzen verborgen gelegen! Da der unendliche, vollkommene Gott, der diese Welt voll vergänglicher, endlicher Wesen geschaffen, der voll Liebe den Menschen in seinem Ebenbilde, in seiner Aehnlichkeit gebildet, ihm Geist von seinem Geiste eingehaucht, ihm die einfachen, ewigen Lehren der Liebe und des Rechts kundgethan, seine Geschicke väterlich leitet, sein Thun in Gerechtigkeit richtet und in Barmherzigkeit verzeiht. Und alles dies mitten durch das bunte, mannigfaltige Leben, das wir nicht kannten und nach dem wir uns sehnten, mitten durch die Kämpfe und Geschicke der Völker zum großen Ziele des Friedens und der Wahrheit. Ich gestehe Euch, wenn wir von hier aus auf die Lehren und Dogmen unserer Kirche, die seit frühester Kindheit unseren Gedanken und Gefühlen eingeflößt worden, hinschaueten, wurde es uns eigen, ja unbehaglich zu Muthe. Wir fühlten schon einen tiefen Riß heraus, der zwischen jenen großen Wahrheiten, die wir mit Begierde aus dem Urtexte eingesogen, und den Lehren und Vorschriften unserer Kirche vorhanden ist, und griffen um so begieriger nach den Schriften des neuen Bundes. Soll ich Euch offen sagen, wie diese auf uns wirkten? Sie nahmen uns in außerordentlicher Weise in Anspruch, ergriffen und ergötzten uns. Dieser lautere Wandel eines begeisterten Menschen vor unseren Augen, diese kindlichen und doch so zutreffenden Gleichnisse, dieser Ausdruck einer schwärmerischen Hingebung an die Liebe, die nur dann und wann zu einem energischen Worte des Zwiespalts, der Vergeltung, des unerbittlichen Kampfes sich aufraffte oder hingerissen ward, sie ließen uns nimmer gleichgültig; sie beschäftigten uns lange Zeit. Aber — die Wirkung war doch eine ganz andere, als wir vorausgesetzt. Das Ganze erschien uns wie ein Spiel der Phantasie, wie ein farbiges Gemälde der Einbildungskraft, in welchem mit einigen glänzenden Zügen

tiefer Wahrheit ein fast kleinliches Farbenspiel von Wunderbarem, Zauberhaftem und Dämonischem verbunden und vermischt sei. Es war eine sinnige Idylle neben dem majestätischen Pathos des Völkerlebens in den Schriften des alten Bundes. Aber noch mehr. Vergebens suchten wir darin irgend einen Grundriß oder ein Fundament zu dem kirchlichen Gebäude, das auf dem römischen Felsen aufgebaut worden. Nicht Papstthum, nicht Priester-Hierarchie, nicht Ablaß und Beichte, nicht Heilige und ihre Verehrung fanden auch nur eine Spur, einen Anklang in den kanonischen Schriften des neuen Testamentes. Es lag ein tiefes Meer dazwischen, über das keine Brücke, kein Fahrzeug führen konnte. Kirche und heilige Schrift waren zwei Gegensätze, zu denen wohl die Geschichte, nicht aber die Uebereinstimmung, die Verwandtschaft, die Gleichheit der Lehre die Vermittelung bot. Lange währte es, ehe wir uns dies einzugestehen wagten. Das erste Wort des Geständnisses war aber unwiderruflich. Unser Geist war aus den Kinderschuhen herausgetreten, und konnte sich an all' dem phantastischen Spiel nicht mehr befriedigen, und jemehr es despotisch in die Wirklichkeit gegriffen und diese gewaltsam gestaltet hatte, desto weniger wollte dessen naiver Inhalt noch den Kindessinn in uns anklingen, von dem und für den es geschaffen. Die ernsten, emsigen, männlichen Forschungen der griechischen Denker hatten uns dafür abgestumpft und die einfachen, majestätischen Wahrheiten des alten Testamentes uns überwunden. Noch hatte weder Alonso, noch ich eine Ahnung, von wem wir abstammten, wem wir der Natur nach angehörten, und schon waren unsere Geister von der Lehre Israels angezogen, festgehalten. War es das Blut, das in unseren Adern rollte, das jüdische Herz, das in unserer Brust schlug, der jüdische Geist, der in uns waltete — unsere Vernunft wollte den unendlichen Gott nicht in einer Menschengestalt erscheinen

lassen; unser Gefühl sträubte sich, daß die göttliche Allliebe erst des Leidens und Sterbens eines Menschen bedürfen solle, um ob der menschlichen Sündhaftigkeit versöhnt zu werden; unser Verstand faßte es nicht, daß es in die Hände von Menschen gelegt sein solle, zu binden und zu lösen; unser Herz bäumte sich, die Fürbitte von Geistern, die einst körperliche Hüllen bewohnt und geirrt und gefehlt hatten wie wir, nöthig zu haben, um bei der göttlichen Gnade Erhörung zu finden. Wir fühlten: wir waren keine Christen, keine römisch-katholische Christen mehr!“

„Und was sagte Euer Meister über diese große Veränderung in Euch?“ fiel Marie Nunes fragend ein.

„Wir sprachen zu ihm nicht davon, und er sprach zu uns nicht davon. Jedes unserer Worte in den Lehrstunden mußte es ihm verrathen. Er verstand es, und antwortete in demselben Geiste. Aber es entwickelte sich nur allmälig in uns, und eine tiefe Scheu hielt uns davon zurück, es vorschnell zum Bruche zu bringen. Ihr wißt es, theure Marie, zu gut, die Jugend kann Jahre lang ein Geheimniß in der Brust wahren und ausbilden, es scheu vor den Augen auch der Theuersten zurückhaltend; aber, einmal ausgesprochen, vermag sie es nicht zu ertragen, zwischen ihrem Leben und ihrer Ueberzeugung den Widerspruch, die Lüge, den Trug bestehen zu lassen. Und dann: so scharf auch bereits unsere Ideenwelt sich entwickelt hatte, die Macht der Gewohnheit, die Fessel der mechanischen Uebung, die seit der Wiege mit uns groß geworden, hielten uns still innerhalb der Schranken fest, zwischen welchen wir einmal lebten. Da geschah es, daß mein Freund Alonso an das Sterbelager seines Oheims gerufen ward, und ich einige Monate später am Todtenbette Fray Geronimo's wachte.“

„Ihr wisset bereits, was da erfolgte; ich erfuhr da das Geheimniß meiner Geburt, ich erhielt einen Vater zurück, eine Mutter, eine Schwester – aber sie waren Alle todt, gemordet durch eine und dieselbe Mörderhand der Inquisition. Ich war niedergeschmettert von der unermeßlichen Wucht des plötzlich über mich gekommenen Geschickes. Wo war das Grab meines Vaters, daß ich darauf niederkniee, der Rasenhügel meiner Mutter, daß ich ihn mit meinen Thränen benetze, die Schlummerstätte meiner Schwester, daß ich an ihr bete? . . . Ihre Gebeine waren von den Flammen verzehrt, ihre Asche in die Winde verstreut . . . Von dem Krankenlager, auf dem man sie vermodern gelassen, hatte man meiner Schwester Leichnam gerissen und ihn dem Feuer übergeben . . . Und warum? Weil man alle diese frommen, rechtlichen, herrlichen Menschen ungläubiger Gesinnung verdächtigt, sie auf die Folter gespannt, und sie da zugegeben, daß sie ein hebräisches Gebetbuch besessen, und einige Male darin gelesen hätten! . . .“

„Maria — Jahre sind seit jenen Stunden vergangen, aber noch immer, wenn ich ihrer gedenke, steigen der Ingrimm und die Verzweiflung, die sich damals meiner bemächtigten, in mir auf, ziehen mir das Herz zusammen, machen den Odem in mir stocken, und meine Faust sich ballen . . . Nein! ich war nicht mehr Christ . . . Wie? rief ich aus, eine Religion der Liebe — und in ihrem Namen solche Gräuel, nicht des Hasses, sondern der Habgier, Herrschsucht und Verfolgungssucht! Und habe ich das Recht zu sagen: sie will es nicht, und nur die sie mißverstanden und sie mißverstehen wollen, thun desgleichen — sind nicht alle ihre Autoritäten für diese Schandthaten eingetreten? Haben nicht Päpste, Concilien, die ganze Kirche sie sanktionirt? Ist es deren Schuld, wenn die Inquisition nicht überall ihre Kerker öffnet, ihre Scheiterhaufen entzündet?

Hab' ich ein Recht, zwischen dieser Religion und ihren Dienern zu unterscheiden, da alle deren Autoritäten dafür streiten? . . .“

„Doch die Zeit steht niemals still, und wenn sie auch unser Leid nicht mit hinwegnimmt, so schleift sie doch dessen Ecken, stumpft dessen Schärfen ab. Es trat die Frage an mich heran: was nun beginnen? Welchen Plan für das Leben entwerfen? Niemand kannte mich, Niemand achtete auf mich, Niemand war da, den ich befragen, der mir rathen mochte. Aber ich faßte meinen Entschluß. Ich wollte hinaustreten in das Leben, und ein Stück meiner Fesseln nach dem andern abstreifen. Aber wie? Das sollte die Zukunft mich lehren. Vorerst wollte ich auf einer Universität meine Studien beenden, und es gelang mir, von meinen Oberen die Erlaubniß hierzu zu erhalten. Ich ging nach Saragossa, denn eine sorgsame Erkundigung hatte mich belehrt, daß Aragonien noch die einzige Provinz dieses Spaniens sei, wo im Volke noch ein freierer Geist herrsche, und alle Stände an ihren alten Fueros, ihren Rechten und Privilegien der unumschränkten Herrschaft gegenüber, welche die Krone sich anmaßte, festhielten. Meine Absicht war, mich hier zum Prediger auszubilden, denn der Funke, der in mir brannte, sagte mir, daß nur die Macht der Rede es sei, welche der Flamme, die mich sonst verzehren würde, einen Ausweg schaffen könnte, daß nur durch begeisternde Rede ein Einfluß auf das Volk zu üben sei. Ich hatte mich in meinen Gaben nicht geirrt, und als ich anfing, an verschiedenen Orten die Kanzel zu betreten, gewann ich die Herzen meiner Zuhörer, erwarb mir schnell einen Ruf und bald einen großen Zulauf, wo ich mich hören ließ. Das Ordenskleid, das ich trug, schützte mich vor jedem Verdachte. Wenn ich auf der Kanzel nur die Schwächen der Menschen geißelte, die heiligen Gesetze der Sittlichkeit mit feuriger Zunge verkündete und ein-

schärfte, wenn ich Linderung und Trost, Hülfe und Mitgefühl für alles Weh und alle Noth der Menschenkinder forderte — man lauschte meinen Reden, man entzündete sich an ihnen, und schöpfte keinen Verdacht aus dem Wegfall aller dogmatischen Sophistereien, alles kirchlichen Aberglaubens. So bereitete ich mich vor, allmälig noch weiter vorzugehen, und wenn ich mir erst den Eingang in die Herzen des Volkes erobert hätte, offen und ohne Rückhalt die Wahrheit, wie sie in mir flammte, zu verkünden, und die Burg des Aberglaubens und des Fanatismus freimüthig anzugreifen, und sollte ich auch als Opfer dafür fallen. Aber es wäre kein Opfer für mich gewesen — denn der Tod hatte seine Schrecken für mich verloren, da er mich nur mit denen vereinen konnte, welchen mein Herz gehörte, ohne daß ich sie gekannt. Ich stand einsam auf dieser Erde, und wußte, Niemand würde eine Thräne um mich weinen ..."

„Da ereignete sich etwas in Aragonien, was meine Hoffnungen zu beleben, meine Bahn mir zu ebnen schien. Don Juan d'Austria, der glänzende Sieger bei Lepanto, war seinem Halbbruder, dem Könige Philipp, verdächtig geworden. Bald sollte Jener geheime Pläne auf ein Königreich Tunis, bald auf die Niederlande haben. Als Urheber, Mitwisser und Werkzeug für alle diese Anschläge galt der Sekretair des Prinzen, Escobedo, und diesen zu vernichten war daher der Wille Philipp's. Da er ihm aber nicht beizukommen wußte, verlangte er von seinem Staatsschreiber Antonio Perez, die Mittel zu finden, jenen Escobedo aus dem Wege zu räumen. Für Perez war die Gunst seines Herrn das höchste Ziel, und er griff hastig nach diesem Auftrage, um sich Philipp nicht blos zu verbinden, sondern den König gewissermaßen in seine Hände zu bekommen. Er ließ wiederholt dem Geheimschreiber des Prinzen Gift bereiten; aber Escobedo entging jedes Mal

der ihm gelegten Schlinge. Perez verlor darüber den Kopf, um zu seinem Ziele zu gelangen, war er unverschämt und plump genug, sein dem Tode bestimmtes Opfer auf offener Straße durch Meuchelmörder tödten zu lassen. Aber die Mörder wurden gefangen, und standen nicht an, offen den zu nennen, der sie zu der Schandthat gedungen. So wurde Antonio Perez eingezogen, von der Wittwe Escobedo's angeklagt, und Philipp, der wohl fühlte, daß der Verdacht der Urheberschaft auf ihn zurückfallen würde, mußte dem Prozesse freien Lauf lassen. Perez hatte sich vorgesehen, und Papiere in seinem Gewahrsam, welche den König vielfach kompromittiren konnten. Philipp wußte dies, und als Perez zur Verbannung und zu einer großen Geldstrafe verurtheilt worden war, bezahlte Jener diese und verhieß ihm baldige Begnadigung, wenn er die Papiere ausliefern würde. Perez sah sich nach beiden Seiten hin verloren, denn er kannte seinen Herrn zu genau, um nicht zu wissen, daß er nach Auslieferung der Papiere auf keine Gnade zu rechnen hätte, sondern der Verfolgung seitens des Königs erst recht ausgesetzt sein würde. Er lieferte daher nur einen Theil derselben ab und brachte die andern in Sicherheit. Hierüber ergrimmte der König, aber er versteht zu warten, bis seine Opfer reif seien. Viele Jahre daher später, als der Sohn des unglücklichen Escobedo herangewachsen, und Perez eben begonnen hatte, seinen geheimen Schatz zu einer Intrigue zu verwerthen, mußte der junge Escobedo von Neuem als Ankläger auftreten, Perez wurde eingezogen und in härtester Weise gefoltert. Dennoch wußte er aus dem Kerker zu entkommen und floh nach Aragonien, seinem Vaterlande. Hier überlieferte er sich den Händen des Justitia, des aragonischen Oberrichters, der nach der Verfassung dieses Staates die Macht über alle königlichen Beamten und Richter besitzt, und von dem die Berufung nur an den Reichstag möglich ist. Aber gerade dieses

war dem Könige willkommen, der schon lange einen Schlag gegen die Vorrechte Aragoniens im Schilde führte. Die Inquisition bemächtigte sich der Person des Perez, denn sie behauptete, heilige Vollmachten über alle irdischen Richter und alle staatlichen Gewalten zu besitzen. Darüber entstand furchtbare Aufregung in Aragonien und besonders unter den Bürgern von Saragossa. Jetzt war auch meine Zeit gekommen. Ich trat auf die Seite des Volkes. In begeisternden Reden zeigte ich dem Volke seine Freiheiten in Gefahr, die letzte Schutzwehr des Rechtes mit Einsturz bedroht, Alles der Willkür des Herrschers und der finsteren Gewalt der Inquisition preisgegeben. Die Bürger von Saragossa erhoben sich, ergriffen die Waffen, stürmten den Palast der Inquisition, und befreieten Perez, der glücklich über die Grenze entkam. Ich durchzog das Land und predigte Freiheit von Despotismus und Aberglauben in jeder Stadt, in jedem Flecken. Ueberall jubelte man mir zu, und bewaffnete Zuzüge trafen von allen Seiten in Saragossa ein. Doch dies war es, was Philipp gewünscht, was seinen Plänen entsprach. Er hatte bereits ein auserwähltes castilisches Heer versammelt, das auf seinen Wink in Aragonien einfiel. Der Justitia protestirte hiergegen, weil nach den Privilegien Aragoniens dessen Grenzen von keinem fremden Soldaten betreten werden durften. Aber es galt hier Kampf, und das Wort war ohnmächtig. Die Aragonesen zeigten sich ihrer Väter nicht würdig. Die Haufen, die sich dem königlichen Heere entgegenstellten, waren nicht zahlreich genug, und zerstoben bei dem ersten Angriff der Veteranen Philipp's. Sie zogen gegen Saragossa. Aber auch hier war die Vertheidigung nur schwach und ohne Zusammenhang. Nach wenigen Tagen öffneten sich die Thore der Stadt vor dem Ansturm der Castilier. Der Justitia wurde öffentlich auf dem Markte hingerichtet, ihm folgten vierhundert Bürger auf das Schaffot und noch

Mehrere kamen in den Gefängnissen um. Auch Aragonien lag jetzt zu den Füßen Philipp's; all' seine Freiheiten wurden für aufgehoben erklärt, die Allmacht der Inquisition sicher gestellt, die Gerichte ihr unterworfen, die Reichsversammlung zu einer bloßen Form herabgedrückt. Dies war die letzte That der spanischen Könige, den Genius unseres herrlichen Vaterlandes in schwarze Schleier zu hüllen, in schwere Fesseln zu schlagen. Schritt vor Schritt hatte man ihm die Sehnen durchschnitten, die Nerven abgestumpft, den Geist erdrückt. Jetzt lag er im Staube, ausgestreckt auf dem Boden, welcher der Verödung bestimmt war. O, sie wissen es nicht, was sie vollbracht, und wie sie ihrem eigenen Thron die Stützen durchsägt, die Pfeiler durchbrochen haben. Er wird zusammenbrechen und seine morschen Bretter werden bezeugen, daß ein Herrscher, der den Geist seines Volkes tödtet, mit eigener Hand das Leben seiner Enkel mordet! . . ."

Tirado's Stimme bebte vor Erregung, ihr Klang war dumpf und düster geworden, er schwieg, denn sein Geist schien weit ab in kommenden Zeiten zu weilen. Marie ehrte sein Schweigen, und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust. Sie fühlte dieses große Weh mit — es war das Weh auch ihres Vaterlandes, auch ihrer Theuren all'. Endlich begann sie mit leisem Tone: „Und was war Euer Schicksal, Tirado, in diesem unglückseligen Kampfe?"

Diese Frage weckte Tirado aus seinem Sinnen, und schnell gefaßt, erzählte er weiter: „Auf die Nachricht, daß die Scharen Philipp's auf Saragossa loszogen, eilte ich dahin. Aber ich konnte nicht mehr hinein; die Stadt war schon umzingelt. Ich war so muthlos, so verzweiflungsvoll über das, was ich bereits gesehen und was mir den Ausgang des Kampfes nicht mehr ungewiß erscheinen lassen konnte, daß ich mir kaum die Mühe gab, mich den Verfolgern zu entziehen, welche das Land durchstreiften, um

Alle zu greifen, welche des Antheils am Aufstande verdächtig waren. In einem Dorfe wurde ich gefangen genommen, und dieselben Leute hatten meinen Aufenthalt verrathen, welche meinen Reden und Predigten am meisten zugejauchzt hatten. Als Priester wurde ich der Inquisition übergeben, und bald lag ich in einer Zelle ihres großen unterirdischen Kerkers. Ich wurde vor die verlarvten Richter geführt, aber ich stand nicht an, alle ihre Fragen freimüthig zu beantworten und mein Bekenntniß offen auszusprechen. Ich schleuderte ihnen meine Anklagen in's Gesicht, ließ meinem Widerspruche gegen alle ihre Glaubens- und Lehrsätze freien Lauf, und verhehlte ihnen nichts. Ich ersparte mir hierdurch wenigstens die Folter. So wüthend aber auch die Inquisitoren über das, was sie hatten hören müssen, waren, so zogen sie doch die priesterliche Würde, die ich besaß, in Betracht, und boten mir, wenn ich widerrufen und meine jüdischen Ketzereien abschwören wollte, Gnade an, die ich in der Verbannung nach einem einsamen Bergkloster durch lebenslängliche Bußübungen verdienen sollte. Ich wies diese Gnade von mir ab. Man glaubte, mich mürbe machen zu können. Das dumpfeste Loch ihres Gefängnisses nahm mich auf, Wochen, Monde lang. Auf vermodertem Stroh lag ich, fast der Luft und des Lichtes beraubt; häßliches Gethier kroch um mich, auf mich. Bald reichte man mir Speise und keinen Trank; bald moderiges Wasser und keine Speise; bald raubte man mir den Schlaf, indem man mich sofort erweckte, wenn ich in Schlummer verfiel. Aber es half ihnen nichts. Ich verblieb bei meiner Weigerung. Eine fieberhafte Begeisterung hatte sich meiner bemächtigt. Meine entflammte Einbildungskraft schuf mir mitten in meiner schrecklichen Umgebung, mitten unter meinen Qualen die lieblichsten Bilder; ich war nicht allein, meine Eltern, meine Schwester, ob ich sie auch nie gekannt, mein Ohm Geronimo waren bei

mir, und ich unterhielt mich mit ihnen, ich redete sie an, sie antworteten mir; die Erde war mir verschwunden; in den Hallen des himmlischen Lichtes schwebte ich, und mein Leib hatte das Gefühl für seine Schmerzen verloren. Wurde ich herausgerissen aus meinen Träumen und vor das Tribunal geführt, so war mein Muth ungebrochen, meine Fassungskraft ungeschwächt, und ich antwortete mit lautem Nein! und immer wieder Nein!“

„Da war die Geduld der Richter erschöpft; sie verurtheilten mich zum Tode, zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Ich sollte diesen in Gesellschaft von vierundfünfzig Männern und Frauen besteigen, die zu Ehren Gottes und der heiligen Inquisition den Flammentod erleiden sollten. Von diesem Augenblicke an erfuhr ich eine bessere Behandlung; man brachte mich in eine luftigere Zelle, wo ich den Besuch zweier Geistlichen zu ertragen hatte, die mich abwechselnd bearbeiteten, um schließlich doch noch einen Widerruf zu erlangen, der mich zwar nicht vom Tode gerettet, mir aber doch die Qualen des Feuertodes durch vorhergehendes Erwürgen erspart hätte. Ich sah diesem Ende mit Ruhe entgegen. Ich sagte mir: du gleichst einer Staude, die zwar nur eine kurze Frühlingszeit hindurch geblüht und gereift, aber im Sterben noch einige Samenkörner auf den Boden gestreut hat, aus welchem die Sonne des Herrn sie zur rechten Zeit hervorbrechen lassen wird.“

„Aber so dick auch die Mauern des Inquisitionspalastes, und so fest auch seine Pforten verschlossen sind, so dringt doch auch aus ihm so Manches in die Welt hinaus, was die Herren desselben in die ewige Nacht der Vergessenheit verschlossen glauben. Zuletzt zwar macht die Inquisition selbst die Zahl und Namen, sowie die ihren Opfern zugeschriebenen Verbrechen ihrer Verurtheilten selbst bekannt. Denn sie will hierdurch bei den Gläubigen ihre Verehrung, bei den Ungläubigen die Schrecken vor ihr

vergrößern, und das Volk zu dem Pompe ihrer scheußlichen Feste, Autodafé's genannt, herbeilocken, und da wirkt die große Menge der Todeskandidaten, die Furchtbarkeit der diesen zu bereitenden Martern und die Scheußlichkeit ihrer Frevel gar sehr auf die Schaulust des Volkes. Doch lange schon vor diesem Akte hatte sich die Kunde, daß ein Franziskanermönch sich offen zum Judenthume bekannt habe und deshalb zum Scheiterhaufen verurtheilt sei, durch die ganze Halbinsel verbreitet, und meine Feinde sorgten selbst dafür, daß mein Name nicht unbekannt blieb. Diesem Umstande habe ich meine Rettung zu verdanken. Am Abend vor dem schrecklichen Feste, welches die Kirche der Welt bereitet hatte, wurde ich mit meinen Schicksalsgenossen in eine dazu bestimmte Kapelle geführt. Die Pforten schlossen sich, und die Schergen der Inquisition standen draußen in großen Massen zur Wacht. Ein unsichtbarer Chor sang von den oberen Galerien her ein schwermüthiges De profundis. Auf dem Altar brannten viele Kerzen, aber alle übrigen Räume der großen Kapelle waren unbeleuchtet. Ein Jeder sank vor einem Betpulte auf den Fußschemel nieder, und, welche seine religiösen Ansichten auch sein mochten, seine Seele erhob sich im heißen Gebete zu dem großen Weltgeiste empor, vor welchem sie am andern Tage erscheinen sollte, aber bis dahin noch einen so schweren Gang zurückzulegen hatte. Ich hatte meinen Platz in der letzten Reihe der Betschemel erhalten. Hier lag ich hingegossen im Gebet. Da fühlte ich, wie eine verhüllte Gestalt sich neben mir niederließ, die Hand aus der Verhüllung streckte, die meinige suchte, und Etwas in sie hineindrückte. Nach kurzer Weile erhob sich die Gestalt und war in den Schatten verschwunden, die uns umgaben. Ich fühlte, was in meiner Hand war: eine Geldbörse, eine Feile und ein Papierstreifen. Die beiden ersteren verbarg ich schnell in meinem Gewande,

den Streifen fand ich bald Gelegenheit, unbemerkt zu lesen: es stand mit wenigen Worten, wohin und an wen ich mich zu wenden habe. Nachdem ich es gelesen, verschluckte ich das Papier, um jede Spur zu vertilgen. Die scharfe, kleine Feile that um Mitternacht ihre Schuldigkeit an den Eisenstäben, welche die Maueröffnung meiner Zelle vergitterten. Ich war frei. Aber nur unter der gnädigen Fügung vieler günstigen Umstände und unter tausend Gefahren vermochte ich es, den Weg dahin zu finden, wohin ich beschieden war, zu meiner Retterin, zu — Eurer Mutter, Marie... Von ihrer Zufluchtsstätte in jenem einsamen Thale aus, hatte sie durch die Vermittelung eines treuen Agenten Eures Vaters den Zugang zu meiner Zelle zu finden, und meine Befreiung mit hohem Preise zu erkaufen gewußt. Sie hatte mich nie gekannt, ich sie nicht — aber die Kunde von meinem Schicksal war zu ihr gedrungen und genügte, sie zu meiner Rettung den schnellen Entschluß und die geeigneten Mittel erfassen zu lassen. Meine Leidensgefährten erlitten am folgenden Tage den Tod; aber meine Entweichung verminderte deren Zahl nicht. Die Inquisition hat immer Opfer genug bereit: irgend eines derselben figurirte unter meinem Namen. Darum die allgemeine Meinung, daß Fray Diego auf dem Scheiterhaufen gestorben."

„Aber ich fand bei Eurer Mutter mehr noch, als die Rettung vom Tode. Was noch Schwankendes in mir war, wich bald vor dem klaren Blick ihres Verstandes, vor dem sichern Takt ihres Gefühls. Sie besitzt die schöne Begabung ihres Geschlechtes in hohem Maße, in den Wirren der Verhältnisse sofort das Richtige herauszufinden, während wir Männer, von großen Ideen bewegt, vor den höheren Zielen das nächste und erreichbare übersehen. In der Ungewißheit, wohin ich mich wenden, wo ich den Spielraum meiner Thätigkeit suchen sollte, lenkte sie meine Aufmerksamkeit auf die Niederlande, welche der Despotis-

mus Philipp's zu einem großen Kampfplatze machen mußte. Ich war glücklich, als mir dieses Ziel gezeigt worden. Alle Fibern meiner Seele verlangten dorthin, nicht blos um meinen verfolgten Stammesgenossen eine Freistätte zu gewinnen, sondern mitzuhelfen im Dienste der Menschheit, ein Asyl für alle Gefesselten, die ihre Ketten zu brechen vermöchten, zu schaffen. Ich sagte mir, ein Land, wo man uns duldet, wo man uns gestattet, den aufgezwungenen Glauben wieder abzulegen, muß ein Land der Freiheit sein, ein Land, wo in einem freien Volke die Freiheit alles Glaubens, die volle Freiheit des Gewissens ihre Standarte aufgepflanzt hat. Diesem Lande mußt du deine Dienste, diesem all' dein Können und Vermögen widmen!"

„Das Uebrige wisset Ihr, Donna Maria. Ich ging mit Don Samuel Pallache nach den Niederlanden, und wir gehen jetzt wieder dahin. Schon klärt sich das Dunkel auf, das jetzt unsern Himmel noch umschattet, und die sichere Zusage des Prinzen von Oranien ist die Morgenröthe, die uns den jungen Tag verkündet und verbürgt — mag es auch noch lange ein trüber, wolkiger, stürmischer Tag sein: es kommt der Tag!" —

Tirado hatte geendet. Einen Augenblick schwieg noch Marie Nunes. Dann schlug sie ihre großen, feurigen, von einer Thräne befeuchteten Augen auf, und unwillkürlich griff sie nach der Hand Tirado's, drückte sie und sprach mit bewegter Stimme: „O, Tirado, was habt Ihr gelitten, und wie habt Ihr es ertragen!"

Dieser Ausdruck ihres tiefen Mitgefühls durchschauerte Tirado mit einem heißen Entzücken, und unfähig zu antworten, beugte er sich über die Hand Mariens und küßte sie feurig und wiederholt. Die Hand des Mädchens zitterte in der seinigen; sie zog sie schnell zurück, doch nicht ohne daß er noch einmal einen leisen Druck gefühlt hätte. Sie erhob sich, und indem sie sagte: „Doch nun, gute

Nacht, Tirado — die Zeit ist vorgerückt" — verschwand sie in dem Eingang zu ihrer Cajüte.

Tirado blickte noch lange nach dem Orte, wo er ihre schöne Gestalt zuletzt gesehen — dann schritt er unbewußt an den Bord seines Schiffes, und blickte träumerisch in das Spiel der Wellen, in denen das Licht des Mondes sich wiederspiegelte, und die flimmernd und leuchtend aufschlugen und vorüberrauschten. Wie lange er da stand und hinabschauete — er wußte es nicht. Seine Seele hatte sich in das Meer der Liebe untergetaucht, in den fröhlichen Wellenschlag des Hoffens und Sehnens . . .

Das Schiff fuhr ununterbrochen seinen Cours; der Mond wandelte unaufhaltsam seinen Himmelspfad; die Sterne leuchteten fort und fort am wolkenlosen Gewölbe; die Wellen hüpften und rauschten; der Wind zog flüsternd über das Fahrzeug und durch die Segel. Es war ein stiller, erhabener Frieden, und doch voll Leben und Kraft und Bewegung.

X.

Das Schiff hatte in der Stille der Nacht seine schnelle Fahrt fortgesetzt; der Mond war am andern Saume des Horizontes niedergesunken; die ersten Streifen des Morgenrothes erschienen am östlichen Himmel, und die ihnen nächsten Sterne begannen zu erbleichen. Nur der Mann am Steuer mit seinem Gehülfen und die wachthabenden Matrosen waren auf Deck und munter; auf alle übrigen Insassen des Fahrzeugs hatte der Schlaf um so fester sich gesenkt, je später sie ihre Lagerstätten aufgesucht. Plötzlich rief der Schiffsjunge im Mastkorb mit aller Kraft hinunter: „Schiff, ahoi! An der Steuerbordseite ganz nahe!“ Die Matrosen blickten nach der angegebenen Stelle, gewahrten das Schiff in seinen dunklen Umrissen, und einer von ihnen eilte hinunter, den Kapitain zu wecken. Kurze Zeit darauf erschien Tirado, und mit seinem scharfen Blick schaute er nach dem angemeldeten Fahrzeug aus. Es war eine günstige Fügung, daß das fremde Schiff sich gerade ostwärts von unserer Caravalle befand. So stand es vor den ersten Lichtwolken des Morgens und zeichnete sich von dem hellen Hintergrunde deutlich ab, während die Marie Nunes von den Schatten der Nacht noch verhüllt war und jenem unsichtbar sein mußte. Bald konnte es denn auch Tirado nicht zweifelhaft sein, wen er vor sich habe; der Bau, die Einrich-

tungen, die Gestalt verriethen ihm, daß es eine spanische Kriegscorvette sei, die hier zu so ungelegener Zeit erschienen war. Noch einige Beobachtungen, und es blieb ihm nicht verborgen, daß das Kriegsschiff gerade auf den Cours der Caravalle gerichtet war und diesen in nicht gar langer Zeit kreuzen mußte. Er konnte bald auch zwölf Geschütze auf jeder Seite des Schiffes zählen, und sich die dumpfe, traurige Sprache vergegenwärtigen, welche diese mit ihm reden würden.

Das Herz Tirado's pochte laut. Nicht Furcht, aber schwere Sorge bemächtigte sich seiner. Die außerordentliche Gefahr, in welcher er mit der kostbaren Bürde seines Schiffes schwebte, konnte ihm keinen Augenblick verborgen bleiben. Und gerade dies, nachdem ihm vor wenigen Stunden, gerade wie dort die Morgenröthe im Osten, die Hoffnung eines süßen Glückes leuchtend aufgegangen! Aber die Erinnerung hieran, die schnell und beseligend durch sein Herz ging, belebte augenblicklich seinen Muth, und feuerte seinen Geist zu wahrer Heldenkraft an. Er winkte seinen Oberbootsmann an seine Seite heran, mit ihm ihre Lage zu berathen. Dieser bestätigte nach sorgfältiger Ausschau alle seine Vermuthungen.

„Was meint Ihr, Estevan? Was sollen wir thun?“ fragte Tirado.

„Wir könnten umwenden und dem Spanier voraneilen. Unser Schiff ist ein so guter Segler, daß wir unter sonst günstigen Bedingungen dem Spanier zu entgehen hoffen dürften.“

„Stellt Ihr dies, Estevan, als Eure wirkliche Ansicht auf,“ erwiderte Tirado, „oder wollt Ihr es nur als den einen Fall zur Berathung geben? Um unser Fahrzeug so völlig umzulegen, bedarf es einiger Zeit, und ebenso, um es in seinem neuen Cours tüchtig in Fahrt zu bringen, denn der Wind ist hierzu nicht günstig. Unterdeß sind die

Schatten der Nacht längst gewichen, der Spanier muß uns sehen und verfolgen, und das Ziel, wohin wir gerathen, läßt sich nicht berechnen, noch dazu, da wir nicht wissen können, ob nicht noch andere Schiffe seines Gelichters in der Nähe sind und denselben Cours steuern."

„Das ist wahr," antwortete Estevan. „Dann können wir ja aber nur gerade aus weiterfahren, und wir kommen dadurch in der ersten halben Stunde dem Feinde immer näher, und entfernen uns von ihm erst wieder, wenn wir seine Linie durchschnitten haben."

„Sehr richtig, und die Gefahr ist diese Spanne Zeit eine größere, wenn uns sonst nicht das Glück einige Chancen zuwirft. Mit jedem Augenblicke später aber entfernen wir uns eilends aus der Nähe des Feindes und sind dann des Entkommens gewiß, während wir nach Eurem ersten Rathe vielleicht tagelang in der Gefahr bleiben, und der geringste Fehler zu unserem Verderben ausschlagen kann. Es gehört, ich gestehe es ein, mehr Muth dazu, unsern Cours richtig weiter zu verfolgen. Aber Ihr wißt, Muth ist der halbe Sieg!"

„Ich gebe Euch völlig Recht, Kapitain, nur müssen wir dann unsere Zähne zum Beißen bereit halten, denn es kann eine harte Nuß geben."

„Das soll wacker geschehen," erwiderte lebhaft Tirado. „Ich glaube nicht, daß wir dem Kampfe entgehen können, welchen Weg wir auch einschlagen. Die Dunkelheit der Nacht hat uns leider dem Feinde zu nahe gebracht. Dann ist es aber besser, auf geradem Wege als auf der Flucht zu kämpfen. Treffen wir also unsere Vorbereitungen. Auf gut Glück, Freund! Wir können Beide auf uns rechnen!"

Tirado begriff den ganzen Umfang seiner Verantwortlichkeit, und verkleinerte sich die Gefahr, in welche Dom Antonio, Marie Nunes, Manuel und Alle, die auf seine Tüchtigkeit und sein Glück ihr Loos eingesetzt, gerathen

waren, nicht im Geringsten — aber der Gedanke, daß er jene nicht hervorgerufen, und daß er für das Theuerste kämpfen werde, machte ihn sicher und erfüllte seine Brust mit feuriger Zuversicht. Ein kurzes Gebet, daß der Lenker aller Geschicke sein Unternehmen begünstigen und sie Alle durch die Schrecken des Kampfes schützend führen möge — und er ging an die Arbeit.

Er ließ alle Segel entfalten, daß sein schlankes Schiff unter der Last sich beugte und die Wellen schäumend um den Kiel sich drängten, wie vor Unwillen, daß der fremde Gast ihre Ruhe, ihr leichtes, fröhliches Wallen so zu stören wage. Bald hatte die Caravalle eine außerordentliche Schnelligkeit gewonnen und flog wie beschwingt vor dem Winde daher. Die Waffenkisten auf dem Verdeck wurden geöffnet, die Waffen herausgehoben und geordnet aufgeschichtet, Munition herbeigeschafft, die Kanonen geladen. Unterdeß hatte der Oberbootsmann die sämmtliche Mannschaft heraufgeholt und antreten lassen. Tirado hielt eine feurige Ansprache an sie, und da unter den Matrosen wie unter den Passagieren Niemand war, dem es nicht an Freiheit und Leben ging, wenn der Spanier siegen sollte, waren Muth und Hingebung in Allen wach und drückten sich in lebhaften Ausrufen aus. Längst hatte schon Tirado im Geiste einen solchen Fall vorausgesehen, die Leute in Corps getheilt, Jedem seine Stelle und Aufgabe angewiesen, und sie in allem Erforderlichen sich üben lassen. Es war Keiner unter ihnen, auf den er nicht völlig hätte rechnen können. Als Alles angeordnet war, sandte er Manuel ab, um Dom Antonio und Marie Nunes nach einem Raume im Zwischendecke zu bringen, in welchem sie am meisten geschützt sein konnten.

Eine Viertelstunde ging vorüber in banger Erwartung; man konnte gewahren, daß die Entfernung der beiden Schiffe von einander geringer wurde. Der Osten wurde

heller und heller; jetzt erhob sich der Saum der Feuerkugel über den Rand des Meeres und warf seine goldenen Strahlen über die Köpfe der Schaumwellen; die Atmosphäre wurde lichter und lichter. Die Augen Aller waren auf das spanische Schiff gerichtet. Da plötzlich fuhr ein schwacher Blitz aus demselben hervor, eine kleine Rauchwolke wirbelte auf, eine Kugel fuhr daher und fiel kurz vor dem Schiffe zischend in das Wasser nieder. Man hatte also endlich die schnellfahrende Caravalle bemerkt, und gebot ihr, Halt zu machen und Rede zu stehen. Tirado, der bis jetzt ohne Flagge gefahren, that, als ob er nichts bemerkt, und ließ sein Schiff, das eben nahe an dem Kreuzpunkte der beiden Courslinien angelangt, ohne Weiteres die Fahrt fortsetzen. Der Spanier stellte durch seine Signale Frage auf Frage, erhielt aber durchaus keine Antwort. Tirado wußte, daß eine Täuschung hier nicht möglich sei. Er hätte seine Fahrt einstellen und vom Spanier einen Besuch entgegennehmen müssen. Das wäre sicheres Verderben gewesen, denn unterdeß wäre die Corvette Seite an Seite mit seinem Schiffe gekommen. Der Spanier besann sich auch nicht lange, und schleuderte Kugel auf Kugel, die glücklicher Weise größtentheils über die Caravalle hinausgingen, so daß nur eine oder zwei sie trafen und keinen erheblichen Schaden anrichteten.

Jetzt befahl Tirado, die portugiesische Flagge aufzuhissen und zu gleicher Zeit das Schiff ein wenig nach rechts zu wenden, so daß die drei Geschütze, die er auf dieser Seite hatte, die Breitseite der spanischen Corvette beschießen konnten. Das Manöver wurde ausgeführt, die verdeckenden Klappen fielen, und die Ladung der gewaltigen Geschütze fuhr zu den Oeffnungen hinaus. Ihre Wirkung war groß. Eine Kugel fuhr in die, dergleichen nicht erwartenden, auf dem Verdecke der Corvette dicht gescharten Spanier und riß eine Anzahl nieder; eine andere traf die Take-

lage und zerriß ein Hauptsegel, die dritte bohrte sich in den Rumpf des Schiffes, wenn auch hoch genug über dem Wasserspiegel, um vorerst keine Gefahr zu bereiten. Ein Wuthgeheul erhob sich aus der Mitte der Spanier; sie sahen, es galt einen Kampf, aber der Gegner war ihnen gar zu verächtlich.

Jetzt begann die Kanonade von Seiten des Spaniers mit Ernst und Nachdruck, und die kleine Caravalle wurde völlig mit Geschossen überschüttet. Aber gerade ihr geringer Umfang und die Schnelligkeit, mit welcher sie sich jetzt von ihrem Gegner zu entfernen begann, ließ sie unversehrt von dem größeren Theile der auf sie gerichteten Kugeln. Aber was davon sie traf, war schon genug, um ihr großen Schaden zuzufügen. Schon waren zwei Männer todt niedergesunken, ein halbes Dutzend mehr oder weniger verwundet; ihr Vordermast war abgebrochen und mit dem Segel in's Meer gefallen, so daß dessen Takelage schnell durchhauen werden mußte; von den Seitenplanken des Schiffes waren große Stücke abgesplittert, und man mußte jeden Augenblick erwarten, noch gefährlichere Wunden zu erhalten. Doch der Muth Tirado's und seiner Mitstreiter war ungebrochen. Mit der größten Besonnenheit wurde der Dienst des Schiffes fortgesetzt, die angerichteten Schäden so gut es im Augenblicke ging und unumgänglich war, ausgebessert, und die Verwundeten bei Seite geschafft und verbunden. Tirado hatte mit unsäglichen Anstrengungen eines der drei andern Geschütze auf das Verdeck bringen lassen, und richtete es selbst. Schuß auf Schuß feuerten er und seine Mannschaft aus den vier Kanonen auf den Spanier und richteten dort großen Schaden an. Soeben hatte einer derselben das Steuer der Corvette getroffen und fast unbrauchbar gemacht, als das spanische Feuer aufhörte. Die Leute Tirado's liefen verwundert an den Bord und bald war ihnen das Räthsel gelöst. Die Spanier

ließen zwei mächtige Boote herab, und eine große Zahl Bewaffneter stieg hinein: sie wollten die Caravalle entern, deren Bemannung nur gering sein konnte. Tirado übersah die ganze Gefahr dieses Angriffes. Er gab dem Oberbootsmann den Befehl, wenigstens ein Boot nicht aus den Augen zu lassen, und sobald es in die rechte Schußweite käme, alle Geschütze darauf spielen zu lassen, um es in Grund zu bohren. Dann rief er seine Gefährten herbei, um die Mannschaft des andern Bootes muthig zu erwarten. So stand er da, das Schwert in der Rechten, die Pistole in der Linken, das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit kampfbegierigen Blicken, als eine leichte Hand sich auf seine Schulter legte, und eine sanfte, bewegte Stimme ihm zurief: „Tirado, seid Ihr wohlbehalten, unverwundet?"

Ein jäher Schreck überfiel ihn, er wandte sich um, und Marie Nunes stand hinter ihm. „Um Gotteswillen," rief er aus, als er in die bleichen, verstörten Züge des Mädchens blickte, „was führt Euch hierher, Marie Nunes! Ihr seid hier in höchster Gefahr und Eure Anwesenheit ängstigt und lähmt mich! Um Eurer Mutter willen, kehrt an Euren Platz zurück, denn nur die Gewißheit, daß Ihr dort in Sicherheit seid, verleiht uns den Muth, den anstürmenden Feind zu bekämpfen und mit Gott niederzuschmettern!"

„Mich ließ die Angst nicht mehr zurückbleiben, Tirado! Das furchtbare Lärmen und Toben, der Donner der Geschütze, das Stampfen und Getöse über mir schnürten mir das Herz zusammen und benahmen mir den Athem. Ich mußte hinauf, zu sehen, ob Ihr, ob Manuel noch am Leben sei, wie es Euch ergeht, und sollte der Tod droben auf mich lauern!"

„Theures, theures Mädchen," wandte sich Tirado flehend wieder zu ihr, „Du siehest, Gott beschützet uns, wir sind unverletzt — aber nun kehre auch zurück, kehre

zurück augenblicklich — sieh', die Spanier beginnen ihr Feuer wieder!"

In der That war es so. Die spanischen Boote, von zahlreichen Rudern besetzt, hatten bereits eine große Strecke von ihrem Schiffe aus zurückgelegt, und die spanischen Geschütze konnten während ihrer Fahrt wieder spielen, ohne ihre eigenen Leute zu gefährden. Tirado, von der nahenden Gefahr ergriffen, rief dem Oberbootsmann donnernd zu, genau den Zeitpunkt einzuhalten. Marie Nunes trat zurück und verbarg sich hinter den großen Mast. Auf die Kugeln der Spanier achtete man nicht. In diesem Augenblicke kommandirte Estevan: „Feuer" und brannte das Geschütz auf dem Verdecke, nachdem er selbst es gerichtet, ab. Zwei der Kugeln trafen glücklich ihr Ziel, die eine zerschlug den Bord des Bootes, die andere traf mitten hinein und zerschmetterte einen Theil desselben: es schlug um und seine Bemannung versank in die Wellen. Die Männer der Caravalle begrüßten dieses Ereigniß mit einem lauten Jubelruf. Aber noch hatten sie ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, als ein starker Stoß an ihr Schiff sie belehrte, daß das andere Boot sie erreicht habe. Enterhaken flogen in die Höhe und faßten das Schiff an mehreren Punkten. Eben berief ein Signal Tirado's seine Leute, sich um ihn zum Kampfe Mann gegen Mann zu scharen, als die Köpfe und Arme der ersten Spanier über dem Bord sichtbar wurden, und diese mit lautem Hurrah über Bord springen wollten. Da rief eine Stimme unter ihnen: „Jesus Maria! die heilige Jungfrau, die uns abwehrt!" ... Unbewußt, was sie that, war Marie Nunes hinter dem Maste hervorgetreten und stand auf der Höhe des Verdecks, vom Strahlenglanz des Morgenlichtes umflossen, im weißen Gewande, der Schleier vom Haupte niederwallend, mit ausgestreckten, abwehrenden Armen, die Wangen geröthet, die Augen Blitze schleudernd. Die aber-

gläubigen Spanier wähnten in dieser Erscheinung die Himmelskönigin selbst zu erblicken, die gekommen, sie vor diesem mörderischen Kampf zu warnen und das feindliche Schiff unter ihren Schutz zu nehmen, das, so klein es war, ihnen schon so großen Schaden fast wunderbar zugefügt hatte. Einen Augenblick blieben sie wie gefesselt, wo und wie sie waren: die Einen bereits am Bord, die Andern am Schiffsrande angeklammert, und von unten drängten die Andern nach. Da rief Einer aus ihrer Mitte: „Ach was, Jungfrau Maria! Die beschützt uns und nicht unsere Gegner! Das ist entweder ein Blendwerk der Hölle oder ein gewöhnliches Weib — ich will es Euch zeigen!" Und sofort legte er seine Büchse auf Marie Nunes an, um sie niederzuschießen. In diesem Augenblicke hatte sich Tirado Bahn gebrochen und mit einem furchtbaren Hiebe seines Schwertes schlug er dem Spanier den Arm ab. In demselben Momente fielen seine Gefährten, die während dieser Szene Zeit gehabt, sich zu sammeln und vorzubereiten, über die Spanier her; ein furchtbares Gemetzel begann. Die das Schiff schon erstiegen hatten, wurden im ersten Anfall niedergemäht, die Heraufkletternden hinabgestoßen. Doch die Spanier drangen immer von Neuem in die Höhe, und ein Theil derselben benutzte die Verwirrung, um den Hintertheil des Schiffes zu erklettern und sich dort festzusetzen. Ein Jüngling unter den Kämpfern Tirado's bemerkte dies, und mit dem Rufe: „Hier sind die Feinde, folgt mir, Brüder!" stürzte er dem heranstürmenden Haufen entgegen. Eine Kugel durchbohrte seine Brust. Es war Jesurun, der Sänger. Die ihn fallen sahen, warfen sich mit dem Rufe: „Fray Diego, Fray Diego!" auf die Feinde. Und dieser Ruf tönte jetzt durch das ganze Schiff, und entflammte den Muth und Rachedurst der Kämpfenden von Neuem. „Fray Diego!" tönte es von allen Seiten, und unter den Schlägen der Schwerter und Kolben

sanken die Spanier und wurden bis an den Schiffsrand zurückgedrängt. Vor solchem Heldenmuthe vermochten sie sich nicht zu halten, sie gaben sich verloren, und wer noch übrig war, sprang über Bord, um das Boot wieder zu erreichen . . . vergebens; Viele sanken in das Meer; die wenigen Glücklicheren und die im Boote Zurückgebliebenen suchten umsonst ihr Fahrzeug von dem Schiffe wieder zu trennen, die Enterhaken und Seile hielten es fest, und Tirado und seine Leute beschossen jetzt die Spanier im Boote dermaßen, daß sie sich ergeben und um Pardon bitten mußten. Sie mußten die Waffen niederlegen und einzeln heraufkommen, wo sie gebunden und in den untern Schiffsraum gebracht wurden. Der Kampf war hier zu Ende.

Der Verlust der beiden Boote und ihrer Bemannung, die vielfachen Beschädigungen des Schiffes und besonders des Steuers hielten den spanischen Kapitain ab, den Kampf mit dieser flinken und so todesmuthig vertheidigten Nußschale fortzusetzen. Wußte er doch nicht, welchen Schatz für König Philipp diese berge, und welcher Lohn ihn erwartete, wenn er ihn heimbrächte! Tirado aber kam nicht auf den Gedanken, das Wagniß zu unternehmen, die Corvette selbst anzugreifen und sich ihrer zu bemächtigen. Er ließ vielmehr so viel Segel wie möglich beisetzen, um rasch aus der Schußweite des Feindes zu kommen. Dann wandte er seine nächste Fürsorge den Todten, die er hinwegschaffen ließ, um sie später feierlichst auf den Boden des Meeres zu versenken, und den Verwundeten zu, indem er dem Schiffsarzt selbst Beistand leistete, sie zu verbinden und möglichst bequem zu betten. Wie blutete hierbei sein Herz, da er so Manchen, nicht allein von seinen braven Matrosen, sondern auch von seinen Freunden zu beweinen hatte, der sich in der Kraft des Lebens und in der Hoffnung, ein neues Dasein anfangen zu können, mit ihm eingeschifft hatte, und nun unerwartet sein Grab in den rollenden

Wogen des Meeres gefunden! Nun gab er noch Befehle, das Verdeck von allen Spuren des Gefechtes zu reinigen, und durcheilte das ganze Schiff mit seinem Oberbootsmann, genau alle Stellen untersuchend, wo die Caravalle Schaden genommen, um sofort alle nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen. Dann erst begab er sich nach der Cajüte, wo er Marie Nunes zu finden glaubte.

Sein Herz empfand eine gewisse Beklommenheit auf diesem Gang. Noch hatten sich alle Fibern der Aufregung, in die ihn der Kampf versetzt hatte, nicht beruhigt; seine Seele schauerte bei der Erinnerung an die drohenden Gefahren, denen er mit allen den Seinigen ausgesetzt gewesen, und erhob sich zum Danke für die gnadenreiche Rettung, die ihnen so sichtbar durch die schützende Hand der Vorsehung geworden; auch gestand er sich gern, daß die Zwischenkunft der schönen Jungfrau im höchsten Moment der Gefahr nicht ohne günstige Einwirkung gewesen — aber er fühlte auch, daß die Gemeinschaftlichkeit der überstandenen Bedrängniß ein neues Band um ihn und Marie Nunes geschlungen, und die todesverachtende Theilnahme, die sie ihm bezeugt, deutete ihm auf ein tieferes Gefühl als Freundschaft und Achtung. Doch er durfte und wollte nicht zögern und trat ein.

Als Marie Nunes das Handgemenge beginnen sah, bedeckte sie ihr Antlitz mit ihren Händen, und floh mit Angstgeschrei in ihr Versteck zurück. Da lag sie auf den Knien neben Dom Antonio und rang die Hände, und rief den Himmel um Erbarmen und Schutz an. Kaum war der Kampf zu Ende, an welchem er wacker Antheil genommen, so eilte Manuel zu seiner Schwester, um sie von dem glücklichen Ausgang in Kenntniß zu setzen, und führte sie und den angsterfüllten Priester in ihre Cajüte zurück. Hier sank sie in einen Sessel, und eine Abspannung überfiel sie, wie wenn sie zu Tode müde. Jetzt trat Tirado ein.

Dom Antonio eilte ihm entgegen, und sprach mit vielen Worten seinen Dank für den muthig und glücklich geführten Kampf, seine Anerkennung der Tapferkeit und Geschicklichkeit, mit denen Tirado alle Gefahren bestanden, aus, schilderte seine eigene Angst und hob die heißen Gebete hervor, die er unterdeß emporgesandt und die Gott erhört habe. Unruhig hörte Tirado ihn an, wie es der Respekt verlangte, und antwortete ihm flüchtig. Jetzt wandte er sich zu dem Sessel, in welchem Marie Nunes lag; aber bei seinem ersten Schritte erhob sich diese und kam ihm entgegen. Eine Purpurröthe überfloß ihr schönes Antlitz, ein Lächeln zog um ihren rosigen Mund, und ihr Blick ruhete voll sanften Feuers auf dem Manne, der verwirrt und wortlos vor ihr stand. Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er schnell ergriff, und sprach mit süßem Wohllaut: „Wie glücklich bin ich, Euch hier wieder zu sehen, unverletzt und voll Siegesfreude. Habet Dank, theurer Freund, für Alles, was Ihr für uns gethan! . . .“

Tirado führte ihre Hand zum Munde, und antwortete: „Ihr selbst, Marie Nunes, waret uns zum Schutze, Eure Gegenwart begeisterte uns, und stählte unsern Arm. Möge dies nicht der letzte Kampf sein, den ich für Euch zu bestehen, aber die letzte Gefahr, die Euch bedrohen möge! . . .“

Kaum aber hatten sie noch einige Worte gewechselt, als ein neues Signal Tirado wieder auf das Verdeck rief, und ihm ankündigte, daß abermals ein Ereigniß eingetreten, das seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nehmen würde.

Als Tirado auf dem Verdeck anlangte, gewahrte er schnell, daß sich ein neuer Theilnehmer an der Scene in dieser Gegend des Weltmeeres eingefunden hatte. Ein mächtiges Schiff, eine große Fregatte war in Sicht und schnell näher gekommen. Von ihrem Mittelmaste wehte die englische Flagge. Alsbald hatte die spanische Corvette

alle möglichen Anstrengungen gemacht, um dem gefährlichen Ankömmling zu entgehen. Aber sie hatte sich bald als unbefähigt hierzu erwiesen, und signalisirte, daß sie sich ergeben wolle.

Zu gleicher Zeit war aber auch von dem englischen Kriegsschiffe die Weisung an die portugiesische Caravalle ergangen, auf ihrer Fahrt einzuhalten und ihren Kapitain an Bord des Engländers zu senden. Es wäre wohl dem Tirado möglich gewesen, durch die Schnelligkeit seines Fahrzeuges dem Engländer zu entgehen. Aber er erwog, daß er und seine Schützlinge von diesem Nichts zu gefährden, wohl aber dessen Schutz auf ihrer Weiterfahrt zu gewinnen hätten, da doch die Möglichkeit vorhanden war, noch auf andere spanische Kriegsschiffe zu stoßen, mit denen er einen Kampf zu bestehen nicht vermöchte. Er beschloß daher, da es ja in seinem Plane lag, vor seiner Ankunft in den Niederlanden einen Besuch in England zu machen, sich auf das englische Schiff zu begeben. Er kleidete sich zu diesem Zwecke in die Uniform eines portugiesischen Kapitains, wozu ihm der König Antonio das Recht verliehen hatte, ließ ein Boot bemannen und fuhr damit nach der Fregatte. Bereits hatten die Engländer von dem spanischen Schiffe Besitz und den Ueberrest von dessen Bemannung gefangen genommen, und waren daran, die Schäden möglichst auszubessern, um es als gute Beute nach einem englischen Hafen zu führen.

Tirado wurde vor den Befehlshaber der Fregatte, den Commodore Nevil, Herzog von Devonshire, geführt. Er fand in diesem einen noch jungen Mann im Anfang der Dreißig, an Gestalt und Farbe ein echter Britte. Die schlanke und knochige Figur, das längliche Gesicht, die großen, blauen Augen, das starke, blonde Haar und der volle Bart charakterisirten ihn schnell als solchen. Vornehm, etwas steif in seiner Haltung, lächelte doch der Commodore

unserem Helden freundlich zu, und streckte ihm sogar die Hand entgegen.

„Ihr habt uns, Sir, ein gut Stück Arbeit erspart, und die plumpe Corvette ebenso unfähig zum Kampfe wie zur Flucht gemacht. Wir danken Euch also eine gute Prise, und werden uns möglichst dafür verbunden zeigen. Bei der Unbedeutendheit Eures Schiffes und darum der darauf befindlichen Mannschaft macht dieser Sieg Euch alle Ehre. Habet die Güte, mir zu sagen, wer Ihr seid, und einen kurzen Bericht über den Vorgang abzustatten."

Tirado war von diesem Empfang und dieser Anerkennung hoch erfreut und gab dem Verlangen des Herzogs durch einen kurzen Bericht willige Folge. Der Herzog erwiderte: „Ich freue mich, jedes Eurer Worte als durchaus wahrheitsgetreu annehmen zu können; aber um so mehr müßt Ihr mir die Frage gestatten: was veranlaßte Euch, diesen ungleichen, scheinbar hoffnungslosen Kampf Eures kleinen Schiffes mit dem stolzen Spanier zu unternehmen? Portugal ist jetzt dem Könige von Spanien unterworfen, und so hattet Ihr doch Nichts zu gefährden, wenn Ihr ruhig Gehorsam geleistet hättet?"

Tirado dachte einige Augenblicke nach, aber er fand keinen Grund, sein Geheimniß dem Engländer zu verbergen, hoffte vielmehr auf diese Weise, seinen königlichen Flüchtling am angemessensten in England einzuführen. Er antwortete also:

„Ihr würdet, erlauchter Herzog, diese Frage nicht stellen, wenn Ihr wüßtet, wen zu beherbergen meine kleine Caravalle die Ehre hat. Mein Kiel war nach den Küsten Großbritanniens gerichtet, denn mein Schiff führt in seiner Cajüte den rechtmäßigen König von Portugal, Dom Antonio, mit sich. Nachdem sein Heer geschlagen, sein Land von den Scharen Philipp's besetzt, seine Hauptstadt bedroht war, verließ er diese als Flüchtling, und umstellt

von Spionen, gejagt von Verfolgern, gelangte er glücklich in mein bescheidenes Fahrzeug, um ein Asyl und vielleicht eine kräftige Hülfe bei der hochherzigen Königin, der jungfräulichen Elisabeth von England, zu suchen. Jetzt wißt Ihr, warum wir uns den Schergen des spanischen Königs nicht ergeben durften, sondern den Kampf auf Leben und Tod wagen mußten. Welches Schicksal des gefangenen Königs harrte, wenn er in die Hände Philipp's gerathen wäre, brauche ich Euch nicht anzudeuten."

Der Commodore war von dieser Mittheilung in großes Erstaunen versetzt, und übersah sofort die Wichtigkeit, die dieses Ereigniß für die britische Politik haben mußte. Nach einigem Zögern erwiderte er: „Ich würde Euch vielleicht, wenn ich gewußt hätte, was Ihr mir jetzt mitgetheilt, nicht aufgesucht haben, da ich nicht weiß, wie diese Angelegenheit von meiner Gebieterin angesehen werden, welche Stellung sie zu dem gegenwärtigen Verhältniß zwischen Portugal und Spanien, und gar wenn der verdrängte König bei ihr eine Zuflucht sucht, einnehmen wird. Allein, da es jetzt von selbst sich macht, darf ich es nicht vernachlässigen. Ihr werdet aber einsehen, Kapitain, daß ich Euren hohen Gast nicht in Eurem Schiffe lassen kann; ich muß ihn schon der Etikette wegen in meine Fregatte aufnehmen. Indeß erfordert es die Sitte, daß ich mich Dom Antonio selbst vorstelle und ihn ersuche, den Ehrenplatz in meinem Schiffe anzunehmen. Er soll mit allen Ehren aufgenommen werden. Ihr werdet die Güte haben, ihn davon im Voraus in Kenntniß zu setzen; doch müßt Ihr ihm zugleich andeuten, daß ich nicht im Stande bin, ihm den Titel Majestät zu geben, da ich nicht weiß, ob meine erlauchte Herrscherin ihn in seiner königlichen Würde anerkannt hat."

„Darüber könnet Ihr, Herr Herzog, ganz ruhig sein. Dom Antonio, der ein ebenso wahrhafter Priester war,

wie jetzt ein echt königlicher Herr, sieht es sehr ungern und hat es sich ausdrücklich verbeten, daß ihm während seiner Verbannung königliche Ehren erwiesen werden."

„Noch Eines, Kapitain: Wer hat ihn auf seiner Flucht begleitet? Wer befindet sich in seiner Umgebung und auf Eurem Schiffe?"

Tirado zauderte; dann antwortete er mit etwas weniger Fassung und gespanntem Blicke auf den Herzog: „Außer der Schiffsmannschaft sind nur einige junge Männer, meine Freunde, da, welche der spanischen Herrschaft in ihrem Vaterlande auswichen und sich eine Freistatt in einem andern europäischen Lande suchen wollen. Ihr begreift, daß eine so eilige und heimliche Flucht mit keiner königlichen Cortege geschehen konnte. Den König selbst begleitet nur eine Base desselben, Donna Maria Nunes Rodrigues Homem."

„Bah!" sagte verächtlich der Engländer. „Ich werde Punkt zwölf Uhr hinüberkommen, Dom Antonio abzuholen. Was Euch und Euer Schiff betrifft, Kapitain Tirado, so bin ich leider gezwungen, auf das letztere ebenfalls Beschlag zu legen. Ich vertraue Euch aber so sehr, und fühle mich bewogen, Euch dies ganz besonders zu bezeigen, daß ich mit Eurem Ehrenwort mich begnüge, Ihr wollet Eure Fahrt nach London nehmen. Ich lasse Euch dann Freiheit der Bewegung, und könnet Ihr mit Eurer Caravalle meine Fregatte begleiten oder nicht."

Tirado verbeugte sich. „Ich danke Euch, Herr Commodore, gebe mein Wort und werde Eurem Vertrauen entsprechen. Dann aber erlaubet Ihr auch mir nun eine Frage. So viel ich weiß, steht Ihre britische Majestät nicht mit dem Könige von Spanien und noch weniger mit Portugal im Kriege. Mit welchem Rechte also erklärt Ihr die spanische Corvette für englische Prise und leget selbst auf ein portugiesisches Schiff Beschlag?"

Der Herzog sah den Fragesteller etwas verwundert an, richtete seine geradlinige Gestalt noch etwas gerader auf, und antwortete stolz: „Diese Frage brauche ich Euch nicht zu beantworten. Es ist genug, daß der Herzog von Devonshire Etwas thut, um voraussetzen zu lassen, daß er das Recht dazu habe ...“ Doch als ob er sich besänne, fügte er etwas freundlicher hinzu: „Doch einem so tapferen Offizier gegenüber, dem ich mich selbst als verpflichtet erklärt habe, will ich ein Mehreres thun und ihm das obschwebende Verhältniß verständlich machen. Vor Kurzem wollten genuesische Schiffe eine große Summe Goldes dem Herzog von Alba im Auftrage des spanischen Königs nach den Niederlanden bringen. Sie wurden aber von den Geusen verfolgt und flüchteten sich in englische Häfen. Die Genuesen verweigern unserer Königin seit längerer Zeit Genugthuung für Gewaltthaten, die in ihren Besitzungen an englischen Unterthanen verübt worden waren. Meine Gebieterin ließ daher die genuesischen Schiffe mit Beschlag belegen. Darauf hin legte der Herzog von Alba Embargo auf englische Schiffe in den niederländischen Häfen, und König Philipp, statt das Verfahren seines Dieners zu mißbilligen, that dasselbe an allen spanischen Küsten. Zur Vergeltung sind wir beauftragt, alle spanischen Schiffe wegzunehmen, auf die wir stoßen, und da Portugal jetzt factisch zu Spanien gehört, muß dasselbe Verfahren auch gegen portugiesische Fahrzeuge eingehalten werden. Ihr seht also, Kapitain, daß ich nicht anders kann und werdet Eure Sache in England selbst verfechten. Jetzt könnt Ihr zu Dom Antonio zurückkehren und ihm meine Ankunft anzeigen.“ Die beiden Männer verbeugten sich, und Tirado kehrte, mit mancherlei Gedanken und Besorgnissen beschäftigt, nach seiner Caravalle zurück.

XI.

Commodore Nevil, Herzog von Devonshire, war der älteste Sohn eines der ältesten Häuser des großen englischen Adels. Die Aristokratie Englands hat es immer verstanden, mit dem stolzen Bewußtsein ihrer Vorrechte und Würde das Pflichtgefühl zu verbinden, dieser Stellung gemäß zu Land und zur See, im Rathe der Krone wie im Parlamente, in der Kirche wie in der Wissenschaft und allen Angelegenheiten des Volkes die Ersten und Thätigsten zu sein und kein Opfer und keine Anstrengung zu scheuen, sich darin hervorzuthun. Des Herzogs Vater war ein Günstling der jungfräulichen Königin in ihren jüngeren Jahren gewesen, und zwar zumeist, weil er bei großen Verdiensten die liebenswürdigste Bescheidenheit besessen und der Herrscherin niemals mit Ansprüchen zur Last gefallen, eine Tugend, welche die Lieblinge Elisabeth's am wenigsten die ihrige nannten. Er hatte seinem Sohne nach damaliger Weise die beste Erziehung geben lassen, und bei überaus glücklichen Anlagen hatte der junge Peer in Eton und Oxford glückliche Erfolge erlangt, die freilich in der letzteren Stadt durch ein bisweilen sehr wildes Leben getrübt wurden. Er war noch sehr jung, als er die Universität verließ und an den Hof der Königin als Page kam. Elisabeth war ihm sehr zugeneigt um seines Vaters willen, wie wegen der einnehmenden Eigenschaften des

siebzehnjährigen Jünglings selbst, mit dem sie sich so gewandt in lateinischer Sprache zu unterhalten wußte und vor dem sie mit ihren wohlbewahrten Kenntnissen der griechischen Literatur glänzen konnte. Es bedurfte daher seinerseits viel, um sich diese Gunst ziemlich zu verscherzen. Aber je älter Elisabeth wurde, desto strenger wurde sie in ihren Sitten und desto eitler wurde sie in ihrem Gemüthe. Sie liebte es, sich mit schönen jungen Frauengestalten zu umgeben, aber wehe dem, der in ihr nicht den Höhe- und Glanzpunkt dieser Schönheiten sah, nicht ihr allein mit den Huldigungen nahete, welche der Anmuth und Grazie gebühren, wehe dem, der sich auf Tändeleien oder Liebesverbindungen mit einer ihrer Hofdamen ertappen ließ. Zwar hatte sie — und die Vereinigung von Gegensätzen war in dieser großen Frau nicht selten — auch eine gewisse Vorliebe zu Heirathsprojekten und Eheprocuration, wenn einmal die Dinge so weit gediehen waren und zu einander paßten, aber desto mehr haßte sie eitele Liebeleien oder gar noch weiter gehende Fehltritte. Sie konnte dann sehr hart, ja grausam sein. Aber bei den wenig festen Sitten und dem feurigen Temperamente des jungen Nevil konnten derartige Fehltritte nicht ausbleiben, und die Vorsicht gehörte durchaus nicht zu den Tugenden, welche dem jungen Peer eigen waren. Am Hofe Elisabeth's war die Zuträgerei zu Hause, denn es gehörte zu den Staatskünsten dieser klugen Frau, durch die stets wach erhaltene Eifersucht ihrer höheren und niederen Diener sie Alle zu beherrschen und das Spiel in ihren Händen zu behalten. So kam es denn auch bald zu ihren Ohren, daß außer anderen losen Streichen das empfängliche Herz des jungen Nevil sich einer ihrer Damen zugewandt und von deren Schönheit gefesselt, und daß diese ihrerseits nicht allzu spröde sei. Sie ließ ihren Pagen vor sich kommen und verwarnte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Dies half aber wenig und unter ihren eigenen Augen wurde das gefährliche Spiel fortgesetzt. Entrüstet hierüber verbannte sie das Liebespaar von ihrem Hofe. Nevil tröstete sich bald, trat in den Seedienst über und schwang sich hier durch Gewandtheit, Kenntnisse und Muth bald über die ersten Grade hinweg. Als sein Vater verstorben, wollte er den ihm liebgewordenen Beruf nicht verlassen, und die Königin in ihrer alten Zuneigung und von den Erfolgen des Herzogs versöhnt, vertraute ihm das Commando über einige ihrer besten Kriegsfahrzeuge an. Er entsprach diesem Vertrauen in glänzender Weise. So erschien er denn auch auf unserm Schauplatze zu gelegener Zeit.

Bekannt mit den Schlangenwegen der Politik, hatte er beschlossen, dem ehemaligen Prior von Crato, dem flüchtigen Könige von Portugal, alle mögliche Ehre zu erweisen, ohne seine Gebieterin irgendwie zu compromittiren, und indem er ihr alle Wege offen erhielt, die sie in dieser Angelegenheit beschreiten könnte. Es war deutlich, daß dieser Dom Antonio mit seinen Ansprüchen der Königin ein willkommenes Werkzeug gegen den König Philipp sein dürfte, mit welchem sie zwar noch nicht im offenen Kampfe, wohl aber in halbem Kriege stand. Möglich aber auch, daß sie es noch nicht an der Zeit glaubte, entschieden mit Spanien zu brechen, und darum die Rechte Dom Antonio's wenigstens vorläufig noch nicht anerkennen würde. Jedenfalls wußte der Herzog, daß Nichts gefährlicher war, als der Königin entschieden vorzugreifen, ein Interesse, das aufzufassen sie sich entschließen könnte, fallen zu lassen, oder aber ihr die Wahl durch unzweideutiges Vorgehen abzuschneiden.

Zu der festgesetzten Zeit ließ der Commodore eine prächtige Schaluppe auf's Glänzendste ausrüsten. Ein Dutzend in Seide gekleideter Matrosen mit rothen Wämm-

sern und weißen Beinkleidern, mit Scherpen in den Farben des herzoglichen Hauses umgürtet, wurden an die Ruder der Schaluppe befohlen, eine kleine Musikbande in derselben postirt, kostbare Teppiche ausgebreitet und ein prächtiger Baldachin aufgestellt, unter welchem sich gestickte Lehnsessel befanden. Von einigen seiner höheren Offiziere in der Galauniform begleitet, bestieg er die Schaluppe, Kanonen wurden gelöst, die Trompeten ertönten und so fuhr er von seinem reichbeflaggten Schiffe ab.

Auch Tirado hatte seine Vorbereitungen getroffen. So gut es ging, waren die Spuren des Kampfes von seiner Caravalle verwischt und diese so schmuck wie möglich herausgeputzt. Seine Freunde und Leute waren in Spalier aufgestellt, die englische und portugiesische Flagge entfaltet, und als die Schaluppe sich näherte, wurde sie mit Kanonendonner und Hurrahrufen begrüßt. Ehrerbietig empfing er den Commodore und seine Begleiter, und führte sie in die Cajüte, wo Dom Antonio ihnen entgegentrat und Marie Nunes mit ihrem Bruder im Hintergrunde verweilten.

Einfach aber würdig war Dom Antonio's Kleidung, einfach und würdevoll der Empfang und die Begrüßung, die er dem Herzog angedeihen ließ. Mit wenigen Worten sprach er die Freude aus, die er empfinde, einen so verdienstvollen Offizier der erhabenen Königin von England und das Haupt eines so erlauchten Hauses des englischen Adels empfangen zu können, so wie die Bereitwilligkeit, sich unter den Schutz der ersteren zu stellen und der Führung des letzteren sich anzuvertrauen. Weder ein eiteler Stolz auf seine beanspruchte Würde, noch eine falsche Demuth wegen des Geschicks, das ihn betroffen, drückten sich in Wort und Geberde bei ihm aus, und der Herzog war von so vieler Würde und Ruhe bei aller zuvorkommenden Freundlichkeit betroffen und erfreut, und entgegnete in der

angemessensten Weise: er fühle sich glücklich, berufen zu sein, Seine königliche Hoheit in Ihrer Majestät Fregatte aufzunehmen und an die gastliche Küste Englands zu geleiten, und wisse die Ehre zu schätzen, die das Glück ihm unverdienter Weise zugeführt.

Dom Antonio wandte sich jetzt seitwärts, und mit jener den Südländern so eigenthümlichen Galanterie führte er den Herzog vor die anwesende Dame und stellte ihn seiner Base Donna Marie Nunes vor. Diese war den Bewegungen des Königs gefolgt, und, sobald sie gewahrte, daß er sich zu ihr wende, einige Schritte vorgetreten. Dabei fiel das ganze Licht, welches durch die kleinen Fenster der Cajüte hereindrang, auf ihr Antlitz und ihre Gestalt, und die Schönheit ihrer Erscheinung überkam so unerwartet den jungen Mann, daß er im ersten Augenblicke wie in Verwirrung gerieth, des Wortes nicht mächtig war und nur mechanisch die von der Etikette gebotenen Verbeugungen machte und unzusammenhängend antwortete. Marie mußte dies gewahren und eine Purpurröthe überflog ihr Gesicht, die sie wo möglich noch mehr verherrlichte. Darüber faßte sich der Herzog, und bald pries er mit beschwingtem Geiste die Ehre und das Glück, auch ihr in Begleitung ihres erlauchten Vetters auf seinem Schiffe eine sicherere und für die Fahrt bequemere Stätte anbieten zu können.

Statt der Antwort wandte sich die hiervon betroffene Marie Nunes mit ihren Blicken zu Tirado hin, welcher bis dahin der Empfangsscene seitwärts angewohnt hatte. Dieser sah die Besorgniß, die er für diesen Fall gehegt, in Erfüllung gegangen. Er hatte im Voraus gewußt, daß die Verächtlichkeit, mit welcher der Commodore die Meldung von der Anwesenheit einer Base des Königs aufgenommen, sich vor dem Anblick der herrlichen Jungfrau bald in Bewundrung wandeln und in dem englischen

Anführer dem Beschluß weichen werde, auch Marie Nunes in sein Schiff aufzunehmen. Es überraschte ihn daher weniger, daß es nun so gekommen, als es ihn betrübte, und in seinem Herzen jene Leidenschaft hervorrief, welche der Liebe so nahe verwandt, ja mit ihr fast unzertrennlich verbunden ist. Aber sein vielgeprüftes Herz war von dem Wechsel des Geschickes, den er reichlich erfahren, so gut geschult, daß er auch in diesem gefährlichen Augenblicke die Selbstbeherrschung nicht verlor. Er trat heran und sagte mit fast ruhigem Tone: „Herr Herzog, das wird kaum gehen. Die Eltern der Donna Marie Nunes haben sie und ihren Bruder, Don Manuel Pereyra Homem“ — er wies mit einer Verbeugung auf den Jüngling hin — „meiner besondern Fürsorge und persönlichen Obhut anvertraut, und ich bin den besorgten Eltern nicht blos für deren Wohlfahrt, sondern für Alles, was denselben begegnen könnte, persönlich verantwortlich. So sehr ich es daher auch anerkenne, welche freundliche Gunstbezeugung es von Ew. Herrlichkeit ist, auch die Donna Marie Nunes nach Eurem Schiffe hinüberzubringen, so kann ich doch nur dann meine Zustimmung gewähren, wenn diese Donna und ihr Bruder es ausdrücklich verlangen.“

Diese ebenso fest wie bescheiden ausgesprochenen Worte hätten den Herzog eigentlich nicht beunruhigen dürfen, da sie ebenso der Pflicht entsprechend wie angemessen waren und die Entscheidung in die Hände Anderer legten. Und doch war es nicht so. Das Antlitz des englischen Peers flammte auf, und in seinen Blicken zeigten sich die Zeichen aufwallenden Zornes. „Ich muß Euch bemerken“, sprach er mit strengem Tone, „Kapitain, daß nach der Sachlage Ihr einen Widerspruch gegen meine Bestimmungen gar nicht zn erheben habet. In dem Verhältniß, in welchem Ihrer Majestät der Königin Fregatte Velocitas sich hier befindet, kann sie Niemandem das Recht

und die Macht zugestehen, Anderes zu wollen, als die Vorschriften, die von ihr ausgehen.“

Tirado kreuzte ruhig die Arme über die Brust, und ein fast spöttisches Lächeln kräuselte seinen Mund. „Ich beanspruche für mich keinen besondern Willen, wohl aber für Donna Marie Nunes, deren Entschließung ich es anheim gegeben, und die Ihr, Herr Herzog, wohl schwerlich als eine Gefangene ansehen wollet. Ich werde mich übrigens wohl hüten, in Gegenwart so erlauchter Personen, die Rechts- und Machtfrage zu erörtern, obgleich ich mich der Bemerkung nicht enthalten kann, daß, was die letztere betrifft, die Situation eine fragliche ist. Ein Befehl von mir und mein Schiff eilt mit allen seinen gegenwärtigen Insassen davon, und würde wahrscheinlich aus aller Schußweite sein, bevor sich der stellvertretende Commandant der Fregatte die Bewegungen der Caravalle erklärlich machen könnte.“

Der Commodore biß sich in die Unterlippe und runzelte die Stirn. Er mochte sich die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht verhehlen und erwiderte etwas hastig: „Da seid Ihr doch sehr im Irrthum. Ein englisches Kriegsschiff läßt seine Feinde niemals aus den Augen, und die erste verdächtige Bewegung trägt ihre Kugeln in den Rumpf des gegnerischen Fahrzeugs, wer sich auch darauf befinde. Ihr könnt sicher sein, daß ich die Fregatte nicht verlassen habe, ohne deswegen strenge Befehle gegeben zu haben. Ihr seid bis jetzt mit trägen Spaniern zusammengetroffen und bemesset nach diesen Eure Gegner. Das wird Euch nicht gut bekommen.“

Während dieses Wortwechsels hatte sich der Donna Marie eine wechselnde Erregung bemächtigt. Sie freute sich des furchtlosen Auftretens Tirado's vor dem, wie es ihr schien, anmaßenden Fremdling, und doch gerieth sie in Angst über den Ausgang dieses Zusammentreffens.

Hierdurch wurde sie unentschlossen, wie sie antworten solle, da sie ebenso sehr Tirado zu verletzen wie den Herzog aufzubringen fürchtete. Da legte sich Dom Antonio in's Mittel und mit gewinnender Freundlichkeit wandte er sich an die beiden Männer: „Meine Herren, die Frage ist nicht schwer zu entscheiden. Ich kenne meine liebe Base zu gut, um nicht zu wissen, daß ihr zwar die Trennung von diesem vaterländischen Schiffe, dessen kühner und tapferer Führer sich um unsere Rettung so außerordentlich verdient gemacht hat und unsere ganze Liebe und Achtung besitzt, so gut wie auch mir recht schmerzlich ist, daß sie aber auch die Ehre und das Wohlwollen, welche Ihr, Herr Herzog, uns erweiset, wohl zu schätzen versteht und jedenfalls ihren unglücklichen Vetter, der ihrer Gesellschaft so sehr bedarf, nicht verlassen will. Ihr aber, Kapitain Tirado, brauchet wohl keine Besorgniß zu hegen, Eurer Pflicht nicht ganz nachzukommen, wenn Ihr Donna Maria entlasset, da sie es mit mir und ihrem Bruder zugleich thut, und dem Rufe eines so ausgezeichneten Mannes folget, wie es Niemand mehr als der Herr Herzog ist."

Tirado sah ein, daß er hiergegen Nichts einzuwenden habe, und als Marie Nunes mit leiser Stimme die Worte hervorbrachte: „So ist es, Tirado!" und dabei einen seelenvollen Blick auf ihn richtete, der ihm die ganze Trauer ihres Herzens aussprach — vermochte er nur, sich zu verbeugen, und sein schönes männliches Antlitz zeigte die Wehmuth und Trauer, welche die Ergebung in das Unabwendbare begleitet.

Der Herzog verließ auf eine kurze Zeit mit seinen Begleitern die Cajüte, um einem derselben die nöthigen Befehle zu geben, für Marie Nunes einen Raum seines Schiffes in ausgesuchtester Weise herzurichten, und ihn mit diesem Geheiß in einem Boote nach der Fregatte zurückzusenden.

Kaum hatte der Herzog die Cajüte verlassen, als Marie Nunes zu Tirado eilte, seine Hand ergriff, und mit bewegter Stimme ausrief: „Wie, Tirado? Ihr glaubet doch nicht, daß wir Eurer jemals vergessen, und nicht mit aller Macht darnach streben werden, uns sobald wie möglich wieder mit Euch zu vereinigen? Glaubet wohl, daß die Trennung von Euch uns nicht weniger schwer, nicht weniger schmerzlich wird als Euch — aber was wäre hier zu thun?!“

Bei dieser Anrede richtete Tirado sein Haupt empor, ein Gefühl hoher Freude ergoß sich über sein Antlitz, und als er in die glänzenden und thränenfeuchten Augen des erregten Mädchens blickte, erzitterte sein Herz. Aber in diesem Augenblicke fiel ihm Manuel um den Hals und drängte sich an seine Brust: „Tirado,“ rief der feurige Jüngling aus, „Du lebst ewig in unsern Herzen, Dein Heldenmuth, Deine Ueberzeugungstreue, Deine Hingebung leuchten uns als Vorbild voran und wir segnen schon jetzt den Augenblick, wo wir Dich wieder sehen, Dir werden folgen können! Fürwahr, der erste Schritt auf festem Lande soll auch der erste sein, der uns zu Dir zurückführt!“

Und auch Dom Antonio blieb nicht zurück; er trat zu der bewegten Gruppe und sprach mit freundlicher Milde Worte der Beruhigung, der Anerkennung und Liebe. „Kinder,“ sprach er, „Ihr seid fast das einzige Gut, welches das Geschick mir gelassen; darum lasset uns fest sein und zuversichtlich und auf die Gnade des Herrn trauen, der uns wieder zusammenführen wird. Um meinetwillen schon füget Euch in Geduld!“

Auch der Commodore hatte bei seiner Rückkehr die Aufregung der vorangegangenen Scene von sich gewiesen, und seine feinen und freundlichen Manieren halfen schnell über die Verlegenheit des Augenblicks. Tirado bat um die Ehre, die Anwesenden bewirthen zu können; man folgte

ihm, und wenn auch die ernste Stimmung einem heiteren Schwunge keinen Raum gewährte, so trennte man sich doch mit äußerer Ruhe und einer gewissen Befriedigung.

Der flüchtige König, Marie Nunes und Manuel stiegen mit den Offizieren der Fregatte in die Schaluppe hinunter, der Herzog und Tirado begrüßten sich kalt, aber höflich zum Abschiede. Drunten begann die Musikbande fröhliche Weisen, die Matrosen schlugen mit ihren Rudern taktmäßig in die Wellen, die Kanonen donnerten zum Abschiedsgruße, und die Schaluppe trug ihre kostbare Bürde nach der stolzen Fregatte hinüber. Tirado lehnte über den Bord seines Schiffes und sah der sich weiter entfernenden Schaluppe mit trüben Augen nach. In seiner Seele kämpften Hoffnung und Zweifel. Wohl fühlte er, daß er Marien nicht gleichgültig. Aber waren ihre Gefühle nur freundschaftlicher und dankbarer Natur? Hatte seine Liebe sich ihr verrathen und erwiederte sie diese? Und würden ihre Empfindungen für ihn in der Pracht und dem Stolze ihrer jetzigen Umgebung nicht bald verblassen und sich von ihm abwenden? Diese Fragen bestürmten sein Herz und machten es traurig. Wer allein zurückbleibt und einsam, wähnt sich bald vergessen und diejenigen in ihrem Rechte, denen seine Gegenwart und seine Dienste nicht mehr die Gefühle zurückrufen, welche sie für ihn gehegt. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er sich umwandte, lächelte ihm freundlich das schöne und träumerische Antlitz Belmonte's entgegen. „Was soll es nun werden, Tirado?" sprach er zu diesem, „was werden wir thun? Folgen wir jenem Ungeheuer der Meerestiefen, das unsere lieben Gäste verschlungen, um wenigstens die Bretter zu betrachten, welche sie umschließen und die Leinwand, unter deren Schwingen sie einherwandeln? Das gäbe Stoff zu einer schönen Romanze, die ich mir wohl zu meiner Guitarre zu singen unternähme."

„Du hast Recht, Belmonte. Ich will Dir keinen Stoff zu einer Romanze geben, so trefflich sie Dir auch gelingen würde. Ernste Männer, die einen Kampf hinter sich haben, wie wir ihn heute gefochten, und ein so großes Ziel vor sich, dürfen nicht träumen. Ich will sofort Befehl geben, unsere Segel zu entfalten, und wir wollen den Herren des Nordens zeigen, daß wir weder ihres Anblickes noch ihres Schutzes bedürfen."

Eine halbe Stunde später setzte sich die Caravalle wieder in volle Fahrt, richtete ihr Steuer gegen Nordost, und während die Fregatte noch bei ihrer spanischen Prise verweilte, fuhr das vogelschnelle Schiff Tirado's vor dem Winde dahin und war ihrem Gesichtskreise bald entrückt.

XII.

Das großartige Schauspiel, welches dem ungewohnten Auge ein so gewaltiges englisches Kriegsschiff darbot, beanspruchte die Aufmerksamkeit Mariens in der ersten Zeit gar sehr. Die ungeheuren Räume, welche diese Planken umschlossen, die riesigen Maste, das ausgedehnte Segelwerk mit der ganzen Takellage, dann die verhältnißmäßige Leichtigkeit, mit welcher dieses außerordentliche Gebäude bewegt und gehandhabt wurde; hierzu die Reinlichkeit, die Ordnung und Pünktlichkeit des Dienstes, welche aus den verschiedenen Menschen nur eine lebendige Maschine machten, endlich der Glanz der militärischen Paraden und Uebungen, welche die Marinesoldaten ausführten, waren wohl im Stande, ein junges Mädchen zu beschäftigen, das einige Jahre fast ausschließlich im Bergkessel des einsamen Thales zugebracht hatte. Hier zeigte sich nun die Zuvorkommenheit des Commodore in ihrem besten Lichte. Wie er auf die Bequemlichkeit und Ausschmückung der Räume, welche er für Marie Nunes bestimmt, mit großer Sorgfalt und vielem Geschmacke bedacht gewesen, so war er jetzt stets bereit, ihren Führer zu machen, ihr alle Gegenstände und Thätigkeiten auf dem Schiffe zu erklären, und verbarg weder ihr noch Andern, daß es ihm darauf ankomme, ihr jeden Wunsch abzulauschen und zu erfüllen, bevor er noch ausgesprochen worden war. Es fiel dies

den Männern seiner näheren Umgebung um so mehr auf, als er sonst sehr zurückhaltend war und den verhältnißmäßigen Mangel an Alter auf einem so hohen Posten durch viel Würde und abgemessene Haltung zu ersetzen trachtete.

So kam es, daß, sobald Marie Nunes den Fuß über die Schwelle ihrer Cajüte gesetzt, der Herzog erschien, wenn ihn dringende Geschäfte nicht zurückhielten, um sie zu geleiten und, als sie bereits genugsam mit Allem bekannt war, der Gefährte ihrer kleinen Spaziergänge auf dem Verdecke zu sein oder neben ihr Platz zu nehmen und sie mit seinem Gespräche zu unterhalten. Ja, der Commodore schien geradezu an die Schritte des jungen Mädchens gefesselt, das freilich durch ihre Schönheit wie durch ihren Liebreiz auf Niemanden einen Eindruck zu machen verfehlte, einen Eindruck, der für den nur um so hinreißender wurde, welcher ihre seelen- und geistvollen Gespräche zu bewundern Gelegenheit hatte.

Marie benutzte dir Unterhaltungen mit dem Herzoge, um sich in der Sprache des Briten zu vervollkommnen, wie dieser seinerseits gern den wohlklingenden Lauten der beiden iberischen Mundarten lauschte, die in dem Munde dieses wunderbar begabten Mädchens nur um so voller und sanfter klangen. Von den vaterländischen Sprachen kam man in leichtem Uebergange zu den beiderseitigen Heimathsländern, die zufälliger Weise gegenseitig Beiden unbekannt waren. Wie gern und begeistert sprach Marie von den entzückenden Reizen der spanischen Fluren und Berge, der üppigen Pflanzenwelt und den herrlichen Abenden ihres spanischen Vaterlandes, das sie zwar in zartem Lebensalter verlassen hatte, ohne daß jedoch ihre Erinnerungen, die Eindrücke der jungen Mädchenseele von der Zeit verwischt worden waren, vielmehr hatten sie durch die Entfernung an Verklärung gewonnen; wie beredt schilderte sie die An-

muth der portugiesischen Landschaften und die Großartigkeit der Scenerie, welche der Blick von den Höhen ihrer heimischen Berge und Felsen darbot. Sie hatte einen aufmerksamen Zuhörer, der aber, was sie gegeben, zu vergelten verstand. Denn mit nicht geringerer Lebendigkeit führte der Herzog seine Gefährtin in seine nordische Heimath ein, welche den Südländern zwar düster und frostig, aber von dem Nebel zauberhafter Visionen, wundersam lockender Erscheinungen und gigantischen Geisterspukes verhüllt vorschwebt. Die Bilder, welche der Befehlshaber der Fregatte entwarf, waren aber ganz anderer Art. Da wechselten die gewaltigen Städte mit ihrem unermeßlichen Verkehr, mit den glänzenden Landsitzen der Großen ab, wo prachtvolle Feste gefeiert wurden, wo am hellen Sonnentage die geschmückten Reiterzüge über die frisch grünenden Wiesen durch den schattigen Park in die Wälder zogen und beim Klange der Hörner über die Hügel zur Verfolgung des Wildes sprengten; wo in den großen Räumen Schätze der Kunst gesammelt und aufgestellt wären und selbst, wenn der Nord um die Ecken des Hauses brauste, am lodernden Kaminfeuer und in den hellerleuchteten Sälen heitere Gesellschaften sich vereinigten. Es blieb nicht aus, daß der Herzog hierbei besonders seiner eigenen Besitzungen gedachte, und sie mit dem lebhaften Feuer der Vorliebe schilderte. Es waren dies fast gefährliche Momente; denn Nichts bewegt ein jugendliches Frauengemüth leichter und mehr, als wenn sich ihm hinter dem dichten Vorhange eines stolzen und scheinbar kalten Mannesherzens die tiefe Innigkeit der verborgenen Gefühle, das heimliche Feuer einer hohen und zärtlichen Liebe für bedeutsame Gegenstände offenbart, wenn hinter dem ruhigen und ernsten Blicke seiner Augen das strahlende Licht innerster Empfindungen hervorbricht. Marie Nunes gab sich willig dem Zauber dieser Stunden hin, je reiner und

unschuldiger ihr Herz, je unerfahrener und lauterer ihre Gesinnung war.

Und wurdest du, ferner Freund, da sich zwischen dich und die mächtige Fregatte die Fluth des Oceans immer weiter und weiter drängte, wurdest du darüber in dem Herzen des Mädchens vergessen?

Nimmermehr. Wenn Marie Nunes allein am Schiffsrand oder auf der Höhe des Verdeckes stand und über die wogenden, schäumenden Wellen blickte, die fort und fort kamen und gingen, sich heranwälzten und vorüber rollten — dann erschien ihr davorn ein schlankes, kleines Fahrzeug, und in ihm stand die Gestalt eines Mannes, der seine leuchtenden Augen auf sie gerichtet hielt, und mit der warmen Stimme des Herzens ihr zurief: denkst Du mein, Marie? Sie sah ihn, wie in jenem furchtbaren Augenblicke der Gefahr mit dem Schwerte in der ausgestreckten Rechten, sie zu vertheidigen mit seinem Leben. Da erhob sich ihre Brust zu einem Seufzer, und leise flüsterte sie: Fahre wohl, bald sehen wir uns wieder. Und weiter rauschte es, und das kleine Schiff mit der theuren Gestalt fuhr weiter und weiter, bis es am Saume des Himmels verschwand . . .

So vergingen Tage, Wochen. Luft und Meer boten wechselnde Schauspiele dar; Sonnenschein und Unwetter lösten sich ab, hielten aber die Fahrt des Schiffes nicht auf, und so näherte man sich dem Kanal. Da der Wind für die Passage dieser schwierigen Meeresenge, durch welche die Wogen eines Oceans zu dem andern fluthen, günstig war, so konnte man darauf rechnen, in wenigen Tagen in die Themse einzulaufen und den Hafen von London zu erreichen. In dem Augenblicke, wo die Kreidefelsen Albions in Sicht kamen und der Commodore stolz und befriedigt sie Marie Nunes zeigte — da fiel es ihm plötzlich schwer auf's Herz, daß nun auch die Scheidestunde nahe, wo er

von diesem geliebten Gaste — vielleicht auf immer getrennt werde. Mit diesem Gedanken drang ein Schmerz in seine Seele, wie er ihn in seinem bewegten Leben noch niemals empfunden, und der ihm mit einem Male die unendliche Liebe offenbarte, die er zu diesem seltenen Wesen gefaßt. Es war ihm, wie wenn er noch eben im hellsten, durchsichtigsten Sonnenschein wandle, und plötzlich die dunkelste Nacht, eine endlose Finsterniß sich vor ihm ausbreite; es war ihm, wie wenn er soeben noch fröhlich und glücklich wie in den Tagen seiner Kindheit auf blumenreicher Aue spiele, und plötzlich an einem Abgrunde stehe, aus dessen Tiefen nur kantiges, rissiges Felsgestein ihn anstarre. Er eilte von dannen, schloß sich in seine Cajüte ein und senkte sein Haupt in seine Hände. So saß er stundenlang im wirren Kampfe der Gefühle, im raschen Wogen der Gedanken, im Träumen und Bangen. Er kannte jetzt den ganzen Umfang seiner Empfindungen für dieses spanische Mädchen; er wußte jetzt, daß er früher niemals geliebt, sondern nur das rasche Gaukelspiel flüchtiger Triebe durchlebt habe; nun aber sei es mit Allgewalt durch alle Pforten seiner Seele gebrochen, und je kräftiger sein Gemüth, je männlicher sein Geist geworden, desto unwiderstehlicher war er dem mächtigen Zuge des Herzens unterworfen. Er kam zu einem Entschlusse; er hatte nicht mehr viel Zeit zu verlieren; bevor sein Fuß den heimischen Boden betreten, mußte es klar und ausgesprochen sein zwischen ihm und Marie; er setzte alle Bedenken, allen Zweifel beiseite. Er glaubte, das reine Herz des Mädchens zu kennen, und daß in diesem ihm wenigstens Niemand den Sieg streitig mache.

Kurze Zeit darauf ließ er Marie Nunes um eine Unterredung bitten, die ihm alsbald bewilligt ward. Er trat ein, und der erste Blick Mariens sagte dieser, daß die aufgeregte Stimmung des Commodore ihr etwas Beson-

deres anzeige. Sie erschrak — ob sie, wenn auch dunkel, ahnte, was ihrer warte?

„Donna Maria," redete er sie mit bewegter Stimme an, „wir sind auf dem Punkte, in die Themse einzulaufen, und das glänzende London wird bald das Glück haben, Eurem Auge das interessanteste Schauspiel dieses Erdballs darzubieten. Dort hat unsere schöne Fahrt ihr Ende erreicht, und unsere Wege könnten da sich scheiden. Aber, theure Donna, diesen Gedanken kann ich nicht ertragen. Lasset es mich offen bekennen und zürnet mir nicht, wenn ich Euch zudringlich erscheine. Der Zauber Eurer Gegenwart hat meine ganze Seele umfangen, und ich fühle, daß mein ganzes Dasein nur allein noch in dem Glücke wurzelt, Euch nahe zu sein, Euch ewig nahe zu sein. O, Ihr müsset mich verstehen — wenn Ihr in der Zeit, die Euer Fuß auf diesem Schiffe wandelte, auch mich erkannt zu haben glaubet, wenn Euch meine Neigung, meine Liebe klar zum Herzen gekommen und nur irgend Gefühle gleicher Art geweckt hat, so verschmähet mich nicht, so weiset diese Hand nicht zurück, die Euch ein ganzes, treues, hingegebenes Leben weihen will! . . ."

Das Feuer, die Innigkeit und trotzdem die Zartheit, mit welchen der junge Mann diese Worte sprach, und in jedem Klange, in jedem Laute derselben die heiße Empfindung, die volle Wahrheit und Treue seiner Gefühle kund that, kamen überwältigend über Marie Nunes, und ein Blick auf ihn, wie er bleich mit zitternden Lippen und dennoch eine Flammenröthe auf seinen Wangen und mit einem Gluthstrom aus seinen Augen vor ihr stand, verwirrte sie ganz. Auch sie war erblaßt, Schauer liefen über ihre Gestalt und ihre Lippen bebten. Sie rang nach Fassung, und der Herzog war von zu zärtlicher Liebe für sie erfüllt, als daß er mitten in seiner Leidenschaftlichkeit dies nicht hätte gewahren und mitfühlen sollen. „Verzeiht,

Marie," rief er aus, „wenn ich zu heftig war. Aber nein, ich wollte Euch nicht erschrecken, will das unsägliche Geschenk meines Glückes Eurer Hand nicht entreißen — beruhigt Euch, ich will wiederkehren und das Urtheil über mein Geschick aus Eurem Munde vernehmen."

Aber Marie Nunes hatte sich bereits in Etwas gefaßt, und die Lauterkeit ihres Charakters ließ es nicht zu, anders als wahrhaftig zu sein und ihrer inneren Ueberzeugung gemäß zu handeln. „Nein, nein," rief sie aus, „gehet nicht von hinnen, Herr Herzog, bevor ich Euch geantwortet! Es soll kein Schein, kein verzögernder Trug zwischen uns sein. Ihr seid zu sehr Ehrenmann, zu gütig gegen mich, als daß ich Euch die Unruhe der Verzögerung und des Zauderns bereiten sollte."

Sie sammelte noch in einer kurzen Pause ihre Gedanken, suchte die unruhigen Schläge ihres Herzens zu besänftigen, und hob dann an: „Herr Herzog, ich brauche Euch nicht die hohe Achtung und die unbegrenzte Dankbarkeit auszusprechen, die mich für Euch beseelen, beseelen müssen. Wo hätte ein armes, flüchtiges Mädchen wohl jemals eine freundlichere Aufnahme, einen zarteren Schutz, eine liebevollere Pflege finden können, als ich bei Euch gefunden, und oft fragte ich mich, wodurch ich diese wohl von Eurer Seite verdiente? Wäre es mir irgend ein Mal vergönnt, diese Gefühle Euch bethätigen zu können, wie glücklich würde dies mich machen! . . . Aber die hohe Gabe, die Ihr mir jetzt anbietet, und die aus so warmem, treuem Herzen entspringt — ich kann sie nicht annehmen. Es liegt zu Vieles, es liegt eine Welt zwischen Euch und mir. Wie dort der Nebel von der Fläche der schimmernden Wogen aufsteigt, und unser Schiff umgiebt, dann aber im Sonnenstrahl zu jenen starrenden Felsen hinzieht, und an deren Wänden sich verliert: so lasset den Traum, den diese Meeresfahrt in Euch geweckt und gebildet, und der

auch für mich so viel Rührendes und Ergreifendes hat, vorüberziehen; denn die helle und starre Wirklichkeit läßt ihn vor sich nicht bestehen."

Der Herzog war bei diesen Worten Mariens zurückgefahren, wie wenn ihm ein Wermuthskelch dargeboten wäre, dessen Bitterkeit seine Lippen verletzte. „Wie?" rief er aus, „Marie, Ihr glaubet doch nicht, daß das Blut der Devonshire von geringerem Werthe als das königliche Blut von Portugal? Unser Haus ist eines der ältesten Englands, älter als die Tudors und Stuarts, und meine Ahnen haben mehr als ein Mal die Hand nach Töchtern des königlichen Hauses ausgestreckt!"

„Ihr irret sehr, Herr Herzog," erwiderte Marie ruhig. „In Eurem Edelmuthe habt Ihr Euch niemals während der Zeit unseres Zusammenseins nach meinen persönlichen Verhältnissen erkundigt. Ihr kennt mich noch gar nicht. Ich bin Euch Aufklärung schuldig; ich will sie Euch geben. In meinen Adern rollt kein königliches Blut, wenn auch in denen des Dom Antonio das Blut der Rodrigues. Seine Mutter stammte aus der Familie meiner Mutter. Ich bin Euch nicht ebenbürtig, Herzog von Devonshire, wenn auch mein Geschlecht ein uraltes ist."

Die Mienen des jungen Mannes erheiterten sich wieder in Etwas, und sein Auge flammte, als er, Marie unterbrechend, ausrief: „Und das glaubet Ihr, wiegt etwas vor meinem Herzen? Welcher auch Euer Adel sei, Marie, Euren wahren Adel hat die Hand des Herrn auf Euer Antlitz und Eure Gestalt eingegraben und mit Alles überdauernder Wurzel in Eure Seele eingesenkt. Meine Hand zittert nicht, einen solchen Schatz aus jedweder Tiefe zu heben; das ist niemals Sache der englischen Aristokratie gewesen, den Stammbaum ihrer Frauen ängstlich zu prüfen, wenn sie nur ihren eigenen fleckenlos und untadelhaft erhielten."

„Ach, Herr Herzog, Ihr machet mir die schwere Aufgabe, die mir in dieser Stunde geworden, noch um Vieles schwerer. Ja, ich bewundere Euch — aber dies ändert Nichts. Höret mir zu. Meine Ahnen gehören zu dem Geschlechte jener Marranen, welche sich durch das Edikt des katholischen Ferdinands zwingen ließen, ihren Glauben zu verlassen, um nicht ihr Vaterland zu verlassen. Sie traten zur katholischen Kirche über. Ein Jahrhundert ist darüber hinweggegangen. Vielleicht hätte dies genügt, um die alten Erinnerungen zu verwischen und aussterben zu lassen, und uns, die Enkel und Urenkel, zu guten Christen zu machen. Aber der Fanatismus und die Habgier der Inquisition ließen dies nicht zu. Was die Zeit abgeschwächt und mit dem Staube der Vergessenheit bedeckt hätte, das bliesen ihre grausamen Verfolgungen immer von Neuem an, und ließen die theuren Erinnerungen von Geschlecht auf Geschlecht überliefern. Die marranischen Familien gehörten mit geringer Ausnahme an Bildung, Reichthum und Stand zu den höchsten und angesehensten des Landes. Ihre Zweige ragen in viele Häuser der spanischen und portugiesischen Granden hinein, selbst bis in die Paläste der Könige. Dies erregte die Gier der Dominikaner, und mit dem Vorwande, daß wir keine aufrichtigen Christen seien und im Geheimen noch immer den Bräuchen des Judenthums huldigen, warfen sie uns in ihre Kerker, spannten uns auf ihre Foltern, zündeten für uns ihre Scheiterhaufen an. Was sie vorschützten, riefen sie in uns hervor, daß sie endlich nicht selten die Wahrheit trafen. Das Blut unserer Märtyrer konnte nicht umsonst geflossen sein. Die vereinzelten Funken sammelten sich zur Flamme, die in den Herzen der Urenkel höher aufloderte, als sie jemals in den Eltern und Ahnen gebrannt. Wir flohen von Spanien nach Portugal. Aber die Inquisition folgte uns, und so verlassen wir jetzt auch die Küste dieses Landes,

um in freieren Gebieten eine Zufluchtsstätte zu suchen. Herr Herzog, ich bin eine Jüdin, will und muß eine solche sein, und diese kann die Hand eines britischen Großen nicht annehmen."

Der Commodore hatte den Worten des Mädchens gelauscht, und jeden ihrer Laute begierig in sich aufgenommen. Eine tiefe Rührung, ein schweres Sinnen hatte sich über ihn gebreitet und sprach aus seinen Zügen. Nach einigem Stillschweigen trat er an Marie heran und sprach in zärtlichem Tone: „Theure Marie, auch dies kann mich nicht bewegen, von meinen Entschlüssen abzulassen. Ihr seid doch Christin, getauft und erzogen im Christenthume. Ihr möget denken, was Ihr wollt, in meinen Augen seid Ihr es im vollendeten Maße, mehr als der Bischof in seinem Ornat, mehr als der Vicar am Bette des Kranken, mehr als jede Lady, die sich in ihrem Kirchenstuhle spreizt. Werdet meine Gattin, erfüllet die Sehnsucht meines Herzens, und Ihr sollet in Eurem Innern frei sein wie der göttliche Geist selbst; niemals werde ich Euch nach Eurem Glauben fragen, ob er mit den neununddreißig Artikeln meiner Kirche übereinstimme oder nicht. Die Welt muß Euch nach Eurer Geburt und Eurem Rang für eine Christin halten, ich halte Euch nach Eurer Gesinnung und Eurem Thun dafür — wie Ihr selbst denket, wer darf Euer Richter sein und wider Euch zeugen?"

Marie Nunes war tief bewegt; ein Thräne stahl sich aus ihren Augen; sie konnte sich nicht enthalten, die Hand des Herzogs zu ergreifen und sie mit Herzlichkeit zu drücken. „Ihr seid der edelste Mann, und unsäglich ist meine Trauer, in Euer Verlangen nicht willigen zu können. Nein, Herzog!" rief sie lebhafter aus, „ich kann den Schein nicht mehr ertragen, ich kann vor mir und vor Gott den Trug nicht weiter spinnen, die Augen der Welt zu verblenden. Darum habe ich Vater und Mutter verlassen, einen ster-

benden Vater und das gebrochene Herz meiner Mutter! Darum fliehe ich mein Vaterland und werde umherirren, ohne zu wissen, wo mein Fuß anhalten, mein Haupt zur Ruhe kommen werde. Ich muß sein und gelten, was ich bin; ich muß aus meinem Leben jene Heimlichkeiten, jene widerwärtigen Unwahrheiten, jene lügnerischen Vorspiegelungen entfernen, die meine Kindheit und meine Jugend so sehr verbitterten! Ich stehe nicht allein; mein Bruder, mein Freund Tirado, die Angehörigen meines Hauses, eine ganze Schar von Genossen, denen Hunderte, ja Tausende folgen werden, stehen um mich, und ich soll zu ihnen sagen: Ich verlasse Euch, ich verschmähe Euch, ich kenne Euch nicht mehr! Und ich soll sie antworten hören: Um eine Herzogskrone verkaufst Du uns, um ein Leben voll Prunkes giebst Du Das hin, was Du für das Heiligthum Deines Geistes erklärt hast... Zwiefacher Trug — doppelter Verrath! Und glaubet Ihr, edler Mann, daß Ihr und ich glücklich sein würden? Das Leben ist lang, und ich habe es in Beispielen genugsam kennen gelernt, was es heißt, wenn eine zwieträchtige Ueberzeugung sich zwischen Gatte und Gattin drängt. Bald würde ich einsam in Eurem Hause stehen; bald würde um meinetwillen Zerwürfniß zwischen Euch und die Glieder Eurer Familie, zwischen Euch und die Glieder Eures Standes treten, und Euer Herz mit tausend Kränkungen verwunden. Nein, Herzog, ich halte Euch zu hoch, um Euch allen diesen Gefahren auszusetzen, und mich selbst zu werth, um den Pfad zu verlassen, den eine höhere Hand unauslöschlich mir vorgezeichnet hat. Ich weiß es, diese meine Weigerung bereitet Euch Schmerz und Kampf mit Euch selbst. Aber diese werden vorübergehen, und wenn Ihr meiner nicht ganz vergesset, so wird doch die Erinnerung an mich Euch in der Zukunft oft zuflüstern: sie hat Recht gethan, ich segne sie."

Der Commodore hatte unter dem Eindrucke dieser Worte längst sein Haupt gesenkt und seine Arme über die Brust gekreuzt. Eine tiefe Schwermuth lag auf seinem Angesicht. Jetzt richtete er sich auf und einen Blick voll Trauer auf Marie Nunes. „Was ich aus Euren Reden heraushöre, Donna Maria, das ist nur das Eine — Ihr liebt mich nicht, Ihr liebt mich nicht so, wie ich Euch liebe. Mir wäre Nichts so groß und so theuer, was ich nicht für Euch opfern könnte, Nichts so schwer und unerträglich, was ich nicht für Euch zu thun und zu tragen vermöchte. Es sei dies kein Vorwurf für Euch, denn ich habe ja keinen Anspruch auf Euch — nur ein Vorwurf an mein Geschick, das mir das Eiland des Glückes gezeigt, aber es mich nicht erreichen läßt. Lebt wohl!"

Viertes Buch.

Am Hofe.

XIII.

Die Wellen des Meeres eilen immer weiter und weiter. Sie rauschen um das Schiff bald im hüpfenden Tanze, bald im pfeilschnellen Drange, Woge auf Woge. Aber der einsame Schiffer, wenn Wind und Welle ihren günstigen Gang einhalten, und die Fürsorge für sein Fahrzeug ihn nicht in Anspruch nimmt, versinkt, fern von der menschlichen Gesellschaft, nur mit wenigen Gefährten auf diesen kleinen Raum gebannt, in Sinnen und Träumen. Denn, spricht der alte Dichter, „die schwarze Sorge sitzet hinter dem Reiter, und besteiget das Schiff". Weit dahinter liegt, von wo er gekommen; weit davorn, wohin er eilt. Wie hat er jenes verlassen? und wie mag es jetzt darum stehen? Was wird er finden? und was seiner warten? Immer aber geht sein Verlangen nach vorn, nach dem nächsten Ziele; denn wenn auch seine ganze Sehnsucht an dem verlassenen Strande hängt: jede Welle, die ihn vorwärts trägt, ist auch ein Schritt zur Um- und Heimkehr ... So wird es ihm ungeduldig zwischen den Borden seines Schiffes, und sein Auge schweift immer hinaus, ob es den dunklen Strich des festen Landes am Horizonte erschaue, wenn er auch weiß, wie fern er ihm noch sei; und dann hebt es sich zum Himmel hinauf und zu den flatternden Wimpeln, um zu erkunden, ob Himmel

und Luft für seine Fahrt Gunst oder Ungunst ihm bereiten . . .

So erging es auch Jakob Tirado. Sein leichtes Fahrzeug hatte ihn der englischen Fregatte weit voran gebracht. Und dies war ihm lieb. Das Verlangen seines aufgeregten Herzens, jenes stolze Gebäude in Sicht zu behalten, in welchem jetzt Marie Nunes weilte, beherrschte ihn nur einen Augenblick. Vielmehr dachte er daran, so vielen Vorsprung wie möglich zu gewinnen, um, wenn es ihm glückte, vor der Ankunft des Commodore und der Gäste desselben günstige Vorbereitungen getroffen zu haben. Und so saß er, während die Caravalle wie mit den Schwingen eines Vogels vorwärts eilte, an der Stelle, wo jüngst noch Marie Nunes seinen Worten gelauscht, und sein unruhiges Herz klopfte lauter und seine emsigen Gedanken suchten die Schleier der Zukunft zu durchdringen. Vor seiner Erinnerung stand die helle Flamme, die in dem Auge des Mädchens ihm entgegengeleuchtet in der Stunde des Abschiedes — aber was war dies für eine Flamme? War es die der Dankbarkeit, der warmen Theilnahme an einem lieben Freunde, der Vertröstung auf ein glückliches Wiedersehen, und wenn sie selbst inniger, heiliger Natur gewesen, wird sie nicht bald wieder erloschen sein, oder doch zum kaum glimmenden Funken herabsinken? Mit diesen Zweifeln quälte er sich ab, denn er hatte kein Pfand der Gewißheit, und selbst dieser gegenüber hört das menschliche Herz nicht auf zu zweifeln, bis die Leidenschaft selbst in ihm verstummt ist. Und da stand noch eine andere Flamme vor seiner Seele, die in dem Auge eines Anderen, eines schönen und von äußerem Glanze umgebenen Mannes gezuckt, und die seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen — und ein Sturm erhob sich in seiner Brust, der fast mit einem Gefühle der Verzweiflung endete. Wird sie diesem Manne Stand halten? Wird es ihm gelingen, in ihr eine Neigung zu erwecken?

Und würde diese stark genug werden, um alle ihre anderweitigen Gefühle und Absichten in Fesseln zu schlagen? Und wo nicht, wie wird es ihr ergehen? . . . Er knirschte mit den Zähnen, er hob die geballte Faust empor — ach, daß die rauhe Hand des Geschickes ihn gerade in diesem Augenblicke von ihrer Seite gerissen! . . .

Aber dies währte doch nicht lange, und wenn es auch immer wiederkehrte, und er sich diesen ringenden Gefühlen nicht ganz entziehen konnte: sein Geist war der Kämpfe des Lebens zu sehr gewohnt, als daß er das leidenschaftliche Gewühl seines Herzens nicht hätte niederhalten sollen. Seine Gedanken richteten sich vielmehr auf die nächste Zukunft, auf die Pläne, die er zu verfolgen hätte, sobald sein Schiff die Anker im Hafen von London ausgeworfen. Es war ihm in diesem England bis jetzt noch niemals recht geglückt. Es lebte hier ein so rauhes, entschiedenes und hartnäckiges Menschengeschlecht, daß ihm gar nichts abzugewinnen war, was nicht dem Interesse und Gedankengang desselben völlig entsprach. Doch hatte er sich dort nur in gewöhnlichen, bürgerlichen Schichten bewegt, und zu den höheren, herrschenden Kreisen war ihm der Zugang verschlossen geblieben. Möchte dieser jetzt sich ihm öffnen? Er hoffte es, und zwar durch die Angelegenheit des Dom Antonio. So wichtig es ihm war, sein Schiff wieder frei zu erhalten, denn es machte jetzt sein ganzes Besitzthum aus, so erschien es ihm doch nur Nebensache vor dem großen Ziele, daß Britannien für diesen erlauchten Flüchtling eintrete, und so ein neuer Feind und Gegner dem spanischen Despoten erstehe, eine unermeßliche Hülfe für die kämpfenden Niederlande. Denn allerdings war England damals noch sehr weit von der Höhe der Macht und des Ansehens und Einflusses entfernt, die es später erreichen sollte; aber dennoch unschätzbar für den kleinen Volksstamm, der sich ganz allein dem spanischen Koloß

zu einem Kampfe auf Tod und Leben gegenüber befand. Dies war also das Feld, wo auch Tirado seine Kräfte anstrengen mußte; und wenn er auch, fern von jeder Selbstüberschätzung, wohl wußte, wie er alles dessen entbehrte, was im gewöhnlichen Gange der Dinge Einwirkung auf die großen Mächte des Tages, auf die herrschenden Gewalten der Welt gewährt und ermöglicht — so war ihm doch bis hierher das Glück günstig gewesen, und er konnte sich sagen, daß er diese Gunst mit Geschick und Unermüdlichkeit zu benutzen verstanden. Und ja, das Glück war ihm auch diesmal günstig gewesen; es hatte ja auf seinem Streifzuge durch einige spanische Häfen, bevor er Frau Mayor aufgesucht, eine Fülle der wichtigsten Nachrichten seinem spähenden Auge zugeführt, welche ihm in England noch sicherer seine Absichten fördern mußten, als selbst die Ankunft Dom Antonio's. Je klarer ihm daher das Ziel seiner Thätigkeit vorschwebte, desto weniger ließ er es sich verdrießen, daß ihm die nächsten Wege, die er einzuschlagen, noch im Dunkel lagen.

All' dies immer und immer wieder empfindend und überlegend, sah er ungeduldig auf das Ende seiner Fahrt, und die Tage und die Stunden verrollten ihm gar zu langsam, bis er die breite Oeffnung des Canals erreicht, den Engpaß von Calais durchschnitten, in die Themse eingelaufen, und im Hafen Londons gelandet sei; und doch gelang ihm dies acht Tage früher, als der Fregatte des Herzogs von Devonshire, welche von der sie begleitenden spanischen Corvette in ihrer Schnelligkeit behindert wurde.

Das kleine Schiff Tirado's machte nicht geringes Aufsehen. Als er in den breiten Strom einfuhr, hißte er die portugiesische Flagge in halber Masthöhe und darüber die englische auf, und die Kunde, daß ein genommenes portugiesisch-spanisches Schiff, das erste in dem Streite zwischen Spanien und England, der noch lange kein Krieg

war, anlange, verbreitete sich schnell unter allen Uferbewohnern, und erreichte den Hafen eher, als das betreffende Schiff selbst. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich daher auf dem Landungsplatze versammelt und bei der Annäherung der Caravalle kam ihr bereits die Jolle des Hafenkapitains entgegen. Als dieser das Schiff betreten, verwunderte er sich außerordentlich, keine Engländer zu erblicken, welche die Prise übernommen und hergebracht hätten, sondern zu erfahren, daß es der Bemannung des Fahrzeuges überlassen worden war, sich hierher zu begeben. Er fand es daher auch nicht überraschend, als Tirado nach einem kurzen, oberflächlichen Berichte verlangte, zur Oberbehörde geführt zu werden, der er die obwaltenden Umstände, mit welchen Staatsgeheimnisse verbunden wären, mittheilen, und bei welcher er zugleich sein Schiff, das nach seiner Ansicht nicht als eine dem Feinde abgenommene Prise angesehen werden könne, reklamiren dürfe.

„Ja wohl, ja wohl," erwiderte der Hafenkapitain, und strich sich überlegend den wohlgepflegten Zwickelbart. „Das ist ein Rechtsfall, ein schwerer, schwerer Rechtsfall. Da muß ich Euch zu Mylord Burleigh, dem Großsiegelbewahrer, bringen. Hm, er wird es nicht übel nehmen, er nimmt gern Etwas in seine Hand, und das ist eine gewichtige Hand, Gott erhalte unsere Königin!"

Also geschah es. Der Hafenkapitain stellte seinen Adjutanten als Commandeur des Schiffes auf, verbot Jedem, der sich auf demselben befand, es bis auf Weiteres zu verlassen, sowie überhaupt alle Verbindung mit dem Ufer, und lud Tirado ein, ihm in seine Jolle zu folgen. Lords der Admiralität gab es damals noch nicht, und so mochte der Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth die rechte Instanz sein, vor welche die Angelegenheit der Caravalle gehörte. War man doch in diesem Augenblicke in Groß-

britannien einig, daß jede Sache, die den Staat betraf, entweder vor Lord Burleigh oder vor Graf Leicester gehöre, nur daß man in jedem einzelnen Falle darüber uneinig war, vor wen von diesen beiden es gehöre, und in wessen Hand dieselbe am besten und ehesten entschieden würde. Denn man wußte sehr wohl, daß gewöhnlich was Lord Burleigh empfehle, bei Graf Leicester sehr schlecht angeschrieben sei, was denn auch vom Ersteren redlich vergolten wurde, wenn Jemand durch Graf Leicester eine häkelige Sache durchsetzen wollte. Die Königin Elisabeth aber that immer, als ob sie dies Alles nicht merke, sah der Eifersucht und den Ränken ihrer beiden Günstlinge ruhig, vielleicht auch mit Behagen zu und entschied zuletzt nach ihrem eigenen Belieben, bald zu Gunsten des Einen, bald des Andern. Der Hafenkapitain hielt es dies Mal mit Lord Burleigh, und führte daher Tirado in seiner Jolle den Strom weit hinauf, mitten durch das Gewimmel zahlloser Schiffe, Boote und Nachen, von denen jeder, wenn er es vermochte, vor der rothen Flagge des Beherrschers des Hafens auswich. Endlich landete man an einer breiten, schönen Treppe, die zu dem Hinterthore eines mächtigen Gebäudes hinaufführte; bald öffnete sich dieses, und nachdem die beiden Männer einige Höfe durchschritten, in dem weitläufigen Vorderhause eine Marmortreppe hinaufgestiegen, befanden sie sich in einem Vorzimmer, und der Hafenkapitain begab sich in das Cabinet des Lord-Großsiegelbewahrers.

Nach kurzer Zeit wurde Tirado in das Cabinet beschieden, der Hafenkapitain stellte ihn dem Lord vor und entfernte sich dann. Lord Burleigh war ein bejahrter Mann, dessen Haupt bereits mit Silberhaar geschmückt war. Seine große, viereckige Stirn, seine stechenden Augen, die ihre scharfen Blicke tief aus den Höhlen unter den buschigen Brauen hervorsandten, seine Adlernase und

fest zugekniffenen Lippen machten selbst auf den, welcher ihn nicht kannte, den Eindruck eines denkenden, besonnenen, aber auch rücksichtslosen Staatsmannes, dem Alles darauf ankomme, seine einmal gefaßten Pläne auszuführen. Seine gedrungene Gestalt lehnte sich an eine große, mit Papieren bedeckte Tafel, und er empfing Tirado mit kaum bemerkbarer Geberde und forderte ihn mit wenigen Worten auf, ihm zu berichten.

„Mein Bericht, Mylord, kann kurz und einfach sein. Als Kapitain der portugiesischen Caravalle Marie Nunes, stieß ich auf eine spanische Corvette, sie griff mich an, und ich machte sie ziemlich kampfunfähig. Ich wollte sie eben ihrem Schicksal überlassen, als die englische Fregatte Velocitas, Commodore Herzog von Devonshire, auf dem Kampfplatze erschien, den Spanier für gute Prise erklärte, und auch mich nöthigte, die Flagge zu streichen. Der Commodore gab mir auf, hierher zu segeln, was ich schon früher beabsichtigte, und folgt mit der genommenen Corvette.“

Des Mylords ernstes Gesicht erheiterte sich etwas, und er sprach lebhafter als zuvor: „Wie, der Herzog von Devonshire bringt eine spanische Corvette herein?“

„So ist es, Mylord; es ist eben das Schiff, welches ich so glücklich beschossen; da es aber kein Schnellsegler, wird es wohl noch eine Woche währen, ehe sie ankommen. Ich aber, Mylord, wende mich an Eurer Lordschaft Gerechtigkeitsgefühl. Ihr werdet sicher nicht zugeben, daß ein Schiff eines Staates nicht frei gegeben werde, der mit England in keinem Streite oder Kriege steht, sondern ein alter, treuer Bundesgenosse Großbritanniens ist, ein Schiff, welches eben im Kampfe mit demselben Feinde begriffen war, den England befehdet.“

„Hm, hm, das läßt sich hören, wenn auch selbstverständlich die Zeugen erst vernommen, die Umstände erst untersucht werden müssen. Aber eine andere Frage: Wie

kam es, daß Ihr mit dem Spanier in den Kampf tratet, während Portugal dem Könige von Spanien gehuldigt hat? und daß Ihr dieses mit einer Caravalle wagtet, die vor dem ersten glücklichen Schuß der Corvette zertrümmern mußte? Der günstige Ausgang macht Euch alle Ehre, aber warum übernahmet Ihr eine so große Gefahr?"

„Dies ist es eben, warum ich vor Eure Lordschaft geführt zu werden verlangte. Das Gesuch um mein Schiff hätte ich schriftlich einreichen können, und weiß, daß Ihr, Mylord, zu gerecht und einsichtsvoll seid, um nach geführtem Beweise mir mein Eigenthum vorzuenthalten. Ich könnte auf Eure Frage antworten, daß ich zu den Portugiesen gehöre, welche die spanische Herrschaft für das größte Unglück meines gegenwärtigen Vaterlandes halten und sich ihr niemals unterwerfen werden. Ich hätte damit nur die Wahrheit gesprochen. Aber es ist mehr, Mylord. Als die Spanier in Portugal siegreich einrückten, setzten sie auf den Kopf des entthronten Königs Antonio einen Preis von 90,000 Goldgulden. Dom Antonio mußte fliehen, von Allen verlassen und von zahlreichen Verräthern umschwärmt. Aus tausendfachen Gefahren entkam er glücklich nach Setuval, und rettete sich auf die unansehnliche Caravalle, die mir gehört, und die ich als Kapitain des Königs befehligte, er rettete sich dahin, um — sich nach England zu flüchten. Wir wissen, daß wer dieses glückliche Eiland betritt, frei ist, daß die Hand des Verräthers nicht bis hierher reicht, und daß die hochherzige Königin Elisabeth einem treu gesinnten, aber unglücklichen Bundesgenossen ihre Hülfe niemals versagt."

Diese Mittheilung machte auf den englischen Staatsmann einen tiefen Eindruck, der selbst seine ernste und frostige Haltung durchbrach. „Was sagt Ihr da," rief er voll Erstaunens aus, „Euer Schiff brachte den Prior von Crato hierher? Und er befindet sich auf Eurem Schiffe?"

„Nicht so, Mylord, der Herzog von Devonshire hielt es nicht für angemessen, den erlauchten Flüchtling der unbedeutenden und nicht gefahrlosen Caravalle zu überlassen, sondern nahm ihn auf seine Fregatte hinüber, auf welcher er hierher gelangen wird.“

Lord Burleigh antwortete hierauf Nichts, schritt vielmehr ruhig und gemessen einige Male sein Cabinet auf und nieder, blieb dann vor Tirado stehen, und sagte: „Die Sache ist angethan, sogleich vor meine gnädige Gebieterin gebracht zu werden. Gehet jetzt, ich werde Euch wieder zu mir bescheiden lassen. Wohin werdet Ihr Euch jetzt begeben?“

„In das Haus eines Gastfreundes, des Kaufmanns Zoega in der Basinghallstraße der City. Vielleicht hat dieser die Ehre, von Eurer Lordschaft gekannt zu sein.“

Der Lord nickte. „Und meine Reisegefährten und Matrosen?“ Der Lord antwortete: „Ihr werdet selbst einsehen, daß ich den Befehlen der Königin nicht vorgreifen darf; sie müssen vorerst verbleiben, wo sie sind.“

Tirado verbeugte sich, und verließ das Cabinet. Eine Stunde später befand er sich in dem Hause seines Gastfreundes, mit Herzlichkeit willkommen geheißen. Espinosa de Zoega war der Enkel eines Spaniers, der sich in London niedergelassen und ein renommirtes Kaufhaus gegründet hatte. Es war dasselbe Haus, zu dem das Vermögen der Familie Tirado vor ihrer Verfolgung und dem Untergange fast aller ihrer Glieder durch die Inquisition geflüchtet worden, und das dieses treulich verwahrt und gepflegt hatte, bis Jakob Tirado gekommen, es zurückzufordern. Obgleich die Zoega's ihre Erinnerungen und Anhänglichkeit an ihr Ursprungsland im Herzen bewahrt hatten, und treue Katholiken waren, hatten sie doch den Geist in sich aufgenommen, der in England heimisch war, befanden sich überall auf der patriotischen Seite dieser

Nation und hatten auch ihren Namen der englischen Mundart anbequemt. Als tüchtige Geschäftsmänner hielten sie sich möglichst fern von allen politischen und religiösen Streitigkeiten, und war es ihnen so gelungen, ungefährdet die furchtbaren Stürme zu bestehen, welche die Reformation Heinrich's VIII., die Regierung der katholischen Maria und die Thronbesteigung Elisabeth's hervorgebracht hatten. Gewissenhaft streng innerhalb der Grenzen des kaufmännischen Lebens, konnte auch unter der blutigen Herrschaft der wechselnden Parteien ihnen Niemand Etwas anhaben. So fand denn Tirado schon bei seinem früheren zweimaligen Aufenthalte in England hier eine freundliche Aufnahme, und der Klang der vaterländischen Sprache erweckte bei Espinosa, wenn er auch an Jahren älter war als sein Gast, eine wohlwollende und erhöhte Stimmung, die sich in den Gesprächen mit diesem wie in der Weise seiner Aufnahme kund that.

Das Nachtmahl war eingenommen, und beide Männer saßen bei der Flasche spanischen Sektes in traulicher und ernster Unterhaltung. Espinosa sagte:

„Für Euch Marranos ist England für jetzt, und wer weiß, wie lange noch, keine Zufluchtsstätte. Einzeln und auf einige Zeit lang möget Ihr hier verweilen, aber eine dauernde Heimath könnt Ihr hier nicht finden."

„Ihr habt mir dieses schon früher gesagt, Espinosa," erwiderte Tirado. „Aber habt Ihr Beobachtungen gemacht, die Euch darin bestärkten? Ich weiß, ich kann mit Euch offen sprechen. Denn Ihr selbst habt zu viel Achtung vor Eurem Glauben und habt um seinetwillen schon zu viel erfahren und gelitten, um nicht Achtung vor jeder aufrichtigen Ueberzeugung zu haben, und nicht Jedem zu wünschen, was Ihr Euch selbst wünschet, Sicherheit und Ruhe. Darum: diese Insel hat die ausschließliche Gewalt der katholischen Kirche gebrochen und sich von ihr frei

gemacht, warum sollte sie nun nicht diese Freiheit Allen zu Gute kommen lassen, die sich in ihren Schoß flüchten?"

„Die Antwort auf Eure Frage, Freund, müßtet Ihr Euch doch selbst geben können. Jene Gewalt ward nur durch einen furchtbaren Kampf erschüttert, und hat noch zu viele Parteigänger, um nicht von Zeit zu Zeit sich wieder zu erheben und den Sturm von Neuem heraufzubeschwören. Könnt Ihr Euch also wundern, daß der Sieger dieselbe ausschließliche Gewalt in Anspruch nimmt und unerbittlich Alles von sich stößt und unterdrückt, was sich nicht ihm unbedingt anschließt? Es sind nicht blos die Papisten, wie man sie nennt, welche die anglikanische Kirche fürchtet und niederhält. Tausende wandeln hier umher, welche diese stolze Tochter des Katholizismus nicht minder verurtheilen und hassen als den letzteren, und das Erbtheil, das sie angetreten, als Werk des Teufels verfluchen. Mit dem Tode der blutigen Maria sind sie aus Deutschland und der Schweiz zurückgekehrt, und sehen finster und racheschnaubend auf den Pomp und die Macht, mit welchen die neue Kirche hier zu Lande sich umgeben hat. Die Bischöfe, das Chorhemd, die Kniebeugung, die Todtenbeichte, die neununddreißig Artikel sind ihnen Gegenstände der Verketzerung, und wehe, wenn sie dereinst die Obmacht gewännen — dann würde das Schwert eine reiche Saat auf dieser Insel finden und einernten. Wie wollt Ihr also Duldung und Glaubensfreiheit in solchen aufgeregten Massen suchen, in denen der Nachbar dem Nachbar nicht traut und die Luft des Daseins nicht gönnt? Das Erscheinen der Marranos würde von jeder Partei als eine Beeinträchtigung ihrer selbst, die Niederlassung der Juden als ein neues Erzeugniß des Satans, um dieses Eiland für seine Hölle zu gewinnen, angesehen werden, und leicht wie ein Funke das angefüllte Pulverfaß entzünden."

„Ihr habt gewiß Recht, Espinosa, wenn wir auf den unruhigen und gewaltthätigen Pöbel blicken. Aber die hochherzige und kluge Königin wird doch wohl anders denken, und sie hält sichtbar zu fest die Zügel der Regierung in ihrer Hand, und weiß den ungeschlachten Haufen in zu strengem Gehorsam zu halten, um nicht von ihr unter günstigen Umständen Besseres zu erwarten; von den vielen großen und freisinnigen Männern zu schweigen, welche das Glück und Ansehen dieses Staates von Tag zu Tag mehr in die Höhe zu bringen verstehen.“

„Ob Elisabeth hochherzig, ich will es nicht verneinen; sie hat wohl ihre guten Stunden. Aber sicherlich ist sie noch viel mehr klug. Sie versteht es, alle diese Parteien im Zaume zu halten, aber nur, indem sie keine die andere vernichten, sondern alle innerhalb der Schranken bestehen läßt, welche ihnen einmal angewiesen sind, und jede Ueberschreitung unnachsichtlich bestraft. Sie verfolgt weder die Papisten noch die Puritaner, aber sie erhält den Anglikanern ihre Vorrechte. Das wissen und fühlen Alle, und glauben in der Königin ihre eigene Existenz gewährleistet. Von außen wie von innen sind die Gefahren so groß, daß nur die Erhaltung der Königin diesen Staat zu erhalten und zu schützen scheint. Darum betet der Puritaner in den Höhlen des Gefängnisses zu Gott für das Wohl der Königin, und jener rundgeschorene Querkopf, dem für eine Uebertretung des Friedens die linke Hand auf dem Blocke abgehauen worden ist, erhob die Rechte und schüttelte sie und rief: „Gott segne die Königin!“ ... Aber, Tirado, das geht doch Alles nur bis zu einem gewissen Punkt. Wird dieser überschritten, so hört es mit Gehorsam und Ordnung auf. Habt Ihr nicht gehört von dem Vorgange im vorigen Jahre? Die Regierung der Königin hatte es sich gestattet, ihre Rechte zu mißbrauchen und den Freiheiten unseres Landes zu nahe zu treten. Es wurden

Handelsmonopolien verkauft und verschenkt. Alle Gegenstände des Handels wurden zu Privilegien Einzelner gestempelt, der Verkehr dadurch außerordentlich gehemmt, alle Waaren zu unerschwinglichen Preisen hinaufgeschraubt. Der Unwille im Volke ward allgemein, und als das Parlament versammelt war, entging der Wagen des Grafen Leicester mit großer Noth dem zusammengerotteten Volke, das ihn zertrümmern wollte. Die Königin war einsichtsvoll genug, das Unrecht ihrer Räthe einzusehen, stellte sich selbst an die Spitze der Gegner, dankte den Gemeinen für ihre Sorgfalt für das Volkswohl und schaffte jenes Vorrecht der Krone ab. Der Jubel des Volkes war allgemein, und diejenigen wurden beschämt, welche darin eine Verringerung der königlichen Macht hatten sehen wollen. In der That wurde der Königin diese Nachgiebigkeit zehnfach vergolten; aber der Einsichtsvolle erkennt doch darin die Grenze der königlichen Macht, und wie diese nicht einzuführen vermag, was dem Geiste und den Leidenschaften des Volkes völlig widerspricht. Und dann, Freund, glaubt mir, der seine Beobachtungen lange und ruhig gemacht, diese schroffen Parteien, die sich nur vor der gleich schlauen wie kräftigen Elisabeth beugen, diese unausgefochtenen Kämpfe, in denen noch Niemand Sieger, Niemand Besiegter gewesen — sie werden diesem Lande noch schwere Zeiten, große Stürme bereiten, bis sie sich auseinander gesetzt — wohl dem, der sie nicht mehr erlebt! Zu friedlichem Dasein ist diese Insel noch lange nicht bestimmt!“ . . .

Tirado hatte diesen Worten ein aufmerksames Ohr geschenkt; er verlor sich in tiefes Sinnen, und schwieg. Da schreckte ein lautes Pochen an das Thor des Hauses die beiden Männer auf. Als es sich wiederholte, sprang Espinosa auf, um nach der Ursache zu fragen, als sich schon die Thüre öffnete, und ein Offizier des königlichen

Hauses hereintrat. Höflich fragte er nach dem Kapitain Tirado, und als dieser sich ihm vorgestellt, ersuchte er ihn im Auftrage des Lord Burleigh, ihm zu folgen und zwar auf der Stelle. Tirado verabschiedete sich von seinem Gastfreunde und trat mit dem Beamten auf die Straße hinaus. Ein Mann mit einer brennenden Fackel schritt ihnen voran, aber Tirado's schneller Blick erkannte auch zwei Bewaffnete, die ihnen folgten. Dies brauchte jedoch in jener Zeit noch keine Besorgniß einzuflößen. Eine Beleuchtung der Straßen kannte man damals noch nicht, und wenn die Schatten der Nacht sich auf die Straßen niedergelassen hatten, trieb sich so viel verbrecherisches Volk umher, daß man ohne bewaffnete Begleiter den größten Gefahren ausgesetzt war. Tirado begann daher eine leichte Unterhaltung, auf welche der Offizier freundlich einging. So durchschritten sie lange, breite, krumme und schmale Straßen und Gassen, und selbst wenn Tirado besser Bescheid in London gewußt hätte, würde es ihm kaum geglückt sein, zu erkennen, welche Wege er passirte und wohin sie führten. Das grelle Licht der Fackel verstärkte nur die Finsterniß rings umher. Plötzlich standen sie am Rande eines breiten, wassergefüllten Grabens. Einer ihrer Begleiter ließ aus einem Horn ein Signal ertönen. Eine Zugbrücke fiel rasselnd nieder, ein Fallgitter fuhr rasselnd in die Höhe. Sie schritten durch ein gewölbtes Thor und gelangten in einen weiten Hof, in welchem mächtige Bauwerke mit altersgrauen, dicken Mauern nach und nach erkennbar wurden. Der Offizier wandte sich nach einer kleinen, verschlossenen Pforte, an die er pochte. Sie sprang auf, und zeigte einen hell beleuchteten Gang, von welchem eine schmale Steintreppe in die Höhe führte. Nachdem sie oben einen Corridor durchschritten hatten, öffnete der Beamte eine breite, mit Schnitzwerk geschmückte Thüre, und sie traten in ein geräumiges und gut meublirtes Gemach.

Die Frage: „Wo bin ich?“ schwebte noch auf den Lippen Tirado's, als der Offizier sich zu ihm wandte und mit ernstem, aber nicht strengem Tone sprach: „Kapitain, auf Befehl der Königin seid Ihr Gefangener; Ihr befindet Euch im — Tower, und ich muß Euch um Euren Degen bitten.“

Ein namenloses Erstaunen fesselte den Fuß Tirado's. Mechanisch griff er nach seinem Degen und übergab ihn dem Offizier. Als er sich in Etwas gefaßt und um die Ursache seiner Verhaftung fragen wollte, war jener schon verschwunden. Die Thüre schloß sich hinter ihm und ein Riegel wurde vorgeschoben.

Es währte lange, ehe Tirado zu klarer Besinnung kam. Es war so unvermuthet, so wider alle seine Erwartungen und Ansichten plötzlich über ihn gekommen, daß es wie ein Labyrinth vor ihm lag, aus dem ihn kein Faden der Gedanken hinauszuleiten vermochte. Warum dies? Weshalb? Was habe ich zu erwarten? Was will man von mir und mit mir? Alle diese Fragen bestürmten seinen Geist, und keine wußte er zu beantworten. Nur das fühlte er heraus, daß eine Elisabeth nicht einer Laune, nicht einer Intrigue eine solche Handlung entspringen ließ, sondern einer bestimmten und bewußten Absicht. Und da er diese nicht kannte, vermochte er auch ihre Tragweite nicht zu ermessen, nicht den Zweck und die Dauer dieser Haft, und seine geschäftige Einbildungskraft malte ihm nur um so dunklere Bilder vor. Seine fast gänzliche Verlassenheit, da ihn in diesem Lande außer Zoega fast Niemand kannte, die Trennung von Marie Nunes, der er nun gänzlich fern bleiben mußte, da sie nicht einmal von seinem Aufenthaltsorte wissen konnte, die Vernichtung aller seiner Pläne, die er jetzt nicht mehr zu verfolgen, besonders, daß er auch mit seinen wichtigen Nachrichten aus Spanien nicht hervorzutreten vermochte, alles Dies stellte

sich ihm in verzweiflungsvoller Entschiedenheit vor die Seele. Das Wort „im Tower" klang ihm gellend in die Ohren. So viele traurige, blutige Erinnerungen hafteten an diesen Mauern, so viele Geister frevelhaft Ermordeter wandelten durch diese Räume und Gänge, daß der Name dieser alten Veste nur Schrecken und Todesängste in die Brust warf . . .

Doch hatte Tirado nicht noch ganz andere Kerker gesehen, in ganz anderen Zellen geschmachtet, und das Henkerbeil der Inquisition über seinem Nacken schweben gefühlt, und Gottes Gnadenhand hatte jene geöffnet und dieses zurückgehalten? Dieser Gedanke, ein Blick in dem erhellten und freundlich ausgestatteten Gemache umher, die Erinnerung, daß eine Elisabeth, nicht ein Philipp, sein Geschick in Händen hätte, beruhigten ihn allmählich, brachten eine gewisse Zuversicht in seine Seele zurück und ließen ihn den Ausgang dieser Dinge muthig erwarten.

Lord Burleigh war nach Whitehall geeilt, der Königin Bericht zu erstatten. Es war ihm daran gelegen, Andern zuvorzukommen, welche von der Ankunft des portugiesischen Schiffes gehört hätten. Denn er wußte, wie viel bei Elisabeth auf den ersten Eindruck ankomme, und wie sehr sie sich, gleich ihrem Vater, Heinrich VIII., von einer einmal gefaßten Meinung leiten lasse. Dabei liebte Elisabeth Neuigkeiten, und hatte überall ihre Kundschafter, die ihr von allen Vorfällen Mittheilung machen mußten. Elisabeth verstand die Männer, die sie in ihren engeren Rath gezogen, genau zu beurtheilen und richtig zu behandeln. Vor Allem war es ihr ein Bedürfniß, sich nicht allein als Königin, sondern auch als Weib huldigen zu lassen, und obschon sie jetzt weit über die Jugend hinaus war, alle Fülle verloren und sich ihre schlanke Gestalt bereits etwas nach vorn gebeugt hatte, und die scharfen Züge ihres Gesichtes, die Geiernase und das zurückgetretene Kinn ihr

zwar nicht den Ausdruck des Adels und der Hoheit, der mächtig aus den großen, blauen Augen strömte, wohl aber alle Schönheit und Anmuth genommen, lauschte sie doch gern der süßen Schmeichelei der Bewunderung, und verlangte sie von Allen, die vor sie traten. Dies machte ihr den Grafen Leicester so theuer, so unentbehrlich, daß sie ihn trotz vieler Verirrungen nicht von sich ließ und ihm selbst die Kränkungen verzieh, die ihrem Herzen sein Lebenswandel oft genug bereitete. Eine alleinige Ausnahme hiervon machte der ernste und wortkarge Lord Burleigh, dessen Rath und Thatkraft sie aber so hoch schätzte, daß sie ihm den Mangel an Courtoisie unbeirrt nachsah. Sie nannte ihn deshalb ihren Bären, wie sie den Grafen Leicester, in der damals beliebten Sprachweise, ihren schlanken Hirsch nannte, der bald mit leichtem Fuße durch die Gebüsche hüpfe, bald stolz als Zwölfender aus dem Walde trete und die Blumen der Wiese zerstampfe.

Als Lord Burleigh in das Gemach der Königin trat, lächelte sie ihm entgegen. „Ah, Mylord mit der Amtsmiene, Du kommst doch zu spät; Du magst mir Glück wünschen zu dem ersten Schiffe, das Unsere siegreiche Flotte als Trophäe in den Hafen von London gesendet; denn die Nachricht ist schon längst zu mir gedrungen.“

„Ach, Majestät, es thut mir leid, Euren Triumph über mich vermindern zu müssen. Denn ich bringe Euch, erhabene Gebieterin, doch eine Kunde, die viel mehr werth ist. In wenigen Tagen wird der Herzog von Devonshire zurückkehren mit einer gewonnenen spanischen Corvette.“

„Gott's Wunder!“ rief die Königin aus und klatschte in die Hände, „eine spanische Corvette! Ach, hätte das mein lieber, armer John erlebt, daß sein leichtfertiger Wildfang von einem Sohn zu einem solchen Helden werde! Siehst Du, Mylord, da triumphire ich doch, denn Du warst gegen seine Ernennung zum Führer meiner schönen

Fregatte Velocitas. Aber nun soll ihm auch ein guter Empfang und ein reicher Lohn werden!"

„Aber das ist noch nicht Alles, meine Königin. Der portugiesische Kapitain, dessen Schiff eben angekommen, hatte den flüchtigen König von Portugal, Dom Antonio, an Bord, um ihn geraden Weges hierher zu den Stufen des Thrones Eurer Majestät zu bringen. Der Herzog von Devonshire hat es für angemessen erachtet, ihn auf Eure Majestät Fregatte zu nehmen."

Elisabeth war auf diese Nachricht ernst, sehr ernst geworden. Sie ließ sich das Nähere in kurzen Worten von Lord Burleigh berichten. Sie ging sinnend einige Schritte auf und nieder, und sprach dann mit blitzenden Augen zu ihrem Großsiegelbewahrer: „Wie hat sich dieser armselige Portugiese unterfangen können, einen entthronten König gerade zu Uns zu bringen? Wer hat ihn hierzu beauftragt? Von wem hat er die Erlaubniß erhalten? Wie konnte er es wagen, ungefragt Uns zu Unseren anderweitigen großen Lasten noch einen solchen Prätendenten aufzubürden? Diese Vermessenheit darf nicht ungeahndet bleiben. Es greift zu tief in Unsere Politik ein, berührt und verändert Unsere Stellung, und legt Uns Pflichten auf, die Uns unangenehm sind und sehr viel kosten können. In den Tower mit dem frechen Kapitain, in den Tower, sage ich, und Du stehst mir dafür, Lord Burleigh, daß mein Befehl sofort ausgeführt wird."

Der Großsiegelbewahrer sah seine Königin verwundert an, denn er wußte, wenn Elisabeth so sprach und so aussah, durfte ihr Niemand widersprechen, und doch waren ihm die eigentlichen Motive dieses Verfahrens unklar. Die Königin gewahrte dies, und in etwas milderem Tone fuhr sie fort: „Hah, Bär, Du brummst. Schadet nichts, bei meinem Befehle bleibt es, aber daß Niemand auch nur ein Wort davon zu hören bekommt! Der spanische Ge-

sandte wird bald genug hier sein, und wieder mit Protesten, Gesuchen, Depeschen, Drohungen auf Uns losdringen. Wir müssen ihm einige Genugthuung geben, Etwas im Voraus thun, worauf Wir als Zeichen Unserer Mißbilligung verweisen können. Wir behalten dennoch freie Hand. Die Nachricht, die Du Uns gebracht, Mylord, ist von großer Wichtigkeit, und Du wirst auf morgen meinen Geheimen Rath versammeln, daß ich die Ansichten der Herren höre, wie Wir Dom Antonio aufnehmen, und wie Wir Uns seinetwegen verhalten wollen. Vergiß nicht, morgen um drei Uhr. Bringe eine ausführliche Relation mit, die Du Uns im versammelten Rathe vorlegen magst. Wohin hat sich der portugiesische Kapitain begeben? Oder hast Du ihn bei Dir zurückbehalten?"

„Er wollte sich nach dem Hause Zoega begeben; ich ließ einen meiner Leute ihm folgen, um dessen gewiß zu sein, und er befindet sich wirklich daselbst."

„Zoega . . ." murmelte Elisabeth vor sich hin; „das sind ehrliche, brave Menschen, die Uns zu Zeiten gute Dienste geleistet. Aber es sind Papisten, und denen ist niemals ganz zu trauen; sie warten nur auf eine günstige Stunde, wo sie ihre Streiche mit Sicherheit führen können. Siehst Du, Burleigh, da hat sich Deine weise Besonnenheit doch einmal wieder geirrt. Du hättest den Vogel bei den Flügeln halten sollen; jetzt könnte das Nest schon leer sein. Du wirst also sofort ihn ergreifen lassen. Aber," fügte sie freundlich hinzu, „gieb ihm ein anständiges Gefängniß, ein Gemach über der Erde, Du weißt schon; laß ihn höflich behandeln; er soll es bequem haben als mein Gast. Wir werden ihn brauchen können, und da darf er nicht zu viel sich zu beklagen haben."

Sie reichte dem Lord die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

XIV.

Vergebens wartete Zoega auf die Rückkehr Tirado's. Als dieser nicht wieder erschien, machte sich Zoega am andern Morgen selbst auf, um bei Lord Burleigh zu erfahren, wo sein Freund hingerathen. Er erhielt von dem Staatsmanne eine so zweideutige Antwort, daß er die Wahrheit wohl ahnen, aber nicht wissen konnte. Der Kaufmann hielt es daher für rathsam, nicht weiter zu forschen, und da Tirado noch Niemanden in London außerdem gesprochen hatte, so blieb sein Aufenthaltsort ein Geheimniß. Weniger glückte es mit dem Absperren der Caravalle. Es mußten frische Vorräthe an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen an Bord geschafft werden, und dies gab Gelegenheit genug, zwischen den Matrosen und den Leuten, welche jene an Bord brachten, Plaudereien zu veranlassen. Damals, wo es noch keine Zeitungen gab, welche täglich ein paar Mal Alles veröffentlichen, was geschieht, was die Leser interessirt und nicht interessirt, war die Welt nicht um ein Haar weniger neugierig als jetzt, und die mündliche Ueberlieferung stand in um so höherem Werthe und wurde um so eifriger betrieben. Es gab Zwischenträger, die sich ein Gewerbe daraus machten, Neuigkeiten zu erfahren und in aller Weise zu verbreiten, wobei dann auch Konsistenteres wie eine Flasche Ale, ein Frühstück oder Mittagsbrod für sie

abfiel. Jedes ankommende Schiff war für diese Leute ein Wallfahrtsort, nach welchem sie sich unter allen erdenklichen Vorwänden drängten, wobei sie selbst mancherlei Verkleidungen nicht scheuten. War nun ein solches gar mit Geheimnissen umgeben, so ward es der Gegenstand des höchsten Verlangens, des unüberwindlichsten Eifers, bis die dunkle Hülle vor den Augen der Wahrheitsforscher gefallen. Daß die fremden Gesandten es auf solche Kundschafter am ehesten absahen und dergleichen in ihrem Solde hatten, kann man voraussetzen. Es lag in ihrem Geschäfte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Sage von dem, wie es sich eigentlich mit jenem portugiesischen Fahrzeug verhalte, das draußen in der Themse abgeschlossen vom Ufer lag, sich bald verbreitet hatte und vielleicht zuerst der spanische Gesandte, Herzog von Ossunna, davon vernahm. Die Voraussicht Elisabeth's erfüllte sich daher schon am andern Morgen und der eben genannte Herzog bestürmte den Großsiegelbewahrer mit Protesten und Zurückforderungen, und ließ nicht undeutlich verstehen, daß eine Anerkennung und Aufnahme des portugiesischen Prätendenten von seinem Hofe als ein casus belli angesehen werden möchte. Lord Burleigh dankte es daher im Stillen seiner klugen Königin, ihm ein Mittel gegeben zu haben, den Gesandten zu beschwichtigen, ohne ihm auch nur einen Finger breit Zugeständniß zu machen. Er wies auf die Gefangennehmung des Schiffskapitains als einen Beleg hin, mit welcher Vorsicht seine Regierung diese verwickelte Angelegenheit aufnehme, welche Bedeutung sie ihr beilege und wie sie dieselbe wahrscheinlich im Sinne der spanischen Regierung erledigen werde.

Um so wichtiger mußte die Sitzung des Geheimen Rathes an diesem Tage erscheinen. Lord Burleigh sah ein, daß die Stellung zu Spanien bereits seit längerer Zeit durch mancherlei Händel, durch die beiderseitige Unterstützung

ihrer Feinde, durch die Ablehnung der Bewerbung Philipp's um die Hand Elisabeth's und dergleichen mehr erschüttert, jetzt an einen Wendepunkt gekommen. Er selbst, im Herzen den Puritanern zugeneigt, war stets ein entschiedener Gegner Spaniens und hatte seit lange für den offenen Kampf mit dieser Macht gestimmt — Grund genug für Graf Leicester, der religiöse und kirchliche Gegenstände mit Gleichgültigkeit, ja mit Spott ansah, und seine Partei, sich mit aller Macht dagegen zu stemmen und einen Stein des Anstoßes nach dem andern, so gut es ging, bei Seite zu schieben. Es galt daher heute eine Entscheidungsschlacht nach innen und nach außen.

Zur festgesetzten Zeit versammelte sich der Geheime Rath und harrte des Erscheinens der Königin. Diese, streng pünktlich in allen Staatsgeschäften, ließ auch nicht lange auf sich warten, und eröffnete die Sitzung. Sie forderte Lord Burleigh auf, seine Relation über den vorliegenden Gegenstand zu verlesen, und er that dies mit der Bündigkeit und dem Applomb, welche ihm eigen waren. Elisabeth nickte ihm beifällig zu und forderte ihn auf, nunmehr auch seine Ansicht auszusprechen und einen Antrag daran zu knüpfen. „Mylords," sagte sie, „Ihr werdet einsehen, daß Uns zwar eine doppelte Frage vorliegt, die aber im Grunde doch nur eine und dieselbe ist. Wir müssen Uns entscheiden, ob Wir den portugiesischen Prätendenten in seinen Rechten als König des Uns verbündeten Landes anerkennen und mit königlichen Ehren empfangen wollen, und ob derselbe einen thatkräftigen Schutz und die möglichste Unterstützung zur Wiedererlangung seines Thrones von Uns erhalten solle. Aber Ihr werdet Alle fühlen, daß es Unserem königlichen Herzen nicht anstehen werde, ihm die erstere zu gewähren und den letzteren zu versagen. Und darum sind beide Fragen doch nur eine." Sie sagte diese Worte mit einem erkün-

stelten Tone der Rührung, von einem schlauen Blick aus ihren blauen Augen begleitet, daß ihre erprobten Höflinge wohl verstanden, woran sie mit dieser zur Schau getragenen Logik wären.

Lord Burleigh nahm aber hiervon wenig Notiz, und erhob sich mit aller Würde und Kraft, die ihm zu Gebote standen. Er entwickelte die Gründe für die Anerkennung Dom Antonio's von allen Seiten, immer voraussetzend, daß ein Bruch mit Spanien hiermit unvermeidlich sei. Was die Rechtsansprüche beträfe, so seien sie durch die Huldigung des portugiesischen Volkes genugsam entschieden. War der Widerstand nicht kräftig genug, so lag dies an der erbärmlichen Regierung, die vorangegangen, die völlig müßig gewesen, während Philipp ein furchtbares Heer an der Grenze längst aufgestellt hatte. Falle Portugal in die Hände Spaniens, so habe England einen treuen Bundesgenossen verloren und Philipp einen bedeutenden Machtzuwachs erlangt, ein doppelter Nachtheil für Britannien. Der Kampf sei unvermeidlich. Die erhabene Königin von England habe sich zu sehr als Hort aller Anhänger der gereinigten Lehre in Europa, Philipp zu sehr als der unbedingte Vorkämpfer des Papstthumes erwiesen, als daß der furchtbare Zusammenstoß ausbleiben könnte. Philipp sei hierbei jedenfalls der angreifende Theil. Er habe geschworen, alle Andersgläubigen als verdammte Ketzer auszurotten, und besonders England, einst das schönste Kleinod in der dreifachen Krone des Papstes, diesem wieder zu unterwerfen, und müßte es mit Blut überschwemmt werden. Philipp sei es, der unaufhörlich die Irländer zum Aufstande hetze, sie mit Waffen und Munition unterstütze und ihnen die Landung eines spanischen Heeres für baldige Zeit verheißen habe. Es lägen die Beweise vor, daß die Zurüstungen in Cadix bereits getroffen würden. Philipp sei es, der die Widersetzlichkeit der

Papisten in Schottland nähre, alle schottischen Aufrührer mit Geld unterstütze und seine Emissäre bis in die Schluchten des Hochlandes sende, um die Clans zur Erhebung der Waffen gegen ihren angestammten Herrn und gegen England zu bewegen. In diesem gesegneten Lande selbst stehe er mit den Katholischen in heimlicher Verbindung und unterwühle durch seine Ränke den ganzen Boden, auf welchem der strahlende Thron der jungfräulichen Königin stehe. Man dürfe daher nicht warten, bis Spanien mit allen seinen übrigen Feinden Frieden geschlossen, wie dies binnen Kurzem geschehen sein werde, die Niederlande zu Boden geworfen, was in naher Aussicht stehe, und seine ganze riesige Macht gegen dieses gesegnete Inselreich vereinigen werde. Er stimme daher mit ganzer Seele für die volle Anerkennung des Königs von Portugal und für den Angriff auf Spanien in diesem usurpirten Lande. Die britische Nation würde ihre Aufgabe glücklich lösen: Gott segne die Königin!"

Diese mannhafte Rede machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck; bald aber erhob sich Graf Leicester und sprach ungefähr: „Er müsse sich geradezu gegen ein Unternehmen erklären, welches England in einen Kampf stürzen würde, dessen Ende nicht abzusehen. Die Rechtsansprüche des Priors von Crato seien durchaus zweideutiger Art. Das flüchtige Zujauchzen einer kopflosen Menge habe keine Bedeutung für ihn, sondern ein Rechtsanspruch sei nur nach legitimen Pergamenten zu beurtheilen, nicht nach Angaben ungewisser Natur." Bei diesen Worten fiel ein scharfer Blick von Seiten der Königin auf den Redner, denn dieser hatte damit unbedacht den Schatten berührt, der auf die Rechte Elisabeth's in sehr ähnlicher Weise fiel. Er erblaßte, denn er fühlte schnell, welchen Fehler er begangen, und suchte ihn mit einer um so erhobeneren Stimme und hochklingenderen Worten zu verdecken. „Wie," rief

er aus, „will man das große Segenswerk, das die Hand unserer erhabenen Königin in ihrer Weisheit und Thatkraft allein zu Stande gebracht hat, diesen Frieden aller Parteien, aller Glaubensmeinungen, wieder in Gefahr bringen? Alle Gründe, die der edle Lord aufgeführt hat, sprechen geradezu gegen seine Meinung. Sobald der Krieg gegen Spanien erklärt ist, wird der Papst alle seine Bannflüche loslassen und die katholischen Unterthanen Ihrer Majestät von dem Eide der Treue entbinden und sie zum verzweifelten Aufstande auffordern; die Spanier werden in Irland landen und den Brand auf dieser Insel entzünden; die schottischen Räuber werden in Scharen über unsere Nordgrenze einfallen und die Verwüstung mitten in das Herz unseres Vaterlandes tragen. Ich weiß es, glänzend wird auch aus diesem Kampfe das Scepter unserer erhabenen Königin hervorgehen und alle seine Feinde zerschmettern. Wir werden ihren Thron umringen und mit unseren Schwertern decken, von denen getroffen, alle unsere Gegner verbluten werden. Aber wozu diesen Kampf hervorrufen, bevor er nothwendig? Wozu von den Tafeln der Geschichte, auf welche die Größe Englands, die ihm Elisabeth geschaffen hat, verzeichnet ist, auch nur Eine mit Blut zu beschreiben? Man hat sich gewöhnt, mir Leichtsinn und Leichtfertigkeit nachzureden — aber ich frage, wer ist der Leichtsinnige, wenn nicht der, welcher uns Kopf über in einen Krieg um unsere Existenz hineinstürzt, selbst bevor die nöthigen Rüstungen gemacht worden sind. Ich stimme also dafür, diesen flüchtigen Mann fallen zu lassen, der sich keine Woche in seinem Lande zu erhalten verstand. Nicht wir wollen den Vorwurf auf uns laden, den Krieg hervorgerufen zu haben. Kann er dereinst nicht vermieden werden, so werden wir ihn um desto siegreicher bestehen, je mehr das Unrecht auf Seiten des Gegners liegt."

So sprach Graf Leicester und führte es mit vielen, theils bilderreichen, theils spitzen Worten aus. Lord Burleigh blieb ihm Nichts schuldig, und erwiderte: „Es ist die Frage, ob das wirklich Leichtsinn ist, wenn nach besonnener Ueberlegung der rechte Zeitpunkt zum Kampfe gewählt wird, oder wenn man in den Tag hineinlebt und von einem zum andern verschiebt, was doch nicht ausbleiben kann. Uebrigens begreife ich, daß der die Schrecken des Krieges fürchtet, welcher bisher immer die Trompeten seines Heeres nur zum Rückzuge blasen hörte."

Das war ein scharfer Hieb auf die kriegerischen Thaten des Grafen. Er biß sich auf die Lippen und erwiderte mit scharfem Tone: „Ei freilich, die Herren Federfuchser haben es bequem, den Krieg zu dekretiren, dessen Strapazen und Nöthen, dessen wechselndes Glück sie nicht erfahren!"

„Die Herren Federfuchser," lautete die Antwort, „müssen sehr oft wieder gut machen, was die Helden an der Spitze ihrer flüchtigen Truppen schlimm gemacht. Uebrigens steht es nicht gut an, auf Revolutionäre zu schimpfen und die Legitimität zu verfechten, wenn man gern einmal das gefürstete Haupt der Aufständischen geworden wäre; es sieht dann aus, als ob man diesen nachtrage, daß sie uns abgewiesen, besser abgeschüttelt haben."

Dies war zu viel für einen wunden Fleck in der Vergangenheit des Grafen Leicester. Dieser sprang von seinem Sitze auf, und sein schönes, sonst so ebenmäßiges und lächelndes Angesicht zeigte sich dermaßen von Leidenschaften verzerrt, von Zorn entflammt, daß das Schlimmste zu erwarten stand. Die Königin, die an Wortgefechten vielen Gefallen fand und deren Augen bei diesem Kampfe ihrer Günstlinge vor Vergnügen funkelten, schlug jetzt mit der Hand leicht auf die Tafel und erhob ihre klangvolle Stimme, die einen imponirenden Nachdruck anzunehmen

verstand. „Mylord Burleigh und Graf Leicester," sprach sie, „ich habe Eure Meinungen nun genugsam kennen gelernt, und möchte nun auch die Ansichten meiner anderen weisen Räthe vernehmen; Lord Grey von Bilton, sprechet jetzt Ihr, was Ihr von der Sache denkt."

Die Worte der Königin waren so entschieden, daß selbst der jähzornige Graf ihnen gehorchen mußte. Er ließ sich nieder und schwieg. Aber wenn Blicke durchbohren könnten, so würde an diesem Tage Lord Burleigh nicht nach seinem Hotel zurückgekehrt sein. Lord Grey nahm das Wort: „Ich fürchte, gnädige Königin, wenn Ew. Majestät Dom Antonio jetzt nicht anerkennt, so hat sie dieses nützliche Werkzeug auf immer aus den Händen gegegeben. Spielen wir dasselbe Spiel, wie König Philipp gegen uns. Er sucht Verschworene und Bundesgenossen in unserem Lande, nehmen wir seine erzwungenen Unterthanen zu Hülfe, um den Krieg auf die pyrenäische Halbinsel zu übertragen. Eine Nichtanerkennung Antonio's wäre eine Anerkennung der Rechte Philipp's."

Hiergegen erhob sich der Ritter Francis Knollis: „England ist eine Insel, und kann sich daher nicht an seinen Grenzen vergrößern wie Spanien, Frankreich und andere Staaten. Wir müssen Besitzungen jenseits des Meeres suchen. Erkennen wir Dom Antonio an, so haben wir nicht das Recht, in die portugiesischen Kolonien einzufallen und sie uns zu Eigen zu machen, da sie dann zu den Besitzungen unseres Verbündeten gehörten."

„Ich möchte das Gegentheil behaupten," wandte der tapfere John Norris ein. „Da die Spanier sie jetzt besetzt halten und sie der spanischen Krone gehuldigt haben, sind wir verpflichtet, sie dem Feinde zu entreißen, und können uns bei dem künftigen Friedensschlusse einen nicht unbeträchtlichen Theil als Entschädigung für unsere guten Dienste ausmachen."

„Ei, meine Herren," warf lächelnd Elisabeth ein, „da wären Wir ja bereits wieder beim Friedensschlusse angelangt und beriethen dessen Präliminarien, bevor Wir noch zu dem Entschlusse gekommen, Uns zum Kriege zu rüsten. Ich danke Euch Allen für Euren offenen und guten Rath und möchte zum Schlusse nur noch diesen schweigsamen William Rogers hören. Willst Du Uns denn ganz Deines Beistandes berauben und Deine Weisheit ganz für Dich behalten, wackerer Rogers? Oder läßt Du Uns hier im Schweiße Unseres Angesichts streiten und denkst dabei nur an die Kniffe und Listen, mit welchen Du auf der nächsten Jagd den Fuchs ganz sicher aus dem Loche bringen willst?"

Sie hatte sich hierbei zu dem Angeredeten hingewendet und lächelte ihm mit einer schlauen Miene zu, der bis jetzt allerdings der heftigen Debatte schweigend, wenn auch mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war. Jetzt erwiderte er: „Ach, erhabene Königin, mögen alle Eure Gegner so gewiß in ihren eigenen Löchern verenden, wie es mit denen geschieht, die um Rogerstown ihre rothen Schwänze auf der Erde schleifen lassen. Was aber die Sache betrifft, die hier verhandelt wird, so habe ich das Herzeleid, daß ich nicht einmal mit Ew. Majestät übereinstimme. Ich mag ein Fuchs werden, wenn ich einsehe, warum meine Königin ihrem großmüthigen Herzen nicht folgen und jenem guten, vertriebenen Manne nicht alle Ehre anthun solle, ohne es nicht in ihrer Hand zu behalten, wann und wie sie ihm helfen wolle. Mag Beides immerhin Eines sein, wie Ew. Majestät gesagt, aber in der Zeit kann es sehr weit von einander liegen, und habet Ihr dann einen Stachel mehr für den König Philipp, mit dem Ihr ihm so lange drohen könnet, bis es Euch gefällt, ihn in seine schwächste Seite einzuschlagen."

Elisabeth lachte hell auf, als ob sie nun endlich vernommen hätte, was sie von Anfang an hören gewollt, und was jene Streithähne um ihres persönlichen Kampfes willen übersehen hatten. „Gott's Wunder," rief sie aus, „Du hast schon wieder einmal das Schlüsselloch getroffen, das meine weisen Räthe vergebens gesucht. Du hast Recht, Lord Burleigh, Wir müssen dem Könige von Spanien zum Trotz die unzweifelhaften Rechte Dom Antonio's anerkennen. Das Weitere wird sich finden. Wir schrecken vor dem Feinde nicht zurück, und er muß sehen, daß wir ihn nicht fürchten. Das ist vorerst genug. Wir müssen daher Dom Antonio feierlich empfangen, und ihm alle Ehre anthun, ohne ihm das geringste Versprechen zu geben. Ihr werdet aber Alle einverstanden sein, daß dies ein Geschäft ist, wozu allein unser Graf Leicester befähigt ist. Mein lieber Graf, Du allein kannst mit ritterlicher Würde Unsere Person bei dem Könige von Portugal vertreten, und Wir schmeicheln Uns, daß Du dies mit der gewohnten Courtoisie vollbringst, die Dich Uns stets so werth gemacht."

Graf Leicester verbeugte sich. Er war etwas verwirrt, denn es klang ihm aus diesem schmeichelhaften Lobe doch etwas Ironie hervor. Aber es war ihm zu angenehm, überall als der erste Vertreter und vertraute Günstling der Königin vor der Welt zu erscheinen, als daß er nicht, die vorangegangene Aufregung schnell vergessend, sich diesem Auftrage willig unterzogen hätte. Dabei tröstete es ihn nicht wenig, daß auch sein Gegner im Grunde genommen nicht Recht behalten. Er beschloß daher, bei dem Empfange des fremden Gastes den möglichsten Pomp zu entfalten. —

Einige Tage später kam die Nachricht, daß die Velocitas sammt der spanischen Prise die Themse heraufsegle. Es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um sie, sobald sie im Hafen die Anker ausgeworfen, zu empfangen. Die

Königin hatte bestimmt, daß Dom Antonio in das prächtige Montaguehouse aufgenommen werde. Dieser Palast, berühmt wegen seiner Fresken, die von der Hand großer Künstler herrührten und die ganze Bevölkerung des Olymps in den mannigfaltigsten Situationen darstellten, und wegen der glänzenden Ausrüstung an Meublen, Teppichen und Vorhängen, lag nicht weit vom Strande, ein wenig nördlich von Holburne, von einem herrlichen Garten und Park umgeben und doch an Weiden und Kornfelder grenzend, so daß er dem damals vornehmsten Stadtviertel angehörte und trotzdem die Freiheit und die Freuden des Landlebens gewährte. Graf Leicester konnte den erlauchten Gast zu Wasser bis nahe an den Palast bringen, zu dem dann vom Ufer her eine mit Teppichen belegte Straße führen konnte.

Am Morgen des nächsten Tages, nachdem die beiden Schiffe angekommen, fuhr eine kleine Flotille von Yachten zu den Schiffen hin. Alle diese kleinen, bequemen, leichten Fahrzeuge waren mit verschwenderischer Pracht ausgerüstet. In den mannigfaltigsten Formen, mit den buntesten Schnitzereien in kostbaren Hölzern verziert, waren sie mit Teppichen, Baldachinen, Flaggen und Wimpeln in allen Farben behängt, und blitzende metallene Zierrathen überall angebracht. Ebenso waren die Ruderer auf's Feinste und Zierlichste gekleidet, dem Charakter entsprechend, welchen die Form und die Farben der Yacht hatten. Einem Fahrzeuge, welches von einer zahlreichen Musikbande besetzt war, folgte zuerst die Yacht der Königin, in welcher sich der Graf Leicester mit einigen Hofbeamten höheren Ranges befand; hierauf kam die Yacht Leicester's selbst, die an Pracht und reicher Verzierung der königlichen nichts nachgab, von Hausbeamten des Grafen besetzt; und hieran schlossen sich viele Yachten von der Partei Leicester's. Es verstand sich von selbst, daß dieses Schauspiel eine ungemeine Menschenmenge herbeizog, die theils am Ufer

sich drängte, die Strandhäuser bis auf die Dächer besetzte, theils in Kähnen und Nachen aller Art auf dem Flusse sich hin- und herbewegte, und so weit es anging, der Flotille des Grafen folgte. Vor Allem fesselte auch dies Mal die Erscheinung des Grafen die Aufmerksamkeit der Menschen am meisten. Er stand aufrecht auf dem erhöhten Verdeck der königlichen Yacht mit seiner hohen und doch so wohlgebauten Gestalt, welche, obwohl er bereits die Vierzig lange überschritten hatte, weder durch Fülle noch durch Magerkeit gelitten, sondern in fast jugendlicher Frische in der edelsten und gefälligsten Haltung sich auszeichnete. Ganz so zeigte sich sein schönes Antlitz mit den lebhaften und feurigen Augen, mit den ebenmäßigen Zügen und den braunen Locken um die hohe, weiße Stirn. Stolz und Grazie schienen sich um den Vorrang zu streiten, aber es nicht zum Siege zu bringen. Dies wußte der Graf nun durch eine glänzende und doch geschmackvolle Kleidung zu erhöhen. Er war völlig in weiße Seide gekleidet mit violetten Puffen und Schleifen besetzt, und der kurze spanische Mantel hing ihm so majestätisch von der linken Schulter, die Menge der Edelsteine, insbesondere als Agraffe an dem mit einer Reiherfeder geschmückten Barett und an dem Griffe seines Degens, blitzten so weithin, daß der Eindruck einer fast königlichen Würde nicht ausblieb. Dabei war es ein herrlicher Sonnentag, der, ein nicht häufiger Gast am Strande der Themse, Himmel und Erde, den breiten Strom, die zahllosen Schiffe, die schon damals unübersehbare Masse von Häusern und stattlichen Gebäuden verklärte. Alles war voll Jubels, voll hoher Erwartung, voll glücklicher Stimmung. Wie Graf Leicester auf dem Flusse hinunterfuhr, flaggten alle Schiffe, die Matrosen bedeckten die Raaen, und ließen ihr Hurrah! erschallen, und die Kanonen salutirten. Es war ein Getöse und Lärmen, daß selbst das Schmettern der Trompeten und Posaunen

kaum dann und wann sich Bahn brechen und hörbar machen konnte. In dem Augenblicke aber, wo die Flotille neben der Velocitas anlangte, trat ein ehrfurchtsvolles Schweigen ein; es schien, als ob mit dem Blicke nach dem Schiffe und was auf demselben geschehe, alle Seelen gefesselt wären. Auch die Velocitas hatte all' ihren Schmuck angelegt. Die Matrosen und Marinesoldaten standen in Galauniformen aufgepflanzt, und der Herzog von Devonshire mit seinen Offizieren stand an der Falltreppe zum Empfang des königlichen Gesandten. Sobald Graf Leicester die Höhe des Schiffes erreicht hatte, öffneten sich die Thüren der Cajüte und Dom Antonio, gefolgt von Marie Nunes und Manuel, trat auf das Verdeck. Der Erstere war der Veranlassung gemäß in die reiche portugiesische Hoftracht gekleidet, die, obgleich er von den königlichen Insignien Nichts angelegt, doch durch ihre Fremdartigkeit und ihren außerordentlichen Reichthum sehr imponirte. Die Vorstellung geschah durch den Herzog von Devonshire, und wußte Graf Leicester sofort einen so verbindlichen Ton anzuschlagen, daß der unglückliche König sich sehr angenehm davon berührt fühlte. Jetzt wandte sich Leicester zu Marie Nunes, die bis dahin sein Auge kaum gestreift. Wie aber jetzt sein voller Blick auf die herrliche Gestalt und das leuchtende Antlitz der Jungfrau fiel, wirkte diese Erscheinung auf sein noch immer sehr empfängliches Herz dermaßen, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Sie war in eine einfache portugiesische Gewandung gekleidet — denn man hatte nur wenig Gepäck für sie an Bord der Caravalle zu schaffen vermocht — aber diese stand ihr so hinreißend, und war durch die kostbaren Familienkleinodien gehoben, welche Frau Mayor ihrer geliebten Tochter übergeben hatte, daß sie Allen, die sie erschauten, das Gefühl süßer Bewunderung einflößte. Der gewandte Hofmann wußte sich schnell zu fassen und in schmeichel-

hafter Weise, ohne doch die zarte Linie der Ehrfurcht zu überschreiten, seine Aufmerksamkeit der Dame auszudrücken, die ihm als Base des Königs vorgestellt ward, um so mehr überrascht und gefesselt, als er von ihrer Anwesenheit durchaus nichts gewußt hatte. Auch gegen Manuel bezeugte er sich freundlich, und lud nun die Fremden ein, die königliche Yacht zu besteigen. Er führte den König, und so fiel es dem Herzoge zu, Marie Nunes an die Falltreppe zu geleiten. Sie stiegen hinab; Geschützdonner, Hurrahrufen, betäubender Wiederhall von allen Seiten — die Yachten stießen ab — der Commodore, Herzog von Devonshire, stand lange an der Brüstung des Schiffes und sah den Abfahrenden nach. Dort saß einige Schritte hinter dem Könige unter dem purpurnen Baldachin Diejenige, die ihm wie ein leuchtender Stern am Horizonte seines vereinsamten Lebens aufgegangen, und die nun sein Auge hinter dunklen Wolken verschwinden sah. Er hatte Marie Nunes seit jener entscheidenden Unterredung mit ihr nicht wieder gesehen bis zu dem Augenblicke, wo sie in ihrer strahlenden Schönheit, beleuchtet vom goldenen Sonnenlichte eines selten schönen Tages, aus der Thüre der Cajüte getreten. Sein Herz hatte sich während der langen Tage der weiteren Fahrt mit bitterster Wehmuth vollgesogen, und sein bleiches, verdüstertes Antlitz zeigte den tiefen Schmerz, der ihm durch die völlige Entsagung auf das gehoffte Glück bereitet worden und auf immer in seinem Herzen eine bleibende Wohnstätte finden sollte. So bewegte es ihn fast kaum, als er die glühenden Blicke bemerkte, die der Graf Leicester auf das schöne Mädchen geworfen hatte, das so unerwartet ihm entgegengetreten war. Voll Trauer sah er den Abfahrenden nach, bis sie hinter den Masten der Schiffe und einer Krümmung des Flusses verschwanden, und rüstete sich dann, an das Land zu fahren und vor der Königin zu erscheinen.

XV.

Von dem Augenblicke an, daß die Fregatte in die Themse eingelaufen, hatte Marie Nunes nicht unterlassen nach den Schiffen auszuschauen, an denen sie vorübersegelten. Selbst an dem Landungsplatze war ihr erster Blick dahin gerichtet, die Caravalle zu erspähen, welche sie unfreiwillig mit dem englischen Kriegsschiffe vertauscht hatte. Aber sie entdeckte sie nicht. Auch während der Fahrt auf der königlichen Yacht hoffte sie, daß die Gunst des Geschickes unter den tausenden von Masten sie jene herausfinden lassen werde, von welchen sie das portugiesische Wimpel so lustig hatte flattern sehen. Als Alles vergebens war, denn die Caravalle lag an einer ganz andern Stelle und weiter hinauf vor Anker, sank eine tiefe Traurigkeit in ihr Herz, welche selbst die Scenerie und der Glanz der Umgebung nicht verscheuchen konnten. Das prächtige Montaguehouse öffnete seine Pforten und ließ sie in seine viel bewunderten Räume ein. Auf einen Wink des Grafen Leicester wurde für Marie Nunes eine Flucht der schönsten Zimmer eingeräumt und eine zahlreiche Dienerschaft bestellt. Kaum aber waren die nöthigen Einrichtungen getroffen, als Marie, ungeduldig, von Tirado zu hören und ihm ihre Ankunft anzuzeigen, ihren Bruder Manuel nach dem Hause Zoega in die City sandte — denn schon beunruhigte sie es, daß er noch nicht bei ihr

erschienen, da sie voraussetzte, daß der Pomp ihres Einzuges wohl die ganze Stadt in Bewegung gesetzt hätte; er müsse also von ihrer Ankunft wissen.

Zoega setzte Manuel von dem in Kenntniß, was er selbst wußte: wie Tirado von einem Offizier der Königin abgeholt worden und nicht wieder zurückgekehrt sei. Er trieb seine Offenherzigkeit sogar so weit, ihm mitzutheilen, daß, da es doch zweifelhaft sein konnte, ob Tirado einen Auftrag von der Königin erhalten habe oder gefangen genommen sei, er mehr als vermuthe, daß das letztere der Fall. Aber er hütete sich, den Namen des Lord Burleigh als Mittelsperson zu nennen, weil er wohl wußte, wie sehr dieser es ihm verargen und nachtragen würde, und Zoega hatte als Katholik zu sehr die Abneigung eines der Mächtigen des Staates und noch dazu des, den Puritanern zugeneigten Lord Burleigh, zu fürchten, um sich ihr aussetzen zu wollen. Er bezeugte also Manuel seine Betrübniß, ihm auch nicht die geringste weitere Spur ihres gemeinsamen Freundes nachweisen zu können. Diese Nachricht traf Marie Nunes wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Das Leben hatte sich ihr hier in so freundlichem Lichte und so bunter Mannigfaltigkeit geöffnet, daß sie das Glück mit vollen Zügen einzuathmen entschlossen war. Aus dem einsamen Thale am Ufer des Tajo mitten in das Gewühl und die Pracht der nordischen Hauptstadt versetzt, war ihre Jugendlaune mit aller Frische erwacht. Wäre jetzt ihr Freund erschienen, so wäre der Gedanke an ihre Eltern der einzige dunkle Fleck auf dem lichtvollen und farbigen Gemälde ihrer Gegenwart gewesen. Aber nun fehlte er nicht allein, sondern sie sah ihn einem unbekannten und ungewissen Geschick verfallen, dessen Umfang und Bitterkeit sie nicht zu überschauen vermochte! Gegenüber den wirren Zuständen ihrer südlichen Heimath, wo Gesetz und Recht nichts als eine biegsame

Form in der Hand der Willkür und gemeiner Leidenschaften waren, hatte sie sich die Sicherheit und strenge Gesetzesordnung im Norden so unbeugsam und unerschütterlich gedacht — und nun war der erste Akt, der ihr auf diesem neuen Schauplatze entgegentrat, die unverschuldete Einkerkerung eines so getreuen Menschen! Marie Nunes fühlte sich wie niedergeschmettert; dann aber brach die Flamme des Unwillens hindurch, und sie begab sich sofort zu Dom Antonio, ihm diese Schreckenskunde mitzutheilen. Auch dieser würdige Mann fühlte sich tief betroffen. Nicht allein schuldete er Tirado eine unbegrenzte Dankbarkeit für die gefahrvolle Rettung, die er ihm allein verdankte; Tirado mußte doch als ein Diener des portugiesischen Königs, als ein hervorragender Theilnehmer seiner Flucht angesehen werden. Und so war es ihm ein höchst bedenkliches Anzeichen für seine eigene Stellung am englischen Hofe, diesen seinen tapfern Retter ohne Weiteres eingekerkert zu wissen, ein Vorzeichen, welches selbst den Glanz seiner Empfangnahme schnell verdunkelte. Der schlaue Portugiese mußte also auch hier ein Intriguenspiel, einen Streit entgegengesetzter Strömungen für und wider ihn voraussetzen. Aber gerade dies mußte ihn höchst vorsichtig machen; er mußte sich versagen, schon jetzt bei seinem ersten Erscheinen für Tirado aufzutreten, bevor er noch das Terrain genau sondirt und kennen gelernt hätte. In diesem Sinne suchte er das aufgeregte Mädchen zu beschwichtigen, versprach ihr mit allen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln für den Freund wirken zu wollen, wenn sie ihm hierzu nur Zeit ließe, und beruhigte sie mit dem Gedanken, daß die Sache wahrscheinlich gar nicht so schlimm wäre, wie sie aussehe, daß es sicher nur eine leichte Haft aus politischen Gründen sei, welche die geschäftige Einbildungskraft bei ihr so leicht mit den furchtbaren Schrecken der Inquisitionskerker verwechsele.

Aeußerlich war diese Haft in der That keine schwere für Tirado, denn er wurde in einem freundlichen Gemache mit aller Höflichkeit behandelt und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Aber um desto mehr regte sie ihn innerlich auf. Zweck und Ziel seiner Gefangenschaft waren ihm gänzlich unbekannt, und nicht einmal eine Vermuthung stellte sich bei ihm dafür ein. Die Tage kamen und gingen in ihrer Einförmigkeit, und immer noch war er zu keinem Verhör berufen worden, hatte er außer dem Aufwärter Niemanden zu sehen bekommen. Alsdann drückte ihn die völlige Unthätigkeit, zu der er verdammt war, der erzwungene Stillstand in allen von ihm mit so unendlichem Eifer betriebenen Angelegenheiten, die Furcht, mit seinen spanischen Berichten zu spät zu kommen, und dadurch die beste Gelegenheit des Erfolges zu verlieren, die Unkenntniß des Geschickes aller seiner Freunde und daß die mit ihm ausgewandert, jetzt seiner Führung entbehrten, außerordentlich nieder. So maß er vom Beginne des Tages an bis zu dessen Ende mit seinen Schritten sein Gefängniß, unruhig seine Gedanken bald hierhin, bald dorthin wälzend. Vor Allem aber stand das Bild von Marie Nunes ununterbrochen vor seiner Seele; bald erfüllte ihn eine unendliche Sehnsucht nach ihr, bald die peinlichste Sorge um ihr Wohl, um ihr Geschick, da sie so vielen Versuchungen zu widerstehen hätte, wenn ihm auch nicht der leiseste Zweifel darüber einkam, daß sie in ihrer Reinheit denselben nicht die unerschütterlichste Standhaftigkeit entgegensetzen werde. Nur die kurzen Augenblicke ließen sein Herz höher schlagen und in unermeßlicher Seligkeit schwellen, wo seine Phantasie, der Zukunft voraus eilend, ihm die Stunde glücklichen Wiedersehens vormalte und die leise Hoffnung, daß seine geheimen Wünsche dereinst doch noch erfüllt würden, weckte. Kurz waren sie, denn zu viele düstere Schatten hatten sich um sein ver-

gangenes Leben gelegt, als daß sein zagendes Gemüth ihm auf längere Zeit ein Bild des Lichtes gestattet hätte. Wer im Leben viel erfahren, dem erheben sich auch in der sonnigsten Gegenwart und mitten in der zuversichtlichsten Erwartung aus allen Winkeln die dunklen Geister, welche unerwartet zwischen den Menschen und sein Glück treten und ihm den Kelch mit süßem Labetrunk von der dürstenden Lippe reißen, die sich dem Rande schon genaht.

Indeß hatte Marie Nunes sich entschlossen, mit den Pfaden vorsichtiger Politik sich nicht zu begnügen, welche mit vollem Rechte Dom Antonio beschreiten zu müssen glaubte, sondern jede Gelegenheit zu benutzen, die sich ihr darböte, für den unglücklichen Freund zu wirken. Gerade das Mißgeschick desselben hatte ihre Gefühle für ihn um so mehr geweckt und den Schleier abgestreift, der sie bis dahin verhüllt. Es wurde ihrem jungfräulichen Herzen klar, daß nicht blos die Dankbarkeit, nicht blos die Theilnahme an dem Manne, den sie hochachten gelernt, in ihrer Seele wach waren, daß eine höhere und stärkere Empfindung sie bei dem Gedanken an ihn erzittern, bei der Gefahr, die ihn bedrohe, erbeben machte.

Kaum waren einige Stunden seit ihrer Ankunft in Montaguehouse verflossen, als sich Graf Leicester wieder daselbst einfand. Als Bevollmächtigter der Königin wollte er Erkundigung einziehen, ob deren Gäste alle Befriedigung ihrer Bedürfnisse gefunden oder noch Wünsche hegten, die zu erfüllen man sich beeilen werde. Es ist fraglich, ob er dieses Geschäft nicht auch durch einen seiner Hausbeamten höheren Ranges genügend hätte ausführen lassen können. Aber den edlen Dudley mußte dies Mal ein besonderer Eifer beleben, daß er, seines sonstigen Stolzes vergessend, sich selbst aufgemacht, diese Nachfrage zu halten. Bemerkenswerth war dabei, und es wurde auch genugsam bemerkt, denn an hochstehenden Personen wird Alles ge-

wahrt, daß die desfallsige Audienz bei dem flüchtigen Könige nur eine sehr kurze war, während der Graf eine viel längere Zeit in den Gemächern der schönen Marie Nunes verweilte, obgleich seine Anfrage daselbst ebenso kurz und unbedingt beantwortet wurde, wie von jenem. Allein Leicester wußte die junge Portugiesin gewandt in ein längeres Gespräch zu verwickeln und sie schien ihm hierin nicht ausweichen zu wollen. Die damalige Zeit bediente sich in Großbritannien einer sehr geschmückten, um nicht zu sagen geschminkten Unterhaltungsweise. Von der Schaubühne, wo die sogenannten „Moralitäten" blühten, war die Ausdrucksweise in sinnreichen Allegorieen, in witzigen Personifikationen auch in die höhere Gesellschaft, namentlich an den Hof verpflanzt worden, und man erging sich mit großem Behagen in weitschweifigen Reden, welche den besonderen Reiz hatten, den Hörer errathen zu lassen, was man eigentlich meine. Die passende Antwort auf derartige figurenreiche Anreden zu finden, bildete die Anmuth der Unterhaltung, und entschied das Urtheil über den Geist der Persönlichkeiten. Für Marie Nunes war dies allerdings etwas ganz Neues, denn der romantische Sinn des Südländers begnügt sich nicht mit formlosen Abstraktionen, sondern will seiner Einbildungskraft bestimmte und reich gezeichnete Figuren vorführen. Allein mit dem feinen Instinkte ihres Geschlechtes und mit der Voraussetzung, daß, was ihr jetzt begegnete, der Sitte des Landes angehöre, erfaßte sie schnell den Charakter dieses Geistesspieles und bequemte sich ihm an. Nachdem sie so der feierlichen Courtoisie des Grafen Leicester Nichts schuldig geblieben, ergriff sie schnell die Gelegenheit, ihm das zu eröffnen, was ihr am Herzen lag.

„Wenn es so ist, Herr Graf, wie Ihr saget, und ich habe nicht das Recht, es zu bezweifeln, daß die Großmuth die Pforten ihres Paradieses der Schönheit und Anmuth

eröffnet, und sie einladet, den Duft ihrer Blüthen und ihre goldenen Früchte zu genießen: wieso kömmt es, daß sich diese Pforte alsbald zu einem düstern Gewölbe voll Moderduft und verzweiflungsvoller Einsamkeit verwandelt, so daß über dem verheißenen Lustgarten sich nur ein eherner Himmel zu spannen scheint, an welchem die goldenen Strahlen des Lichtes sich immer mehr verlieren?"

Graf Leicester sah das schöne Mädchen mit gespannten Blicken an. Er verstand nicht, was sie meinte, obgleich sie doch in seiner eigenen Redeweise gesprochen, und er fühlte, daß sie auf eine unangenehme Thatsache hinspiele. Nach einigem Bedenken erwiderte er daher: „Wenn die Grazie ein so trauriges Schauspiel vor ihren Augen hat, so ist sie vollkommen berechtigt, ihre Befehle klar auszusprechen, und Niemand wird es wagen, anzustehen, ihre Befehle zu erfüllen, ihre Wünsche zu befriedigen."

Marie zögerte nicht, dem Grafen von der geheimnißvollen Gefangennehmurg Tirado's zu sprechen, und, ohne den höheren Antheil zu verrathen, den sie an dessen Geschick nehme, legte sie ihm doch warm die Gründe dar, aus denen sie für das Schicksal Tirado's sich im höchsten Grade interessiren müßte. Leicester begriff dies, und sah zugleich ein, welchen Vortheil es ihm bei der jungen Schönen verschaffen würde, wenn er einen solchen Dienst ihr leistete. Allein zu seiner eigenen Verwunderung wußte er von dem ganzen Vorgang auch nicht ein Sterbenswörtchen, und hatte den Verdruß, dies der Dame selbst sagen zu müssen. Mit einfachen, aller Allegorie fremden Worten, drückte er ihr dies aus, daß sie an deren Wahrhaftigkeit nicht zweifeln konnte. „Sicher ist dies", rief er aus, „eine Intrigue des querköpfigen Lord Burleigh, der, den Mund immer voll von Rechtssprüchen und den Schein der Wahrheit vor sich, die listigsten Ränke treibt. Nun, wir wollen dem alten Heuchler schon auf die Fährte kom-

men, und wenn ein Dudley Euch, holde Donna, verspricht, Alles anzuwenden, um zu erfahren, wo der Gefangene sich befindet nnd wessen man ihn beschuldet, und dann aus seiner Haft ihn zu befreien: so könnt Ihr auf seine Verheißung bauen, und Euer Antlitz und Euren rosigen Mund wieder mit der freundlich lächelnden Anmuth schmücken, welche die gütige Mutter Natur ihnen in vollendeter Weise aufgeprägt hat."

Das that denn auch Marie; sie lächelte dem Grafen freundlich zu, in welchem sie einen mächtigen Beistand gefunden, und dieser wiederum war von der hinreißenden Grazie des jungen Mädchens so entzückt, daß dieses Gefühl ein noch sichereres Pfand für seine Anstrengungen, Tirado zu befreien, war, als selbst sein Versprechen.

Indeß drohete doch von einer anderen Seite her die Sache Tirado's nicht so leicht gelöst zu werden, wie Graf Leicester verheißen und Marie so gern glaubte. Kaum war die Velocitas angelangt, kaum die erste Trompete zum Empfange Antonio's ertönt, als der Herzog von Ossuna nach Whitehall eilte und eine Audienz bei der Königin verlangte, die ihm nicht gut verweigert werden konnte. Mit höflichen, aber nachdrücklichen Worten trug ihr der spanische Gesandte die Beschwerden seines Hofes vor. „Wie," rief er aus, „Ew. Majestät lassen den Feind meines Königs, der mit den unbegründetsten Einwänden das sonnenklare Recht desselben bestreitet und seine Unterthanen zu Aufruhr und blutigem Widerstande aufreizt, friedlich empfangen, und senden ihm den Ersten unter Ihren Großen entgegen? Ist dieser Empfang nicht eine solenne Anerkennung, und kommt diese Anerkennung nicht einer Kriegserklärung gleich, da Euer edles, königliches Herz von dieser Anerkennung eines Trugrechtes bis zur Vertheidigung desselben nur einen leichten Schritt haben wird?"

Elisabeth hörte diese Vorwürfe gelassen an. Als aber der Herzog zu Ende war, stellte sie sich in großen Zorn gerathen, und rief mit lauter Stimme: „Ihr behelligt Uns, Herr Herzog, mit vielen leeren Redensarten, und es bleibt Uns nur die Genugthuung, daß sie eben Redensarten sind. Ist Antonio nicht ein Prinz von königlichem Geblüte? Muß ich ihn nicht als solchen empfangen? Will mir Jemand in meinem Königreiche vorschreiben, wie ich einen erlauchten, wenn auch unglücklichen Flüchtling empfangen soll? Mein Empfang erkennt nichts weiter an, als er ist, königlicher Prinz und Flüchtling. Ich weiß zu gut, wie einem solchen zu Muthe ist, um es nicht zu würdigen. Wir aber können auf Thatsachen hinweisen. Trotz dieses feierlichen Empfanges haben Wir den Schiffskapitain, der den unglücklichen Antonio hierhergebracht, in den Tower werfen und einer Untersuchung unterziehen lassen, Ihr wißt es, er befindet sich noch heute daselbst, obschon Dom Antonio im Montaguehouse wohnt. Habt Ihr etwa dagegen auch Thatsachen anzuführen?"

„Wie gern möchte ich vor Eurer Majestät verstummen," erwiderte der Herzog. „Aber ist die Zurückbehaltung der portugiesischen Caravalle und die Beschlagnahme der spanischen Corvette nicht Thatsache genug? Ew. Majestät wollen gewiß nicht, daß Spanien und England zum Kriege treiben mögen, aber solche Thatsachen führen sicherlich dahin."

„Gott's Wunder!" rief die Königin aus, und stampfte mit dem Fuß auf den Boden, ganz wie ihr königlicher Vater einst zu thun gewohnt war. „Ihr wißt, von diesen Dingen will ich nichts wissen. Spanien hat englische Schiffe und englisches Gut in allen seinen Häfen mit Beschlag belegt, und Ich werde fortfahren, dasselbe den Spaniern, Portugiesen und Niederländern so lange zu

thun, bis es unserm Bruder Philipp gefallen werde, diese Angelegenheit endlich zur Ausgleichung zu bringen. Von Krieg ist hierbei nicht die Rede. Es sind Streitigkeiten von Nachbaren, die sonst einander ganz wohl gesinnt sein mögen."

Der Herzog wagte nicht zu widersprechen; er durfte die Dinge nicht auf die Spitze treiben, denn die Intentionen seines Hofes waren noch nicht bis zur Reife gediehen. Er wußte sehr wohl, daß die Spanier und Niederländer hierbei den größten Nachtheil zogen und deren Verluste die der englischen Unterthanen wohl um das Zehnfache überstiegen. Aber er mußte schweigen, und froh sein, daß auf diese Weise die Anerkennung Antonio's seitens der Königin nur eine beschränkte bleibe, und so der Schein des Friedens noch möglichst erhalten und die Unterhandlungen in die Länge gezogen würden. Er begnügte sich daher, die Königin zu ersuchen, daß Lord Burleigh Befehl erhalte, ihm einen Bericht über die Ergebnisse aus der über Tirado verhängten Untersuchung zukommen zu lassen. Elisabeth sagte ihm dies freundlich zu und entließ ihn in ehrenvoller Weise.

Kurze Zeit darauf erschien der Commodore der Velocitas im königlichen Palast. Elisabeth hatte die Eigenthümlichkeit, einen Gedanken, den sie sich nach dem ersten Eindruck gebildet, festzuhalten, wenn sie ihn auch als irrig erkannt, sobald er ihren Neigungen entsprach und von keiner Wichtigkeit für die Staatsangelegenheiten war. Obgleich sie jetzt wußte, daß die Velocitas und ihr Befehlshaber keiner Heldenthaten bedurft hatten, um die spanische Corvette zu kapern, so blieb sie doch bei der Vorstellung stehen, daß der Herzog von Devonshire ein junger Seeheld sei und eine Belohnung verdiene. Die Erinnerung an seinen Vater lag ihr im Hintergrunde, und die fast mütterliche Zärtlichkeit, die sie für dessen Erben als ihren

Pagen empfunden, war niemals bei ihr geschwächt worden. Sobald er daher ihr gemeldet worden, befahl sie, ihn eintreten zu lassen und empfing ihn mit unverkennbarem Wohlwollen. „Das hast Du gut gemacht, mein lieber, armer Nevil," redete sie ihn an, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte, „und ich freue mich, daß Du abermals so viel Bravour und Geschicklichkeit gezeigt. Ich habe immer gesagt, daß das Holz, welches Deinem väterlichen Stamme entwächst, zu allem Guten brauchbar ist, und es war immer Unser königlicher Vorsatz, etwas Tüchtiges daraus zu schnitzen."

Ein melancholisches Lächeln breitete sich über das Antlitz des jungen Mannes aus, der für das Lob seiner Königin sehr empfänglich war, und den ihre eigenthümliche Ausdrucksweise angenehm berührte.

„Du sollst Uns, mein junger Freund, zu gelegener Zeit alle Deine Abenteuer erzählen, vertraulich, am Kamin, wenn meine Hofdamen um mich sitzen, denn ich weiß, daß es Dir nicht gleichgültig ist, wenn die schönen jungen Damen von Zeit zu Zeit von ihren Stickereien aufsehen, und ihren bewundernden Blick auf den Helden werfen, der so Vieles erlebt und es gut zu erzählen versteht. Doch es soll nicht bei bloßen Worten bleiben. Es macht mir Freude, Dir anzuzeigen, daß ich mich entschlossen, Dich in Deinem Range zu erhöhen, und Dir Unsern Bathorden in Gnaden zu verleihen."

Der Herzog verneigte sich tief, aber Elisabeth war erstaunt, als er sich wieder erhob, von seinem Angesicht das Lächeln und jedes Zeichen der Freude verschwunden zu sehen. Sie gewahrte jetzt erst, welche Veränderung mit dem schönen Antlitz des jungen Mannes vorgegangen. Bleich, schwermüthig, mit trübem Blick sah er zu ihr auf, und fast erschrocken, rief die Königin: „Mein Gott, Nevil, was ist Dir begegnet? Du siehst ja bei meiner Glücks-

botschaft wie ein Leichenbitter aus? Und, ist es Dir denn so schlimm ergangen, daß Du so schmal geworden und so trübselig darein schauest?"

Der Herzog ergriff endlich das Wort, zu welchem ihm die etwas heftige Begrüßung der Königin noch keinen Raum gelassen. „Ach, gnädige Königin, die Fülle Eurer Huld, mit der Ihr mich Unwürdigen überschüttet, erschwert es mir sehr, Eurer Majestät ein offnes Geständniß zu machen, und drückt mich fast zu Boden."

Elisabeth wurde ernster und sprach: „Wie, ich hoffe doch nicht, daß Du wieder schlimme Streiche gespielt? Diese müßten doch sehr im Geheimen vorgegangen sein, daß Uns Niemand davon zu sprechen gewagt. Nur heraus damit . . . Ich will Alles hören!"

„Nicht also, meine Königin. Ich bin mir nichts Böses bewußt. Aber ich zittre vor dem Unwillen Ew. Majestät, wenn ich undankbar erscheinen muß, und die unverdienten Ehren ablehne, die mir Eure Gnade zugedacht; vielmehr zu den Füßen Eures Thrones das unterthänigste Gesuch niederlege, mich, wenn auch nur für einige Jahre, meines Dienstes zu entlassen."

Die Königin richtete sich hoch auf; aus ihren hellen Augen fuhren blitzende Strahlen, welche einen aufsteigenden Zorn verkündeten — und vor solchem Zorne zitterten die ältesten und bewährtesten ihrer Diener — denn sie war die Tochter Heinrich's VIII.

„Bei Unsrer Ehre," rief sie mit hartem Tone, „was muß ich hören? Und was, Herzog von Devonshire, treibt Euch zu diesem Verlangen? Wo wollt Ihr denn hin? Ist jetzt eine Zeit, sich wie ein Dachs in seinen Bau zu verkriechen? Wir brauchen Männer, und die auf diesen Namen Anspruch machen, dürfen sich nicht mit Kindereien abgeben. Wißt Ihr, daß Ihr so gut wie Felonie treibt? Wer in dem großen Kampfe, der sich entspinnt, seinen Posten ver-

läßt, der übt Verrath an seinem Vaterlande und seiner Königin! Sprecht!"

„Meine huldreiche Königin! Ich erbitte von Ew. Majestät Nichts, als mir einige Zeit Ruhe und Zurückgezogenheit zu gewähren. Sollte wirklich das Vaterland in Gefahr gerathen, und der Dienst meiner Königin mich rufen, werde ich immer bereit sein, zu folgen."

Die Königin schüttelte mit dem Haupte. „Na, was ist Dir denn, Kind?" erwiderte sie wieder freundlicher. „Spanne uns nicht zu sehr auf die Folter der Neugierde; das könnte Dir doch schlimm ausfallen." Und sie drohete ihm mit dem Finger. Sie hatte ihn jetzt scharf fixirt, und fügte hinzu: „So sah der Nevil gerade aus, als er einst als flatterhafter Page auf einem Liebeshandel ertappt worden . . . haha! Sieh, Unser königliches Auge ist noch nicht schwächer geworden, wenn es auch seitdem viel gesehen an Freud' und Leid und über den Pergamenten und Staatspapieren fast stumpf geworden. Die Röthe Deines Angesichts verräth Uns, daß Wir in den schwarzen Punkt geschossen. Es gilt eine Herzensangelegenheit. Verschweige Deiner Königin Nichts; schütte Dein Herz vor Ihr aus. Ich will mich niedersetzen, denn die Geschichte fällt vielleicht etwas lang aus; aber ich verspreche Dir, gut zuzuhören."

Da ließ der Herzog, überwältigt von Gefühlen, sich auf ein Knie nieder, ergriff die Hand der Königin, die sich auf einen Sessel gesetzt, und küßte sie heftig. Sie blickte freundlich auf ihn nieder, strich ihm mit der Linken über das braune Hauptthaar, und sagte: „Sprich, Nevil."

Der junge Mann erhob sich und mit wiedererlangter Fassung sprach er einfach und würdig. „Meine gnädige Königin, ich habe nur wenig zu sagen, und es soll Alles sein, was ich im Herzen trage. Mit dem portugiesischen Prinzen kam eine junge Dame, eine Base desselben, auf

Ew. Majestät Schiff hinüber. Kaum siebzehn Jahre alt, von strahlender Schönheit, vom edelsten Herzen, vom gebildetsten Geiste, voll Anmuth und Güte, weckte sie in mir, ohne daß sie es wußte, eine Neigung, die mich völlig überwand und meine ganze Seele erfüllte. Es ist keine Liebe, meine Königin, in flüchtiger Zeit geboren und in schnellem Rausche verschwunden. Ich fühle es, es ist eine Neigung für das ganze Leben, die niemals wieder in meinem Herzen erlöschen wird, und der ich unterthan sein werde, so lange ich lebe. Nein, nächst meiner Königin, ich gestehe es offen, ist sie das Weib, das ich am höchsten verehre, dem alle Fibern meines Herzens gehören . . ."

Da der Herzog eine Pause machte, wie von seinen Gefühlen überwältigt, sprach die Königin: „Gut, gut. Und nun weiter, Nevil? Ich will doch hoffen, daß die kleine Närrin Dich wieder liebt?"

Der junge Mann senkte das Haupt, und fuhr nach einem Seufzer fort: „Nach langem Zögern gestand ich ihr meine Neigung — aber sie wies mich ab."

„Gott's Wunder," fuhr Elisabeth auf, „und warum? Diese landflüchtige Portugiesin scheut sich doch etwa nicht, weil ein Tropfen königlichen Blutes in ihren Adern rollt, in das Haus der Devonshire einzutreten? Diesen Hochmuth wollten wir ihr schon vertreiben!"

Die Königin rückte sich in ihrem Sessel behaglich zurecht. In ihr schien die alte Neigung für's Heirathsstiften zu erwachen, und dann fühlte sie sich immer in ihrem Element. Aber ihr Schützling erwiderte: „Nicht so, Majestät, Donna Marie Nunes ist nicht von königlichem Ursprung. Dom Antonio's Mutter war ihre Verwandte, und Ihr erinnert Euch, daß dies gerade der Grund ist, aus welchem das Recht dieses Prinzen von Vielen angefochten wird. Und darum auch lehnte sie meinen Antrag

ab. Das Mädchen gehört einer ansehnlichen Familie an, aber einer Familie jener Marranos, welche von Juden abstammen, die durch das spanische Gesetz gezwungen, ihren Glauben verließen. Marie Nunes ist als Christin geboren und getauft. Aber in ihr ist ein unwiderstehliches Verlangen erwacht, den Glauben ihrer Väter vor aller Welt wieder offen zu bekennen. Darum ist sie aus Portugal geflohen, und aus diesem Grunde hat sie meine Hand ausgeschlagen."

„Unmöglich, unbegreiflich, sonderbar, was muß das für eine Thörin sein!" murmelte die Königin vor sich hin. „Und sie ist wirklich schön? . . . Doch nein, darüber will ich von Dir nichts mehr hören; ich kenne das; ich würde doch nur Worte der Bewunderung vernehmen, denn so einen Ausbund von Herrlichkeit giebt's doch nicht noch einmal — nicht wahr, mein armer Nevil . . . Doch laß es gut sein; die Sache interessirt mich, vielleicht können Wir Dir noch helfen. Ein Wort von königlichen Lippen dringt tief in das Herz eines unerfahrenen Mädchens. Ja, ja, Wir wollen es versuchen. Wir sind neugierig, diese Jüdin zu sehen, die so schön ist, und die es ausschlägt, Herzogin von Devonshire zu werden. Geh jetzt heim, lieber Junge, schlafe Dich aus, Du wirst müde sein von der langen Seefahrt und von all' diesen traurigen Erlebnissen. Dann aber, wenn Du wieder erwachst, sei fröhlichen Herzens, und laß die Hoffnung noch einmal hineinziehen, Deine Königin wird für Dich sorgen."

Es war für den Herzog ein peinlicher Augenblick. Es drängte ihn, die Königin zu bitten, Marie Nunes zu verschonen, da er diese zu gut zu kennen glaubte, als daß sie ihren Entschluß auch auf die Schmeicheleien einer Königin ändern würde. Und wollte er denn die Einwilligung des Mädchens aus andern Händen als ihren eigenen empfangen? Dazu war seine Leidenschaft zu rein.

Aber er wußte, daß Elisabeth, wenn sie ihren Willen einmal ausgesprochen, keinen Spaß verstand, und sich durch Nichts hindern lasse, wenn sie entschlossen war, sich in eine Angelegenheit zu mischen. Er mußte schweigen und sie gewähren lassen. Er verbeugte sich und verließ das Gemach der Königin bekümmerter als er es betreten.

XVI.

Graf Leicester beschäftigte sich bald allzuviel mit der schönen Portugiesin, um nicht daran zu denken, ihre Wünsche zu erfüllen und seinem Versprechen nachzukommen. Es ward ihm nicht schwer, den Aufenthaltsort Tirado's zu erfahren, denn von vornherein mußte er an ein Gefängniß im Tower denken. Dem Lordoberkämmerer Grafen Leicester erschlossen sich selbst die Thore des Towers zu aller Zeit; er ließ sich dort die Register vorlegen, und fand da schnell Jakob Tirado und bemerkte zu seiner Verwunderung, nicht sowohl daß das Verbrechen, dessen der Gefangene angeschuldigt wäre, in der desfallsigen Rubrik fehle, sondern daß nicht einmal eine Untersuchung begonnen, ein Verhör geführt worden war. Hier konnte also nur eine Intrigue vorliegen, deren Schuld er seinem Gegner Lord Burleigh zuschreiben mußte, weil der ganze Vorgang ihm, dem Grafen Leicester, verborgen gehalten worden war. Denn daß die Königin davon unterrichtet sein mußte, bewies ihm die Wahl des Gefängnisses, da die Thore des Towers für Gefangene sich nur auf königlichen Befehl öffneten. Darin lag für den Grafen ein unwiderstehliches Motiv mehr, dem Großsiegelbewahrer das Spiel zu verderben und die Freiheit Tirado's unter jeder Bedingung zu erlangen.

Er befahl daher, den Gefangenen vor ihn zu bringen, und nach kurzer Zeit stand Tirado vor dem viel ge-

fürchteten Grafen Leicester, dessen Einfluß auf Elisabeth in Europa allzu sehr überschätzt ward, da man Elisabeth noch immer mit dem Maßstabe des Weibes maß, und ihrem Herzen eine Schwäche gegen den schönen Mann zutrauete. In der That war eine solche wohl vorhanden, und bethätigte sich in Gunstbezeugungen aller Art; niemals aber, wo das Interesse des Staates und ihrer königlichen Machtfülle in Betracht kam, gab sie ihrer Neigung nach, sondern handelte nach ihrer ernsthaften Erwägung, ohne Rücksicht und selbst ohne Schonung. Die Größe dieses Weibes, ihr erhabener, männlicher Sinn und Charakter ward erst in den späteren Jahren ihrer Regierung ganz erkannt, aufgedeckt von den großartigsten Erfolgen, während sie sonst nicht einmal den Schein einer andern Beurtheilung ängstlich vermied, da eine solche ihren diplomatischen Künsten hier und da nützlich sein konnte.

„Ihr seid?" redete der Graf den Gefangenen an, nachdem er ihn einige Augenblicke fixirt hatte.

„Jakob Tirado, Schiffskapitain im Dienste Sr. Majestät Antonio, des Königs von Portugal."

„Also Befehlshaber des Schiffes, welches anfänglich diesen Prinzen an Bord hatte?"

Tirado verbeugte sich.

„Wessen seid Ihr angeschuldigt?"

„Ist mir gänzlich unbekannt geblieben." Er erzählte mit wenigen Worten, wie er vom Hafenkapitain zu Lord Burleigh gebracht, von diesem entlassen, sich zu Zoega begeben und von dort im Namen Lord Burleigh's hierher geführt worden.

„Und habet Ihr keine Muthmaßung, weshalb dies geschehen?"

„Auch nicht die entfernteste, um so mehr, da ich, von aller Welt abgeschlossen, nicht weiß, was seitdem vorgegangen."

„Habet Ihr noch anderweitige Beziehungen in irgend einem Theile Großbritanniens? Und waret Ihr schon früher in diesem Lande?"

„Außer mit dem Hause Zoega stehe ich in keiner Beziehung hier zu Lande und kenne nur wenige Personen; ich war zwar früher zwei Male schon in London, aber nur um mein Eigenthum zu erheben, das in den Händen Zoega's gewesen."

„Es haben sich einige Personen für Euch bei mir verwendet, und ich habe versprochen, für Eure Befreiung zu wirken. Ich kann dies aber nicht anders thun, als wenn Ihr mir die volle Wahrheit eingestehet."

„So lieb mir meine Freiheit ist," rief Tirado lebhaft aus, „ich habe nicht ein Wörtchen hinzuzufügen, und nicht das Geringste einzugestehen."

„Gut, so werde ich mich für Euch bei der Königin verwenden."

Schon wollte Leicester das Zeichen der Entlassung geben, als Tirado einen Schritt näher an ihn herantrat, und sprach: „Mylord, verzeihet mir, wenn ich noch eine Bitte, und zwar eine große und bedeutungsvolle, vor Eurer Lordschaft ausspreche. Meine Freiheit ist mir theuer und wichtig; aber noch um Vieles wichtiger ist es mir, und zwar nicht aus eigennützigen Gründen, das Glück zu haben, vor dem Angesichte der erhabenen Königin von England erscheinen zu dürfen . . . Haltet mich nicht für vermessen, Mylord, aus dem Dunkel des Kerkers das Verlangen zu stellen, in das Licht zu schauen, das aus dem Angesichte der großen Herrscherin strahlt. Ich habe wichtige Enthüllungen zu machen, welche für das Heil dieses Staates unermeßlich schwer wiegen. Ich will Eurer Lordschaft nicht verhehlen, welcher Art diese sind. Bevor ich aus Setuval abfuhr, hatte ich Veranlassung, die meisten Häfen Spaniens zu besuchen, und machte daselbst Wahr-

nehmungen, die mich bewogen, auf jede mögliche Weise weitere Erkundigungen einzuziehen, sorgfältige Nachforschungen anzustellen. Eine außerordentliche Gefahr bedroht England, eine Gefahr, wie sie von solcher Größe wohl noch niemals über dieser glücklichen Insel geschwebt hat. Ich bin bereit, Alles, was ich erfahren habe, vor Ihrer Majestät auszusprechen und, so weit ich es vermag, zu erweisen."

Graf Leicester hatte aufmerksam zugehört. Die ganze Erscheinung Tirado's zeigte dem erfahrenen Weltmann, daß er es hier nicht mit einem Abenteurer zu thun habe, der jedes Mittel benutze, um sich an die Großen dieser Welt heranzudrängen und sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, Geltung zu verschaffen. Die Worte Tirado's machten auf ihn den vollen Eindruck der Wahrhaftigkeit, und er sah schnell ein, welcher Vortheil für ihn darin läge, hier den Vermittler abgeben zu können. Schnell stellte er daher die Frage: „Habet Ihr Lord Burleigh Mittheilung hiervon gemacht?"

„Nein, Mylord, jener Herr ließ mir keine Zeit dazu," antwortete Tirado mit einiger Bitterkeit. „Ihr könnet daher ermessen, wie unerträglich mir die Tage der Gefangenschaft wurden, da jeder derselben die Gefahr für Großbritannien vermehrt."

„Wohlan," rief Leicester aus, „so macht mir Eure Enthüllungen, theilt mir Eure Kundschaft mit, ich will sie sofort der Königin vortragen, der Lohn soll Euch gewiß sein."

„Gern, Mylord, würde ich dies thun, um so mehr, da ich auf keine Belohnung Anspruch mache. Aber die Natur dessen, was ich mitzutheilen habe, erfordert, daß Ihre Majestät es unmittelbar aus meinem Munde vernehme, daß die Königin sich von der Wahrheit meiner

Aussage selbst überzeuge und mit allen Einzelheiten vollständig vertraut werde."

Graf Leicester machte eine finstere Miene, nnd sprach: „Und wenn ich nun dennoch darauf beharrte, wenn ich es für bedenklich hielte, den ersten Besten, der es verlangt, vor meine Königin zu bringen, wenn ich den Preis Eurer Freiheit darauf setzte ..."

„So würde ich es vorziehen, noch länger im Tower zu bleiben, und abzuwarten, bis es Lord Burleigh gefallen wird, mich vor sich zu berufen."

Leicester biß sich auf die Lippe. Er sah ein, daß er es hier mit einem festen Charakter zu thun habe, und da immerhin die Chancen für ihn selbst günstig blieben, erwiderte er endlich: „Nun gut, so werde ich mit Ihrer Majestät sprechen."

Am Abend desselben Tages stand die Königin Elisabeth in einem großen, gewölbten und hellerleuchteten Gemache ihres Palastes. Sie hatte ihrer Gewohnheit gemäß, wenn sie Jemandem eine besondere Audienz ertheilen wollte, die eine Hand auf eine Tafel gestützt, neben welcher ein Thronsessel stand, die andere in die Hüfte gestemmt. So stand sie, so gerade aufgerichtet, wie das nahende Alter ihr gestattete, und mit erhobenem Haupte, in reicher Gewandung, an der die etwas bunten Farben auffielen, welche sie vorzog. Das grelle Kerzenlicht trug nicht dazu bei, ihr Antlitz schön erscheinen zu lassen, sondern hob die scharfen Züge und Linien ihres Gesichtes nur um so mehr durch die kleinen Schatten hervor, die es in die Furchen ihrer Stirn und Wangen warf, aber es verstärkte zugleich den Ausdruck des Geistes und des würdevollen Ernstes, der diesem Gesichte eigen war, und den Ausdruck der Herrschaft, welche sie über Alle übte, die ihr naheten. Graf Leicester hatte ihr sofort Mittheilungen über Alles gemacht, was er von Tirado erfahren. Freilich theilte er sich das

Verdienst zu, die Einzelheiten für das Ohr seiner Monarchin aus dem Munde des Berichterstatters selbst aufgespart zu haben. Aber Elisabeth kannte ihren Günstling zu sehr, um diese kleine List nicht zu durchschauen, und wußte wohl, daß er, wenn er mehr erfahren, mehr berichtet hätte. Auch aus diesem, was sie von Leicester gehört, ahnte ihr schon die Furchtbarkeit der ganzen Nachricht, und sie hatte Zeit, um sich zu fassen und den Weg zu erkennen, den sie augenblicklich einzuschlagen habe. Sie wollte daher den portugiesischen Schiffskapitain ganz allein sprechen, und während sie Leicester anwies, den Gefangenen am folgenden Tage zu ihr zu bringen, sandte sie nach Anbruch der Nacht einige Männer nach dem Tower, um Tirado nach Whitehall zu bringen. Seine Ankunft war ihr jetzt gemeldet, und ihre Augen richteten sich nach der Thüre des Gemaches, durch welche er eintreten solle.

Als Tirado erschienen war und sich von der üblichen Kniebeugung erhoben hatte, fixirte sie den jungen Mann mit der ganzen Schärfe ihres Blickes. Sie schien zufrieden mit dem Ergebniß dieser Prüfung, denn sie winkte ihm, einige Schritte näher zu treten, und redete ihn mit gemessener, aber nicht unfreundlicher Stimme an:

„Ihr seid der Kapitain, der Dom Antonio aus Portugal gerettet; wohin wolltet Ihr ihn bringen, bevor der Befehlshaber der Velocitas ihn Euch abnahm?"

„In den Schutz Ew. königlichen Majestät; es war dies der Wille des hohen Herrn und mein Rath."

„Für diese Anmaßung, Mann, habt Ihr eine Mahnung im Tower erhalten. Und doch wollet Ihr Uns wichtige Mittheilungen machen?"

„Wenn Ew. Majestät mir ein geneigtes Ohr zu schenken geruhen. Ob ich einige Tage Haft im Tower zu erleiden gehabt, ist mir gleichgültig gegen das Glück, vor

Ew. Majestät erscheinen zu dürfen. Die große Angelegenheit steht mir über meiner Person."

„Nun gut, Wir wollen hören," erwiderte Elisabeth, und ließ sich auf ihren Thronsessel nieder.

„Ew. Majestät kann das vielverbreitete Gerücht nicht verborgen geblieben sein, daß der König von Spanien außerordentliche Zurüstungen zu einem großen Seekriege seit geraumer Zeit mache. Bald hieß es, er wolle damit die Niederlande erdrücken, bald, die Colonien in Amerika sichern, bald, einen neuen Feldzug gegen die Corsaren und Türken eröffnen. Aber alles dies schien für den Umfang der Rüstungen eine ungenügende Erklärung. Bevor ich nun aus Setuval abfahren konnte, nahm ich die Gelegenheit wahr, nach Cadix, Barcelona und andern spanischen Häfen mich zu begeben. Es war mit Gefahren verbunden; aber ich kannte mein ehemaliges Vaterland und die Art meiner Landsleute zu genau, um nicht mit genügender Vorsicht jenen entgehen zu können. Nun, königliche Majestät, was ich da sah, und außerdem auf den verschiedensten Wegen auskundschaftete, übertraf alle meine Erwartungen. Es ward mir zur Gewißheit, daß der König Philipp sich mit einem so großen Plane trage, wie ihn selbst sein mächtiger Vater, Kaiser Karl V., niemals gefaßt hat, und daß er alle Schätze Indien's und Amerika's auf diesen einen Gedanken verwende, dessen Ausführung Alles übertreffen soll, was jemals von den Wogen des Oceans getragen worden. Mit meinen eigenen Augen sah ich über hundert Schiffe, der Vollendung und Ausrüstung fast nahe, wie sie an Größe und furchtbarer Bewaffnung noch niemals gesehen worden sind, die kleineren ungerechnet, die sie begleiten werden. Diese Schiffe müssen mit mehr als 2000 Geschützen versehen werden und im Stande sein, ein Heer von wohl 30,000 Mann aufzunehmen. Unermeßlich sind die Vorräthe an Schieß- und Mund-

bedarf, welche zu diesem Zwecke aufgehäuft werden. Ich kann Ew. Majestät die genaue Liste dessen vorlegen, was ich selbst gesehen, und hierfür stehe ich mit meinem Kopfe ein. Anderes habe ich aus dem Munde von Leuten, denen ich theils völlig vertrauen, theils minderen Glauben schenken kann. Ich habe erfahren, daß in Spanien und Italien große Heere angeworben, und theils nach Spanien, theils nach den Niederlanden geschafft werden, abgesehen von der Armee, welche damals schon in Portugal eingedrungen war, und von der Kriegsmacht, die bereits in den Niederlanden steht. Selbst der Name des Admirals wurde mir bekannt, der diese Riesenflotte befehligen soll, es ist der Marquis von Santa Croce. Gewiß ist, daß die Wirklichkeit meine Angaben noch weit übertreffen wird, da ich diese gewissenhaft nur auf das beschränke, was mir als sicher kund geworden. Nun, königliche Majestät, diese ganze Macht ist gegen England gerichtet. Sie ist bestimmt, die englischen Schiffe zu vernichten und ein Heer, an dessen Spitze der Herzog von Parma, an die Küsten dieser Insel zu werfen, um Großbritannien zu einer spanischen Provinz zu machen. Gott und Ew. Majestät werden es verhüten!"

So sicher Elisabeth auch des Ausgangs dieser Rede im Voraus gewesen, so überwältigend waren doch diese Einzelheiten in ihrem riesigen Umfange und die Gewißheit ihrer Ahnungen, und einen Augenblick lang stockte ihr das Herz im Busen. Seit Jahrzehnten hatte sie einen Kampf mit Spanien vorausgesehen, seit Jahrzehnten war sie stets bemüht gewesen, ihn abzuwenden, ihm auszuweichen. Sie wußte, daß Philipp es ihr nie verzeihe, daß sie seine Werbung um ihre Hand zurückgewiesen, daß ihm die wachsende Macht England's zur See und in Europa ein Dorn im Auge, ein Stachel in der Seite sein mußte; daß sein Fanatismus ihn gegen sie, als das Haupt und

die Stütze der Protestanten, mit dem glühendsten Haß erfüllte, und daß alle die kleinen Vorgänge, in welchen sie gegen ihn gewesen, da sie die Niederlande unterstützt, seine amerikanischen Colonien gebrandschatzt, seine Schiffe weggenommen hatte, endlich einen Ausbruch zur Folge haben würden. Aber sie hatte ihn stets in so vielseitige Händel verwickelt gesehen, hatte die Nothwendigkeit für ihn, seine Herrschaft in aufständischen Provinzen und fernen Besitzungen aufrecht zu erhalten, in Erwägung gezogen, daß die Kunde von so ungeheuren Anstrengungen, ihr einen tödtlichen Schlag zu versetzen, sie völlig überraschte.

Nach einer langen Pause, in welcher die bewunderungswürdige Frau ihre ganze Fassung wieder gewonnen hatte, wandte sie sich wieder zu dem Boten so großen drohenden Unheils, und sagte: „Was Ihr da berichtet, ist mir nicht ganz neu, meine Gesandten haben mir seit längerer Zeit bald diese, bald jene Kunde überbracht. Ihr werdet mir Eure genaueren Angaben überreichen, und sie sollen geprüft werden. Aber sagt mir, wer seid Ihr, daß Ihr mir so Großes und Bedeutungsvolles hinterbringet? Was veranlaßt Euch dazu? Wer bürgt mir für Eure Wahrhaftigkeit?“

„Diese Fragen, erhabene Königin, kommen mir nicht unerwartet. Ich will sie Ew. Majestät beantworten, offen und unumwunden, wie ich meine Angaben gemacht. Ich weiß den großen Augenblick zu schätzen, der mich vor Ew. Majestät Antlitz gebracht, und vor dessen mächtigem Inhalte alle Rücksichten schwinden müssen. Königliche Frau, ich bin ein Privatmann. Die Anstellung im Dienste Dom Antonio's geschah eben nur behufs seiner Rettung, was ich wirklich bin, ist: ich bin ein Kämpfer für die Menschheit und deren Recht gegen die spanische Weltherrschaft und die spanische Inquisition. Diesem Kampfe ist mein Leben gewidmet, so gering und unbedeutend ich sonst bin. In

der Schale der göttlichen Vorsehung wiegt ein Sandkorn gleich einem Berge, wenn sie jenes zu verwenden gedenkt ... Lächeln Ew. Majestät nicht über den Schwärmer, den Träumer, oder was ich gemeinen Augen erscheinen könnte. Ich schwärme und ich träume nicht. Ich bin ein Spanier, ein Katholik, ein Mönch gewesen. Aber die Inquisition, mit der Macht Philipp's bewaffnet, hat meine Eltern auf dem Scheiterhaufen verbrannt, meine Schwester im Kerker gemordet, mich, den zarten, unwissenden Knaben, zum Mönch erzogen. Doch die göttliche Gerechtigkeit macht alle Frevelthaten zu Schanden. Ein sterbender Oheim machte mich mit meinem furchtbaren Geschick bekannt; der Aufruhr meiner Seele riß mir die aufgezwungene Binde von den Augen, und ich wußte nun, wofür ich zu leben habe. Vereinsamt auf dieser Erde, was hätte ich noch für ein Interesse, als die blutige Macht zu bekämpfen, die Millionen dasselbe Schicksal bereitet und mit der Asche ihrer Schlachtopfer diese ganze blühende Erde weiter und weiter bedecken will. Darum, königliche Majestät, wollte ich Dom Antonio nach England und Frankreich bringen, um durch ihn dem Despoten des Escurials neue Gegner zu schaffen; darum stehe ich vor Ew. Majestät, die Kunde von dem zu bringen, was der Tyrann und seine Satelliten über diese glückliche Insel heraufzubeschwören in ihrem schwarzen Herzen tragen."

Elisabeth konnte sich dem Feuer, der Ueberzeugungskraft dieser Rede nicht verschließen. Aber ihrem vorsichtigen Geiste fehlten dennoch mancherlei Mittelglieder, um die ganze Kette dieses merkwürdigen Verhängnisses klar überschauen zu können. „Ich glaube Euch, ich möchte Euch ganz glauben," rief sie lebhaft aus. „Aber sagt selbst, kann ich dies — Ihr selbst macht kein Hehl daraus, daß Ihr Spanier, Katholik und eigentlich ein Mönch seid. Ihr seid also Eurem Vaterlande, Eurem Glauben und

Eurem Orden ungetreu geworden. Solche Bande können niemals ganz durchschnitten werden. Sie sind in den Tiefen unserer Seele fest geknüpft, und gehen auch die Wogen des Lebens oft stürmisch darüber hinweg, daß sie ganze Zeiten hindurch völlig verdeckt und verschwunden scheinen — drunten, auf dem Grunde, sind sie dennoch vorhanden, und der kann schwer irren, welcher darauf rechnet, daß sie auf immer zerrissen seien."

„Eure Zweifel, erhabene Königin, sind gerecht. Darum gestattet mir, noch hinzuzufügen: ich bin Einer der Maranos, der Abkömmlinge jener Juden, welche zum Katholicismus gezwungen worden sind und seitdem von demselben Katholicismus so unerbittlich und grausam verfolgt werden. Wir haben lange geduldet, es hat uns aber Nichts genützt. Jetzt sind wir erwacht, und wird man uns den Kampf gegen unsere Tyrannen verdenken? Hat uns nicht vielleicht dieselbe Vorsehung, welche die Macht gründet, aber die mißbrauchte Macht immer stürzt, zu Werkzeugen bestimmt, dieselbe Despotie wankend zu machen, die uns sich angeeignet hatte? Ja, ich bin Spanier. Aber sehe ich mein Vaterland erdrückt und verödet, die Rechte seiner Staaten in den Staub getreten, sein hochbegabtes Volk in Verdummung und Knechtschaft gestürzt; wie sollte ich mich nicht gegen die Henkershände erheben, die dieses reiche Paradies zu Schädelstätten, Wüsteneien und Kerkern verwandeln? Ich war Katholik; aber waren dies nicht alle die Männer, die im Laufe dieses Jahrhunderts die Fessel ihres Geistes gesprengt, das Joch ihrer Seele abgeschüttelt und eine neue Lehre begriffen und begründet haben? War Euer königlicher Vater nicht ein großer Reformator, nachdem er lange Zeit „Vertheidiger des Glaubens", das ist der Kirche, gewesen? Nun, meine Lehre ist keine neue, sie ist die angestammte meines Volkes, die überlieferte meiner Väter von Jahrtausenden

her — warum sollte ich mich nicht zu ihr zurückfinden, da die gegnerische Kirche selbst mit tausendfachen Schrecken und Verbrechen mich aus ihren Hallen getrieben ... Ja, Majestät, ich bin ein Führer der Marranen; ich bin ausgegangen, diesen eine Freistätte zu suchen in einem Lande, wo man geneigt wäre, das Recht und die Freiheit des Glaubens anzuerkennen, und sie auch dem Geringsten nicht zu verweigern. Es ist eine kleine, treue Schar, die sich um mich gesammelt, und die wie ich bis zu ihrem letzten Athemzuge gegen Spanien und die Inquisition zu kämpfen bereit ist. Wir thun dies auch ohne zu wissen, in welchem Winkel der Erde wir zur Ruhe kommen und unsere Häupter in Sicherheit niederlegen werden; wir thun dies auch da, wo man uns dafür nicht zu gewähren willig ist, was doch ein Gewinn für alle Menschen sein würde ... Erhabene Königin, jetzt wisset Ihr Alles, jetzt entscheidet!"

Elisabeth hatte im schnellen Geistesfluge das, was sie eben erfahren, mit dem verglichen, was sie vom Herzog von Devonshire vernommen und es überall im Einklang gefunden. Sie erhob sich nach einer Weile aus ihrem Sessel, und trat vor die Tafel: „Hm, Mann," sprach sie zu Tirado, „Ihr redet so, daß man Euch mit ganzer Seele glauben darf. Und so sollet Ihr sehen, daß ich mich wohl auf die Höhe Eurer Ansichten erheben kann. Ich möchte Euch und Eure Genossen gern in England aufnehmen, schon um des Lohnes willen, den Wir Euch schuldig sind, und weil ich weiß, daß Ihr eine harmlose und fleißige Schar seid, die viel Kapital in das Land bringt und den Verkehr belebt. Ich möchte gern in meinem Staate das Gesetz der Glaubensfreiheit verkünden und bethätigen; nicht weil ich von dem abstrakten Grundsatze ausgehe, daß jeder Mensch wirklich das Recht habe, sich beliebig mit seinem ganzen Gepäcke, in welchem Staate und Lande es sei, einzuquartieren, der Staat hingegen

nicht das Recht besitze, sich die Leute zu besehen und ihnen Bedingungen vorzuschreiben — sondern weil ich sehe, daß Glaubenseinheit nur durch die unerträglichsten Zwangsmittel erhalten werden kann, und daß die Bürger erst dann untereinander zur Ruhe kommen werden, wenn sie gelernt haben, einen Jeden in seinem Glauben gehen zu lassen, wie er will, und nicht ein Bürgerrecht im Himmel anzuerkennen, das mit der Bürgerpflicht auf Erden in Streit zu gerathen vermag. Fürwahr, die Menschen werden früher nicht zu einem ruhigen Betriebe ihres Gewerbes in Stadt und Land gelangen, als bis sie den allgemeinen Frieden in Glaubenssachen geschlossen haben. Und dennoch kann ich es nicht. So wenig wie Ihr einen Lohn gefordert habet, bevor Ihr mir Eure wichtigen Nachrichten hinterbrachtet, so wenig mag ich Euch einen Lohn verheißen, den ich Euch nicht gewähren kann. Die Glaubensparteien in England halten sich jetzt still zu einander, weil sie wissen, daß ich das Recht einer jeden schütze, und weil sie doch zuletzt eingestehen müssen, daß sie alle aus dem Boden Großbritanniens erwuchsen, also auch ein volles Recht haben, hier zu existiren. Ihr aber wäret ein fremdes Element, fremd an Volk, Sitte und Glauben, und wenn ich daher Euch diesem England aufzwingen wollte, so würden sich Alle dagegen vereinigen, und hieran müßte meine Macht und also auch mein Wille scheitern."

Tirado erwiderte hierauf nichts. Die Königin fuhr daher fort: „Es wäre Unser Wunsch, Euch in Unserem Dienste in der großen Sache zu verwenden, deren erste bestimmte Nachricht Ihr Uns gebracht. Allerdings muß hierin das größte Stillschweigen, das unbedingteste Geheimniß beobachtet werden. Selbst meine Räthe dürfen vorläufig nichts davon wissen. Wäret Ihr daher wohl im Stande, Uns über Eure Persönlichkeit irgend ein glaubhaftes Zeugniß vorzulegen?"

Tirado verbeugte sich und sprach: „Ich kann es, Majestät.“ Schnell holte er aus der inneren Tasche seines Wammses ein Papier hervor, entfaltete es, und überreichte es mit leuchtenden Augen der Königin. Es war ein gewichtiges Wort des Prinzen von Oranien über die Treue und Hingebung Tirado's für die Sache des guten Rechts, mit welchem er ihn Allen empfahl, die zu seinen, des Prinzen, Freunden und Gönnern gehörten.

Die Königin las es mit Bedacht und reichte es ihm dann mit freundlicher Miene wieder zurück. „Wir finden Uns völlig befriedigt,“ sprach sie, „und nun rasch zum Werke. Höret wohl auf meine Befehle. Ihr begebt Euch sofort auf Eure Caravalle zurück, und macht sie segelfertig. Gegen Morgen werden Wir Euch versiegelte Briefe an Unseren Admiral, Sir Francis Drake, zukommen lassen, und Ihr fahret damit nach Spithead, woselbst er mit seiner Flotille verweilt. Er wird Euch derselben einreihen. Ihr segelt dann alsbald mit ihm dahin ab, wohin die versiegelten Ordres ihn befehligen. Wir wollen es Euch sagen: es gehet nach den spanischen Küsten, um Alles noch einmal zu erkunden, was Ihr berichtet habt, und wie weit es seit Eurer Abfahrt von Setuval gediehen ist, dabei auch Alles zu vernichten und zu zerstören, was er von jener furchtbaren Armada erreichen kann. Ihr könnt hier Probestücke Eurer Treue und Klugheit genug abgeben. Ihr sehet, Wir schenken Euch volles Vertrauen, und Ihr werdet demselben zunächst entsprechen, wenn Ihr Niemandem, hört Ihr, Niemandem von Unserer Unterredung und Unserem Auftrage, auch nicht das geringste Wort, verrathet. Wenn morgen die Sonne aufgeht, muß die Stelle leer sein, an welcher Euer Schiff gelegen.“

Tirado war von diesen Befehlen sehr betroffen, und nur mit Mühe entrangen sich seinen Lippen die Worte: „Zu Gnaden, erlauchte Königin, dürfte ich meine Freunde,

die um mich in Sorgen und Aengsten sind, da ich ganz vor ihnen verschwunden bin, nicht mit einigen Worten . . ."

„Nicht mit einem einzigen," fuhr Elisabeth heftig auf . . . „Da giebt es alte Männer und Weiber, und wissen die ein Wort, so weiß bald die ganze Welt deren hundert . . . Nun, Tirado," fügte sie freundlicher hierzu, „in der Schule des schweigsamen Oraniers müsset Ihr schweigen gelernt haben. Ich selbst übernehme es, Dom Antonio mit einigen Andeutungen zu beruhigen, und das wird für Eure Freunde genügen. Lebt wohl, wenn Wir Euch wiedersehen, werdet Ihr Uns frohere Kunde zu bringen haben. Noch Eines, vergesset nicht, dem Boten, der Euch die Briefschaften überbringen wird, den speziellen Bericht über Alles, was Ihr wisset, kurz und bestimmt, wie Ihr hier gesprochen, versiegelt einzuhändigen."

Eine Handbewegung, Tirado zog sich zurück und verließ das Gemach.

XVII.

Sobald Elisabeth Nachricht von der Abfahrt des tapfern Sir Franzis Drake mit seiner kleinen Flotte hatte, erließ sie, immer noch unter dem Schleier des Geheimnisses, Befehle, die Zurüstungen zu dem Kriege so vorzubereiten, als wenn alle Mittheilungen, die Tirado gemacht, schon vollständig bestätigt worden wären. Mit der Rückkehr Drake's sollten dann mit der höchsten Anspannung aller Nationalkräfte die Vorkehrungen zum Kriege getroffen werden. Die Seemacht Elisabeth's belief sich auf nicht mehr, als dreißig größere und kleinere Schiffe. Diese sollten unterdeß kampffähig gemacht werden. Außerdem gab sie Befehl, die Befestigungen der Häfen zu untersuchen und, wo es Noth that, auszubessern und zu vermehren. Sie war sich wohl bewußt, daß die kolossalen Rüstungen Spanien's für England einen Kampf um die Existenz gelten; und je klarer ihr Geist die Machtverhältnisse und Kriegsmittel auf beiden Seiten erwog, desto größer ward ihre Beunruhigung über den Ausgang des Kampfes und das Schicksal ihres Thrones und ihres Landes. Sie hatte seit Jahrzehnten rastlos gebaut und geschaffen, ohne Unterlaß gesäet und gepflegt und alle ihre Arbeiten waren mit sichtlichen Erfolgen gesegnet; noch niemals während seiner langen Geschichte bot England das Bild eines so reichen Aufblühens, eines so mächtigen Aufschwunges wie unter

ihrer Regierung — und nun sollte ein Kampf ohne Beispiel, ein blutiges Ringen mit einem Koloß alle diese Erzeugnisse des Friedens zerstören und verschlingen und vielleicht die losgelassenen Banden eines wilden und grausamen Feindes alle diese lachenden Fluren zerstampfen, alle diese wachsenden Städte zertrümmern und veröden! ... Ihre Stimmung wechselte rasch; oft flammte ihr Muth in der Hoffnung gewissen Triumphes hoch auf und sie gedachte, ihre segensreiche Regierung mit einem unermeßlichen Siege zu krönen; bald wieder drang eine schwermüthige Verzagtheit in ihr Herz ein, daß müde und ermattet ihr Haupt ihr auf die Brust sank . . . doch sie kannte sich; sie wußte, wäre erst die Stunde energischen Handelns gekommen, konnte sie vor ihren Rath und ihr Volk treten und den ganzen Umfang der drohenden Gefahr aufdecken, ja, nahete erst der unvermeidliche Kampf selbst, so würden alle diese Schwankungen weichen und sie, wie ein echter Held, mit wahrer Lust alle Mühen übernehmen, in alle Wagnisse eingehen.

Unterdeß nahm sie sich vor, die Welt und insonders ihren Gegner durch den Schein des Frohsinns und heiterer Stimmung, durch eine Reihe von Hoffesten und glänzenden Vergnügungen zu täuschen.

Zunächst bestimmte sie den folgenden Tag zur feierlichen Auffahrt bei Dom Antonio, dem sie diesen Besuch zur Begrüßung schuldig war. In ihrem prächtigsten Staatswagen legte sie den weiten Weg von Whitehall zum Montaguehouse mitten durch die belebtesten Straßen London's zurück. Es war ein glänzendes Schauspiel, das sie hierdurch ihren getreuen Unterthanen gab, welche sich um so mehr davon angezogen fühlten, je seltener es vorkam. Nach dem Geiste der damaligen Zeit stellte der Wagen in allegorischer Weise den höchsten Gipfel des Olymps vor, auf welchem die Königin als die Göttin

dieses Landes ruhete. Der Sitz war von goldenen und purpurnen Wolken umgeben, und Götter und Genien waren im feinsten Schnitzwerk mit großer Ueberladung an allen Theilen der Karosse angebracht. Zwölf edle Zelter zogen sie, und eine Abtheilung der prächtig gekleideten Leibgarde ging voran. Zu beiden Seiten des Wagens ritten der Lordstallmeister und der Lordkämmerer, und nun folgten in langen Reihen die höchsten Würdenträger und alle Chargen des Hofes, Herren und Damen, sämmtlich zu Roß und von vielen Dienern begleitet. Die Behörden der City kamen in ihrem mittelalterlichen Pomp der Königin zur Begrüßung entgegen, die Zünfte mit ihren Fahnen und Emblemen bildeten Spalier, das Volk in dichtgedrängten Haufen den Hintergrund. Von Raum zu Raum waren Musikbanden aufgestellt, deren Fanfaren von dem Jubel des Volkes noch übertönt wurden. Wohl kaum eine Stadt dieses Erdballs konnte zu jener Zeit einen Anblick solchen Reichthums bieten, der nicht allein von den Großen des Landes, sondern auch von allen Schichten des Volkes zur Schau getragen wurde; noch weniger aber war irgendwo ein solches Einverständniß zwischen Thron und Volk, eine solche Liebe zur Person des Monarchen zu finden.

Der portugiesische Flüchtling wußte diese Ehre, die einem regierenden Herrscher nicht größer bezeugt werden konnte, wohl zu schätzen. Schien doch darin die Anerkennung seiner Rechte und die Verheißung kräftiger Unterstützung zu liegen. Elisabeth war die Liebenswürdigkeit selbst, und, freilich ohne durch irgend eine wirkliche Zusage sich zu binden, forderte sie Dom Antonio auf, so lange, wie es ihm räthlich erschiene, in ihrem Staate als Gast zu verweilen, und richtete ihn mit den wärmsten Ausdrücken der Theilnahme und mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft, welche dem Rechte den Sieg nicht vor-

enthalten werde, auf. Alsdann ließ sie sich auch Marie Nunes, als Base des Königs, vorstellen. Ihr prüfender Blick weilte auf der ihr gerühmten Schönheit des Mädchens, und sie gestand sich, daß sie eine vollendetere noch nicht gesehen. In ihrer Erinnerung stieg unwillkürlich zur Vergleichung das Bild jener unglücklichen Königin auf, deren Todesurtheil sie selbst mit fester Hand unterschrieben hatte. Sie glaubte einige Aehnlichkeiten mit ihr zu entdecken, aber die Reinheit der Unschuld und die Frische der Jugend, welche aus Antlitz und Gestalt Mariens leuchteten, ließen jenes Bild einer durch Unglück getrübten und bereits durch die Jahre veränderten Schönheit weit hinter sich, so daß es schnell wieder in die Schatten der Vergessenheit zurückwich. Elisabeth fühlte sich durch diesen Eindruck in ihrem kleinen geheimen Plane bestärkt, und faßte schnell den Entschluß, Marie Nunes an ihren Hof zu verpflanzen nnd ihrer Person näher zu bringen. Sie erwies dem jungen Mädchen eine fast mütterliche Zärtlichkeit, befragte sie nach ihrem Heimathlande, ihren Eltern, ihrer Reise, und wandte sich dann zu Dom Antonio, dem sie scherzend vorwarf, eine so junge Dame ohne mütterliche Obhut und ohne weiblichen Umgang bevormunden zu wollen, und ersuchte ihn, seine Schutzbefohlene ihrer Fürsorge zu überlassen.

„Wir gestehen Euch gern, Dom Antonio," fügte sie hinzu, „daß hierbei auch einiger Eigennutz einfließt. Wir lieben es, wenn Wir von den Beschwerden und Mühsalen der Regierung ermüdet und erschöpft sind, den ganzen Ballast abzuwerfen, und einige Augenblicke im Kreise der Jugend und Schönheit die muntere Laune wieder zu gewinnen, die Uns in früheren, schöneren Tagen niemals verließ. Also ich nehme meine Bitte als gewährt an. Es wird Dir, mein Kind, schon bei Uns zumuthen. Herzog von Devonshire!" wandte sie sich an den Kreis der

Höflinge, „Ihr werdet die Sorge übernehmen, Donna Marie Nunes ihrem Befehle zufolge einen der nächsten Tage nach Whitehall zu bringen. Ihr habet das Fräulein nach London geführt, und haben Wir als Dank Euch dieses angenehme Geschäft zu übertragen.“

Diese letztere Bemerkung der Königin beseitigte schnell in Marie Nunes die Auffälligkeit, daß gerade dieser Mann zu ihrer Begleitung und damit gewissermaßen zu ihrem bleibenden Cavaliere auserſehen worden. Sie war überhaupt noch zu unerfahren, um in dem Benehmen Elisabeth's irgend etwas Anderes als einfache und natürliche Motive zu suchen und gab sich willig dem Zauber hin, den die Schmeicheleien der großen Königin auf sie übten. Die Befriedigung der Eitelkeit und die Aussicht, in einem ihr so neuen, hohen und großartigen Kreise Viel des Neuen und Großartigen zu erleben, machten sie glücklich und ganz bereit, das zwar prächtige, aber stille und ernste Montaguehouse mit dem glänzenden Whitehall zu vertauschen. Bevor sich Elisabeth verabschiedete, theilte sie Dom Antonio, ungehört von den Anwesenden, einige Andeutungen über das Schicksal Tirado's mit, die jener selbstverständlich alsbald auch Marien kundgab. Sie erfuhr, daß Tirado seiner Haft entlassen und augenblicklich von der Königin selbst in einer geheimen Missson entsendet worden. Ein stechender Schmerz durchfuhr Marie bei dieser Nachricht, denn groß war ihr Verlangen, den ihr so theuren Freund wiederzusehen, und die Aussicht, daß die Erfüllung ihrer Sehnsucht in eine ungewisse Ferne hinausgeschoben sei, drückte sie schwer. Trotzdem gab die Gewißheit, daß er frei und sicherlich bei der Königin zu Ehren gekommen sei, ihr eine große Beruhigung; sie mußte sich in's Unabänderliche fügen, und vermochte dies um so eher, als die dunklen Wolken, die sich um sein Geschick zu lagern geschienen, so schnell wieder zerstreut waren.

Marie Nunes erhielt einige schöne Zimmer im königlichen Palaste, welche Elisabeth selbst bestimmt hatte, nach der Sonnenseite, um es „dem lieben Kinde warm zu machen," mit der Aussicht auf den Park, weil „es an Luft und Grün gewöhnt sei." Es begann nun in der That eine Reihe glänzender Hoffeste, deren Neuheit und Zerstreuung auf die Seele des jungen Mädchens einen unwiderstehlichen Reiz übten. Da die damalige Zeit das Groteske und Burleske durchaus nicht verschmähete und dieses mit dem Erhabenen und Sinnreichen zu verschmelzen geneigt war, und die Träume der Phantasie in der Wirklichkeit darzustellen sich bemühete, besaß sie einen großen Reichthum in Mannigfaltigkeit und Charakter solcher Feste. Die Einförmigkeit, welche in unsrer Zeit die Höfe nur dem Ehrgeize erträglich macht, war verbannt, und Alles berufen, was Vergnügen und Interesse zu wecken befähigt war. Marie Nunes gab sich diesem Strome mit kindlichem Entzücken hin. Allerdings bemühte sich Elisabeth gar nicht, die Absichtlichkeit zu verbergen, mit welcher sie den Herzog von Devonshire bei allen diesen Festen zum Partner Mariens machte, und sie verschmähte es sogar nicht, wenn sie mit Marien sich unterhielt, ihr die Vorzüge dieses Mannes des Breiteren auseinander zu setzen. Dagegen benahm sich dieser selbst mit einer solchen Bescheidenheit und Zurückhaltung, daß Marie nur in seltenen Augenblicken, wenn sie ihn unbemerkt beobachtete, an der Gluth seiner Blicke gewahrte, daß seine Gefühle für sie noch unverändert seien. Aber noch von einer andern Seite drohete dem jungen Mädchen eine Gefahr. Graf Leicester war nach und nach ganz von ihr bezaubert, und so sehr er sich vor dem Hofe, besonders vor der Königin, den höchsten Zwang anlegen mußte, fand er doch Gelegenheit genug, sich Marien zu nähern, und bald ohne Scheu ihr die Erklärung seiner Liebe zuzuflüstern. Sie

erschrak, denn sie kannte den mächtigen Einfluß, den dieser Günstling besaß, und fühlte die Schlauheit seines Geistes heraus, mit welcher er seine Zwecke zu verfolgen und seine Gegner zu verderben wußte. Aber mit feinem Takte verstand sie es, seine Werbungen in dem Tone der Courtoisie aufzunehmen, der am Hofe Elisabeth's im Großen und Kleinen vorherrschte, und in diesem Tone zu antworten, so daß der Ernst stets im Gewande des Scherzes erschien, und der Graf es nicht vermochte aus den Grenzen dieses in das Gebiet jenes hinüber zu kommen.

Elisabeth kannte aus den Mittheilungen des Herzogs die Triebfedern wohl, welche in der Seele des jungen Mädchens lebendig waren. Aber sie glaubte, daß diese unter der Einwirkung der königlichen Gnadensonne und unter der Gluth der höfischen Feste, des Glanzes und der irdischen Größe in dem jugendlichen Herzen immer mehr schmelzen und ihre Spannkraft verlieren würden. Da Marie Nunes niemals einen Widerwillen gegen die Begleitung des Her:ogs verrieth, so hielt sich die Königin bald ihrem Siege nahe. Es sollte jetzt ein Hauptsturm gewagt, und der hohe Sinn des Mädchens in seiner Grundwurzel angegriffen werden. Eines der Hauptvergnügungen, welche unter der Regierung Elisabeth's aufgekommen, die ausgedehnteste Gunst in den höchsten und niedrigsten Kreisen gewonnen und eine schnelle Entwickelung erhalten hatte, war das Schauspiel. Aller Widerstand, welchen diese Kunst bei den zahlreichen Frommen im Lande, und darum bei allen Behörden bis in den Geheimenrath der Königin hinein gefunden, war vergebens: die Zahl der Theater, die Menge der Künstler, die Größe der Dichtungen wuchsen von Tag zu Tag, und überstiegen weithin das, was wir in unsren Tagen hiervon besitzen. Schon Heinrich VIII., noch mehr Elisabeth, waren große Freunde der dramatischen Kunst, und unter diesem Schutze

gelang es den Schauspielern, ihre vielen und mächtigen Feinde zurückzudrängen. Die Hauptgesellschaft erhielt den Namen „die Schauspieler der Königin,“ und etablirte sich in Blackfriars, dem ehemaligen Kloster der „schwarzen Brüder“. Absichtlich hatte Elisabeth seit dem Eintritt Mariens in dem Pallast sich und den Hof von dem Theater fern gehalten, während ein Jeder dem jungen Mädchen von der Herrlichkeit dieses Vergnügens, das ihm ganz unbekannt war, erzählte, und ihre Neugierde auf's Höchste spannte. Jetzt bestimmte Elisabeth einen Tag, an welchem sie das Theater wieder besuchen wollte, und gab dem Dirigenten, dem vielgerühmten Richard Burbadge, den Befehl, ein Stück aufzuführen, welches vor einem Jahre zum ersten Male dargestellt worden und ein außerordentliches Aufsehen gemacht hatte. Verfaßt war es von einem jungen Schauspieler, Namens Shakespeare, der sich bereits als Dramendichter des größten Beifalls und Ruhmes erfreute.

Marie Nunes war sehr aufgeregt. Man hatte ihr das Schauspiel nicht blos als eine glänzende Kunst gerühmt, welche die Einbildungskraft und das Gemüth in die tiefste Bewegung zu setzen und mit den großartigsten Bildern zu beschäftigen vermöge, sondern auch als eine edle Anstalt der Bildung und Gesittung, auf welche das Jahrhundert stolz sein könne. Nachmittags drei Uhr sollte das Schauspiel beginnen. Die Königin begab sich zu Wagen in Begleitung ihres Hofes dahin, und zum Erstaunen Aller befahl sie, daß Marie Nunes an ihrer Seite Platz nehmen solle, indem sie hinzufügte, sie wolle ihrem Volke den Anblick der Schönheit neben der Majestät nicht vorenthalten. In der That verdiente Marie Nunes an diesem Tage diese Bezeichnung in vollem Maße, denn die Erwartung und diese ungeahnte Ehre strahlten um so mehr von ihren rosigen Wangen, ihrem holdlächelnden

Munde, ihren glänzenden blauen Augen. Sie langten an. Wie die Königin in den großen, hochgewölbten Saal und in ihre prächtig dekorirte Loge trat, bliesen die Musiker, welche sich auf einer Tribüne der Scene gegenüber befanden, schmetternde Fanfaren, die Vornehmen und Reichen, welche auf Stühlen im Parterre saßen, erhoben sich, und das übrige zahlreiche Publikum rief ihr „Gott segne die Königin" mit unendlichem Jubel zu. Dann trat die feierlichste Stille ein, die von dem Lärmen um so mehr abstach, welches die Menge vor der Ankunft der Majestät sich ungescheut erlaubte. Marie hatte einen Sitz hinter der Königin erhalten, von welchem aus sie bequem Alles übersah und von Allen gesehen ward. Die königliche Loge war das Ziel aller Blicke. Da rollte der Vorhang auf, und ein unwillkürliches Ah! fuhr durch die ganze Versammlung. Man hatte bis dahin sich mit einer höchst kärglichen Scenerie begnügt; von beweglicher Dekoration noch Nichts gewußt; die unansehnlichsten Andeutungen mußten der Einbildungskraft hinreichen, Ort und Zeit den Zuschauern vorzuführen; die Kunst der Schauspieler war allein berufen, alle diese Lücken auszufüllen und den Geist der Zuschauer zu beschäftigen. Dies Mal war es anders geworden. Der ganze Hintergrund war von einem großen Bilde ausgefüllt, welches den Marktplatz, die Paläste, eine gewaltige Kirche einer großen Stadt darstellte, und vor welchem zwei riesige Löwen als Steingebilde ruheten. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit dessen, was auf diesem Bilde zu schauen war, und das man an diesem Orte zu erblicken niemals erwartet hatte, entlockte allen Anwesenden den Ausruf der Bewundrung. Wie gewöhnlich stand an der linken Seite eine schwarze hölzerne Tafel, auf welcher dies Mal das Wort „Venedig" zu lesen war. Jetzt erhob sich das Publikum von Neuem, und rief der Königin ein donnerndes „Dank" zu. In diesem Augen-

blicke aber betraten die Schauspieler die Bühne, und sofort legten sich die Wellen der aufgeregten Masse.

Ein Mann tritt auf, von mehreren Genossen umgeben, ein reicher Kaufmann von Venedig, dessen Schiffe, mit kostbaren Waaren beladen, alle Meere befahren, edel, großmüthig, freigebig und doch von tiefer Schwermuth beherrscht. Er selbst kennt deren Grund nicht, und seine Genossen mühen sich vergebens, sie zu zerstreuen. Nicht Habgier, noch irgend eine Leidenschaft ist ihre Ursache. Ihm naht ein Freund, dem er überaus zugethan ist, und bittet um seinen Beistand. In nicht ferner Stadt wohnt ein schönes, tugendhaftes, reiches Mädchen, von vielen hochgestellten Freiern umworben. Ihr Vater hat in seinem Testamente ihre Hand an die Lösung eines Räthsels geknüpft, weil nur ein hochgesinnter, tiefblickender Geist diese Lösung zu bewerkstelligen vermag. Diesem Mädchen gehört das ganze Herz des Freundes, und er weiß, daß auch sie ihm ihre Neigung zugewandt. Er will daher unter den Bewerbern um ihre Hand erscheinen; um aber dies dem Range und den andern Freiern gemäß thun zu können, bedarf er der Mittel, die ihm fehlen. Tief steht er schon in Schuld bei dem Kaufherrn, aber er ruft noch einmal dessen Freundschaft an, ihm zu jenem Zwecke dreitausend Dukaten zu leihen. Jener geht mit Freuden darauf ein, da er aber durch die Ausrüstung mehrerer Schiffe, die auf dem Meere schwimmen, im Augenblicke eine so hohe Summe nicht besitzt, sendet er den Freund aus, sie auf seinen Namen und seine Bürgschaft irgendwo zu erheben. — Dies war die erste Scene. Marie Nunes lauschte ihr mit voller Seele. Die Schönheit der Sprache, der Wohlklang der Verse, die Fülle reicher Gedanken und scharfsinniger Bemerkungen, welche, gehoben durch die vollendete Kunst der Schauspieler in Vortrag und Geberde, einen steigenden Zauber auf sie übten, rissen ihre unbe-

fangene jugendliche Seele hin. Die zweite Scene führte zwei liebliche Frauengestalten, Herrin und Dienerin, herein, von denen die erste jenes vielumworbene Mädchen ist. Im leichten, üppigen Geplauder spottet sie, ihrer Dienerin gegenüber, über ihre Freier, die sie mit überströmender Laune kennzeichnet, und verräth dabei in zartester Weise ihr tiefes Gefühl für jenen Venetianer, den sie bis jetzt vergeblich unter ihren Bewerbern erwartet hat. Alles dies ward in so drolliger, pikanter und geistreicher Weise dargestellt, daß Marie immer entzückter, immer gespannter wurde. Wer konnte diese edlen Männer, diese lieblichen Frauen nicht lieben? Wer ihnen nicht die volle Sympathie des Herzens entgegentragen? Die Augen Mariens glänzten vor Befriedigung, viel zu wenig hatte man ihr von der Herrlichkeit dieser Kunst gesagt, die so viele Tiefen der Menschenseele aufdeckte, sie auf so umleuchtete Höhen hinaufhob — die Königin, die dann und wann einen Blick auf ihren schönen Schützling warf, sah ihr Werk bis jetzt gelungen. Die Erwartungen Mariens waren immer höher gespannt, alle Triebfedern ihrer reichen Seele spielten, um aufzunehmen, was ihr geboten ward.

Die dritte Scene versetzte die Zuschauer an den Ort der ersten. Bassanio, jener Freund des Kaufherrn, hat einen Mann gefunden, der die erforderliche Summe vorzustrecken im Stande ist. Im Gespräch mit einander treten Beide auf. Aber was für ein Mann! Ein schmutziger, niedriger Geizhals, der einen tiefen Haß gegen den Kaufherrn, Antonio, im Herzen birgt. Und er hat Ursache dazu. Antonio hat ihn beschimpft, getreten, angespien vor allem Volk; er hat das Gewerbe des Mannes als schändlichen Wucher gebrandmarkt; noch mehr, er verleihet Geld, große Summen, ohne jemals Zins zu nehmen, und hat dem Wucherer dadurch großen Schaden verursacht. Dieser Haß ist noch allgemeinerer Natur, denn Shylok

haßt alle Christen, wie sie „sein auserwähltes Volk“ hassen. Shylok ist ein Jude. Antonio selbst erscheint, und der Streit zwischen Beiden bricht alsbald aus, und Jeder wirft dem Andern die Gründe seines Hasses vor. Aber Shylok will auch großmüthig sein, will die dreitausend Dukaten hergeben, will keinen Zins haben, aber Antonio soll einen Schein unterschreiben, daß, wenn am Verfalltage das Geld nicht zurückgezahlt worden ist, Shylok das Recht haben solle — ein Pfund Fleisch aus dem Körper des Kaufmanns herauszuschneiden. Antonio geht lachend darauf ein, er nimmt es als Scherz, und weiß, daß er lange vor der Zeit das Geld zurückzuzahlen vermöge. Aber sein Feind weiß es besser; er rechnet auf die Unsicherheit des Meeres, auf die Gefahren, die draußen auf die Güter der Menschen lauern. So endete der erste Akt.

Wie wenn plötzlich ein eisiger Nordwind mitten in die erhitzte Sommerluft dringt, oder unerwartet ein kalter Wasserstrom auf das glühende Antlitz stürzt: so wirkte diese letzte Scene auf die erregte Seele Marie Nunes'. Alle Poren ihres Geistes waren geöffnet, um den entzückenden Odem dieser Kunst einzusaugen — und nun der Pesthauch einer solchen Persönlichkeit, eines solchen Charakters, eines solchen Ausbruchs der scheußlichsten Leidenschaft. Und dies sollte — ein Jude sein, ein Repräsentant ihres Stammes, ein Träger des Glaubens, dem sich ihre ganze Seele zugewandt, für den sie ihr Leben, ihre Stellung, ihre Eltern eingesetzt hat, zu welchem sich zu bekennen sie die Gefahren nächtlicher Flucht und weiter See- und Irrfahrt auf sich genommen. Kalte Schauer rieselten durch ihre Glieder, ein Krampf schnürte ihr die Kehle zu ... Doch in den Zwischenräumen, bis der zweite Akt begonnen, und unter dem brausenden Geräusch, das vom Publikum aus die Pause füllte, kam sie zur Ueberlegung. Kann dies nicht wirklich ein Scherz sein? Oder wird nicht neben

diesem entarteten Sohne ihres Stammes ein anderer, würdigerer Vertreter desselben erscheinen? Sie wartete des Kommenden. Die heiteren, launigen Scenen, die jetzt folgten, erfreuten sie nicht mehr, wie vorher; sie kamen ihr schon etwas schal und gesucht vor. Es traf sie wenig, daß der Diener des Juden erschien und bald diesen, bald jenen Hieb auf den abwesenden Herrn führte. Jetzt aber trat die Tochter des Juden auf, und giebt einen Liebeshandel zu erkennen, den sie heimlich mit einem lustigen Gesellen, einem Christen, hat, an den sie durch den Diener einen Brief bestellen läßt, in welchem die Verabredung, sie zu entführen, getroffen wird. Sie will ihrem Vater entlaufen und Christin werden. In einem Gespräch mit dem Vater regt sich in dem Mädchen auch nicht die geringste Gewissensunruhe; als er gegangen, ruft sie ihm herzlos nach: „Lebt wohl! Und ist das Glück nicht gegen mich verschworen, hab' einen Vater ich, und Ihr ein Kind verloren!“ Die Entführung geht vor sich; aber das Mädchen geht nicht allein, sie nimmt ein Kästchen mit den kostbarsten Edelsteinen, Ringe, Beutel und Dukaten mit sich — und dies Alles, indem sie sich doch überaus schämt, Pagenkleider anzuziehen, welche die Flucht ermöglichen sollen. Ja, unter den von ihr gestohlenen Dingen befindet sich selbst der Verlobungsring ihres Vaters mit ihrer Mutter, und diesen giebt sie später hin, um — einen Affen dafür zu erkaufen! Und trotzdem wird sie als tugendhaft, treu und liebenswürdig geschildert! Marie war entrüstet, empört, voll Ingrimms, wie ihn ihre reine Seele noch niemals empfunden. Sie fühlte, hier galt es keine Charakteristik, nicht einmal eine Carricatur ihres Volkes — hier war das volle, bewußte Streben, alle Glieder ihres Stammes in dem Lichte gemeiner, scheußlicher Ungeheuer darzustellen, alle Momente ihres Lebens in das Gemeine und Abscheuliche zu kehren, und so Haß und

Vorurtheil gegen sie mit Verachtung und unbeschränkter Schmach zu paaren und zu rechtfertigen. Wie? Auch jenes glänzende Kleinod am Haupte Israels wollte man mit frevelhafter Hand losreißen, die unantastbare Familienliebe, das reine Familienglück? Auch dieses wollte man in den Staub treten, mit Koth besudeln? . . . Der Genius der Kunst, der sich ihrem edlen und begabten Sinne zu offenbaren begonnen, verhüllte sich ihr schnell in die Trauergewänder gemeiner, menschlicher Leidenschaft. Das sollte der Ort sein, wo Bildung und Gesittung, Läuterung und Veredelung das Volk ergreifen und umschaffen sollten — während man alle Kraft des Genies nur dem wüsten Hasse, der Verläugnung aller Wahrheit, dem gröbsten Unrechte dienstbar machte? . . . So empfand Marie Nunes. Ihr Herz klopfte, ihre Pulse schlugen fieberhaft, ihr Athem ward heiß, ein kalter Schweiß sammelte sich auf ihrer Stirn und in ihren Händen; sie lehnte sich in ihren Sessel zurück und schlug die Augen nieder. Elisabeth betrachtete sie. Sie sah sie ergriffen, erschüttert, und glaubte vergnügt, gesiegt zu haben. Wer sieht in die Seele des Menschen hinein, und gewahrt, was darin vorgeht?

Was noch weiter geschah und gesprochen ward, war Marien so gleichgültig, daß sie es kaum bemerkte. Nur die Scenen, welche den eigentlichen Gegenstand des Stückes betrafen, fesselten ihren Antheil, und regten ihre Geister um so mehr auf. Der Spott und Hohn, mit dem der über den Verlust seiner Tochter und so vieler Kostbarkeiten jammernde Vater überschüttet ward, die Herzlosigkeit eines andern Juden, der noch auftritt, bestärkten sie in ihrer Meinung. Jetzt kamen die Hauptscenen des Drama's. Antonio hat Alles verloren; er kann die geliehene Summe nicht zurückerstatten; der Verfalltag ist vorüber. Der Jude läßt Antonio verhaften; alle Einwendungen, Schmeicheleien und Drohungen, das Anerbieten Bassanio's, aus

den Mitteln seiner Braut die Summe dreifach zu zahlen, die Verwendungen des Dogen und der Senatoren sind vergebens — Shylok will das Pfund Fleisch, vom Herzen Antonio's gelöst. Die Gerichtsscene geht vor sich in all' ihrer widerwärtigen Peinlichkeit, mit all' der unerschütterlichen Hartnäckigkeit, mit welcher der Jude auf sein Recht besteht — bis das juridische Räthsel durch einen juridischen Witz gelöst ward: das Pfund Fleisch mag er nehmen, aber für jeden dabei vergossenen Tropfen Blutes und jede Faser Fleisch mehr oder weniger als ein Pfund müsse er mit dem Leben büßen. Zuletzt wird ihm noch für seine strafbare Absicht sein Vermögen genommen und seiner entlaufenen Tochter zugesprochen, ja man zwingt ihn, Christ zu werden, und er thut dies auf die erste Aufforderung. — Marie hatte diesen Fortgang erwartet. Er traf sie nicht mehr mit derselben Heftigkeit, und ihr ringendes Herz konnte die Fassung gewinnen. Nun, sagte sie sich, das sind keine Juden! Sie ging alle ihre Erinnerungen durch, von dem ersten Erwachen ihres Bewußtseins bis zu dem heutigen Tage — sie konnte keine Andeutungen, keinen Anhalt für diese Menschen, für diese Vorgänge unter Allen finden, die sie von ihrem Stamme kennen gelernt, unter Allem, was sie von ihnen gehört, erfahren und gelesen. Aber anderswo fand sie dieselben. Sie sah blutige Handlungen, martervolle Verfolgungen, gräßliche Schandthaten, sie sah sie verübt in Kerkern, vor Gerichtshöfen, auf den Richtplätzen, offen auf den Märkten und heimlich in den Gemächern — aber an den Juden, die sie mit Nichts vergalten, von den Feinden dieser, und oft aus niedriger Habgier und mit ränkevollen Listen. Das Schicksal aller ihrer Freunde bot zahlreiche Beispiele dar. Das Bild ihrer hochsinnigen Mutter trat vor sie, und rief mit liebevoller Stimme ihr zu: Glaub' es nicht! Das Bild ihres sterbenden Vaters näherte sich ihr, und rief mit erlöschender Stimme ihr zu:

Glaub' es nicht! Das Bild des treuen Mannes, der sein Leben einsetzte, Christen und Juden zu retten, und das Geschick seiner Freunde an die Erlösung der Menschheit zu knüpfen, tauchte vor ihr auf und rief im feurigen Glanze seiner Augen und im Leuchten seines bleichen, edlen Angesichtes ihr zu: Glaub' es nicht, Marie — gerade das Gegentheil fand statt, nur daß man die Tropfen Blutes nicht scheuete, wenn man das Fleisch von unseren Herzen löste! . . .

Diese Gedanken und Gefühle, diese Bilder füllten die Seele Mariens, daß sie den Schlußakt des Stückes ungehört und ungesehen ließ, daß sie wie im Traume den Wagen der Königin bestieg, mit Mühe deren Fragen kurz beantwortete. Elisabeth war schlau genug, das Mädchen nicht viel zu behelligen, und wollte den Sturm ihrer Gefühle erst austoben lassen. Sie war sicher, ihren Zweck erreicht, und in Marie einen derartigen Widerwillen gegen ihre, in solcher Entartung erscheinenden Stammesgenossen geweckt zu haben, daß sie die Lust verlöre, sich ihnen wieder zuzugesellen, und den Widerstand aufgäbe, dem Herzoge von Devonshire ihre Hand zu reichen.

Aber es war anders. Allerdings legte sich eine flammende Schamröthe auf Marie Nunes, aber nicht über ihre Stammesgenossen, wie sie sind und wie sie dieselben glaubte, sondern wie sie hier entartet und verkommen dargestellt worden waren. So mußten sie jetzt den Männern und Damen des Hofes, den Herren und Dienern erscheinen, und an dieser Schmach glaubte sie, selbst Theil zu haben. Thränen der Entrüstung, Thränen des Zornes entrollten ihren schönen Augen, bleichten ihre rosigen Wangen. Sie fühlte sich einsam, verlassen, sie fühlte sich krank. Sie zog sich in ihre Zimmer zurück, lehnte alle Besuche ab, wies die Theilnahme an allen Hofceremonien und Festen zurück. Ihre Gedanken schweiften zum ein-

samen Thale am Tajo, zu ihren Eltern, zu Tirado hinüber. Sie machte sich jetzt Vorwürfe, sich den Schmeicheleien und weltlichen Vergnügungen des Hofes so ganz hingegeben zu haben. Ihr grübelnde Seele glaubte in ihren gegenwärtigen, bitteren Enttäuschungen eine verdiente Züchtigung zu erfahren, und küßte die Vaterhand, welche zur rechten Zeit sie ihr hatte angedeihen lassen. Selbst ihrem Bruder Manuel, der von Zeit zu Zeit zu ihr in den Palast kam, und welcher sich eifrig damit beschäftigte, die große Stadt, ihre Verhältnisse und ihren Verkehr kennen zu lernen, verbarg sie den Zustand ihrer Seele und schützte körperliches Leiden vor.

Mitten in diesen Kämpfen und Schmerzen erhielt sie einen Brief Tirado's, der auch ein Schreiben ihrer Mutter einschloß. Das war eine Tröstung! Fast hätte sie laut aufgejauchzt, als sie ihn mit zitternder Hand ergriff! Schiffe, die Sir Francis Drake mit reicher Beute beladen in die Heimath zurückgesandt, hatten diese Briefe mitgebracht.

XVIII.

So ungern auch Tirado sich von London entfernte und den Boden verließ, auf welchem er jetzt Marie Nunes weilen wußte: so ordnete er sich doch der höheren Fügung willig unter, die ihm in dem Werke seines Lebens fortzuarbeiten hieß. Mit Jubel von seinen Genossen empfangen, und in seiner Caravalle sich wieder auf eigenem Boden fühlend, lichtete er die Anker nach Empfang der königlichen Briefschaften, und fuhr mit frischem Morgenwinde die Themse hinab, um die Flotille von Sir Francis Drake aufzusuchen. Wie wohl thaten ihm die kühlen Wellen der Luft nach der dumpfen Haft, die er hinter den Mauern des Towers zu erleiden gehabt!

Der tapfere und thatendurstige Drake stach sofort in See, und öffnete, auf hohem Meere angelangt, die versiegelten Instruktionen. Sie lauteten, mit seinen sechs kleinen Schiffen, zu denen sich jetzt noch die Caravalle Tirado's gesellt hatte, nach den Küsten Portugals und Spaniens zu fahren, dort zu erkunden, was er über die Rüstungen Philipp's zu erfahren vermöchte, und von spanischen Schiffen und Kriegsvorräthen zu vernichten und aufzufangen, was ihm begegnete. Dazu war Drake der ganze Mann. Seine Kühnheit, die Beweglichkeit seiner Schiffe, die Gewandtheit und Thätigkeit seiner Matrosen und Mannschaft, seine Schlauheit, Tapferkeit und Erfahrung

machten ihn für den kleinen Krieg zum befähigtsten Führer, zum furchtbarsten Gegner. Sein Scharfblick erkannte in Tirado das geschickte Werkzeug seiner Pläne, und sofort faßte er zu diesem Manne ein unbedingtes Vertrauen. Nach einer Berathung mit ihm umschiffte er die portugiesische Küste in einem weiten Bogen, um seinen ersten Schlag in Cadix auszuführen, und dahin zu gelangen, bevor eine Kunde von ihm hingedrungen sei. Die spanischen Fahrzeuge, auf welche man bei dieser Fahrt stieß, wurden genommen und vernichtet. Glücklich gelangte man um das Cap San Vincent, und fuhr in den Golf von Cadix ein. Cadix liegt auf der Südspitze der Insel Leon, mit welcher sie durch einen hohen Steindamm verbunden ist. Die Insel befindet sich an der Südostseite einer sehr geräumigen Bucht, der Bay von Puntales, in welche sich der Guadalete ergießt, an dessen Mündung, Cadix gegenüber, El Puerto de Santa Maria liegt. Beide Städte besitzen vortreffliche Häfen, von denen der von Cadix der weit geräumigere und gesichertere ist. Philipp ließ daher seine Kriegsschiffe auf den Werften von Puerto bauen und ausrüsten, und sobald sie vollendet waren, nach dem Hafen von Cadix hinüberführen. Drake sah ein, daß er es mit den vielen und großen Gallionen, die bereits bei Cadix kampfgerüstet lagen, nicht aufnehmen könne, und beschloß daher, seine Verwüstungen unter den halbfertigen Schiffen von Puerto und unter den Vorräthen, die hier in riesigen Massen aufgehäuft waren, anzurichten. Begünstigt von einer dunklen, aber sternenhellen Nacht, fuhr er dicht an Puerto heran, um mit dem ersten Morgengrauen plötzlich über den Nichts ahnenden Feind herzufallen. Die Caravalle Tirado's ward zur Vorhut gestellt, und in ihrer Unscheinbarkeit konnte sie wie im Fluge dicht an die im Hafen liegenden Kriegsschiffe und bis an die Werften gelangen. Sie hatte einige Brander an Bord,

die sie, von einem Schiffe zum andern eilend, an die spanischen Schiffskiele heften sollte, um dann zurückweichend ihre Verkleidung fallen zu lassen und mit ihren Kanonen die Schiffe zu beschießen. Bis zu dieser Zeit sollte Drake's Flotille sich diesem Orte genähert haben und das Werk vollenden. Es war ein gefahrvolles Unternehmen, das den verschiedensten Chancen unterworfen war. Alles kam auf die Entschlossenheit und Geistesgegenwart Tirado's an. Es war mehr Akt einer verzweifelten Hingebung, als der Besonnenheit und des Kampfesmuthes. Aber Tirado bedachte sich nicht; in dem ersten Brander, den er glücklich am Kiel eines Spaniers angebracht hätte, erblickte er die ungezügelte Kriegsfurie, die endlich zwischen Spanien und England auflodern sollte — und diese anzufachen, sah er als seinen Beruf an. Er verließ sich auf die geringe Wachsamkeit der Spanier und auf das Glück, das ihn bis hierher bei allen seinen Unternehmungen geleitet. Wohlbekannt mit den Oertlichkeiten, fuhr er beim ersten Schimmer der Morgenröthe aus dem Versteck, welches Drake gewählt hatte, dessen Schiffe sich dem kühnen Marranen zu folgen bereit machten. Ein leichter Nebel begann sich über die Fluthen des Meeres zu legen, sehr willkommen, denn sie waren nicht stark genug, um die Schiffe zu verhindern, ihren Cours zu nehmen, wohl aber hinreichend dicht, um sie dem unachtsamen Feinde zu verdecken. Pfeilschnell lief die Caravalle unter portugiesischer Flagge in den Hafen von Puerto ein, hier und da von einem schläfrigen Wächter angerufen, der sie aber, während er sich noch die Augen rieb, aus Sicht verlor und glaubte, ein Nebelgebilde gesehen zu haben. So gelangte die Caravalle bis in die Mitte der spanischen Schiffe; schnell ließ sie die mit den Brandern versehenen Boote nieder, einige kecke Gesellen sprangen hinein, fuhren unvermerkt an die Kiele der riesenhaften Gallionen, die hier der letzten Ausrüstung harrten,

schlugen unerschrocken die Brander an die Schiffswände und flogen wie verscheuchte Vögel zur Caravalle zurück, während die durch das Klopfen aufmerksam gewordenen Spanier sich vergebens bemühten, zu erforschen, was dieses zu bedeuten hätte. Jetzt öffnete Tirado die Luken seines Schiffes, und begrüßte die Spanier mit dem Donner und den Geschossen seiner Kanonen. Kurze Zeit darauf kamen auch Drake's Schiffe an, nahmen das Fahrzeug Tirado's auf, und überschütteten die Spanier mit einem Hagel von Kugeln. Die Verwirrung dieser war grenzenlos. Einige der Brander hatten sich entzündet und in kurzer Zeit leckten die Flammen an den Wänden und Masten der Schiffe auf. Der Kanonendonner belehrte die Spanier, daß der Feind mitten unter ihnen sei. Sie wußten nicht, wer dieser sei und woher er gekommen. Jedermann floh. Die wenigen Besonneneren kappten die Ankertaue, um dem Orte des Verderbens zu entkommen. Sie stießen auf einander, und bohrten sich gegenseitig in den Grund. Das Feuer verbreitete sich, brennende Fahrzeuge liefen auf den Strand und zündeten die dort aufgehäuften Vorräthe von Hanf, Pech und Hölzern an. Die Bewohner der Küste, die dort liegenden Regimenter kamen in Allarm und stürzten nach dem Ufer. Die Trommeln rasselten, die Hörner klangen schaurig. So verlief eine Stunde, während welcher Drake unabläßig bemüht war, so vielen Schaden wie möglich anzurichten, so weithin wie möglich Verderben auszubreiten. Jetzt aber war der lichte Tag angebrochen; die Kriegsschiffe im Hafen von Cadix begannen auszulaufen; die drei Forts, welche die Bay von Puntales beschützten, fingen ihrerseits an, ihre Geschütze spielen zu lassen. Es war Zeit, den Rückzug anzutreten. Drake gab das Signal und fuhr mit seinem Schiffe, dem größten und stärksten der Flotille, voran, um den übrigen die Bahn frei zu machen. Ihm folgte

die Caravalle Tirado's. Die Schnelligkeit der englischen Schiffe rettete sie. Nur langsam vermochten die kolossalen Gallionen vorwärts zu kommen. Die spanischen Forts waren nur halb armirt, da Niemand einen Feind erwartet hatte, und Spanien in diesem Augenblicke mit aller Welt in Frieden stand. Nur eines der englischen Schiffe ging verloren. Von schweren Kugeln getroffen sank sein Mast und wurde sein Steuerruder zertrümmert; das Wrack wurde abgeschnitten und die Mannschaft gefangen. In kurzer Zeit befand sich die englische Flotille auf hoher See, und nahm siegestrunken ihren Cours nach Westen. Das Unheil, das sie angerichtet hatte, war unermeßlich; der Brand wüthete noch tagelang. Ueber dreißig große und kleine Schiffe waren gänzlich vernichtet; eben so viele bedurften der ausgedehnten Wiederherstellung; aber noch größer war der Verlust an Vorräthen und Ausrüstungsmaterial. Durch diesen Schlag allein war es Philipp unmöglich gemacht, seine Flotte noch in diesem Jahre zum Kriege auslaufen zu lassen; der Riesenkampf der spanischen Armada mußte auf das nächste Frühjahr verschoben werden. Freilich war sein Grimm nur um so heftiger angefacht; die Zähigkeit seines Charakters verband sich diesmal mit einer maßlosen Wuth, und er versammelte nur mit um so gestachelterem Eifer alle Kräfte seiner weiten Reiche, um endlich diese verhaßten Briten, diese ketzerischen Insulaner in ihrem eigenen Eilande zu erdrücken und unter seine Füße zu bringen.

Sir Francis Drake machte sich hierüber keine Sorge, sondern fuhr nunmehr an der portugiesischen Küste hinauf. Sein Plan war, sich vor die Mündung des Tajo zu legen, um hier einer Carraque aufzulauern, welche mit den Schätzen Ostindiens beladen in dieser Zeit erwartet wurde. Er lief auf seinem Wege in die Buchten und Häfen hinein, zerstörte was er erreichen konnte, brandschatzte die

Städte und Flecken und hatte überall einen großen Erfolg. Denn in allen Häfen und Seeplätzen herrschte das regste Leben und mit großer Umsicht benutzte Philipp auch den geringsten Ort und die unbedeutendste Gelegenheit, um für sein großes Unternehmen zu schaffen und Vorbereitungen zu treffen. Um so mehr war der Weg des englischen Befehlshabers von Zerstörung und Vernichtung bezeichnet, und seine Schiffe genügten nicht die zusammengeraffte Beute zu bergen. Der Schrecken breitete sich über das ganze Land; wohin er sich näherte, entfloh Alles, und Niemand wagte mehr, sich ihm entgegen zu stellen. So langte er vor dem Ausfluß des Tajo an. Aber er durfte nicht wagen, in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Denn eine ziemlich starke Kriegsflotte lag hier versammelt und mächtige Forts bedrohten den Eindringling. Aber furchtlos versperrte er den Eingang des Flusses und die Spanier erkühnten sich nicht, ihn anzugreifen.

Nachdem die englische Flotte Stellung genommen, eilte Tirado zu seinem tapferen Befehlshaber und erbat sich auf einige Tage einen Urlaub. Drake bewilligte ihn ungern; aber er war dem kühnen Helden von Cadix zu sehr zu Dank verpflichtet, als daß er ihm diese Gunst versagen konnte. Bald darauf segelte die Caravalle um das Capo Rocca, und Tirado fuhr mit einem Boote in dieselbe versteckte Bucht ein, wo er früher die Flüchtlinge des einsamen Thales aufgenommen hatte. Hier verließ er, als die Sonne im Westen niedersank, das Schiff und begann einsam die pfadlose Höhe zu ersteigen, die ihn von der Felsschlucht trennte, in welcher er Frau Mayor und ihren Gatten zurückgelassen hatte. Monde waren vorübergegangen, die Erde hatte ihr Herbstkleid angelegt, und der Wind strich rauh und frostig über die kahlen Höhen. Als die Sonne ihre letzten Strahlen vergoldend über die Gipfel der Berge breitete, hatte Tirado jene Stelle erreicht,

wo Marie Nunes auf seinen Arm gestützt, beim Leuchten der Blitze den letzten Blick auf die Heimath und die Stätte ihrer Lieben geworfen, die sie niemals wiedersehen sollte. Wie viel hatte sich seitdem ereignet, und doch sah sich Tirado vom Ziele seiner Wünsche noch ebenso fern wie damals. Trauer und Sehnsucht, Zweifel und Hoffnung stritten sich in seinem bewegten Gemüthe um die Obmacht — aber er durfte nicht zögern. Die Dämmerung sank schnell in die Thäler und Schluchten hinab, und er hatte noch den schwierigen und gefahrvollen Felssteg zu überwinden, der zu dem Häuschen hinabführte, wo die unglücklichen Homems zuletzt geweilt. Ob er sie da noch finden werde, und wie?

Die Nacht hatte ihre dunklen Schleier über die Tiefen gelegt, als er glücklich in der verborgenen Felsschlucht anlangte. Noch wenige Schritte, und er sah das Häuschen vor sich. Schweigsam stand es vor ihm, kein Laut drang heraus, nur aus Einem Fenster quoll ein schwaches, gedämpftes Licht. Er wagte es nicht, hineinzugehen, theils weil er nicht gewiß war, wen er darin treffen könnte, theils weil er fürchtete, Frau Mayor, wenn sie sich daselbst befände, durch sein plötzliches Erscheinen allzu sehr zu erschrecken. Ungewiß, was er thun solle, umging er mehrere Male das kleine Haus, oft stehen bleibend, um zu lauschen. Da vernahm er Schritte, die Pforte öffnete sich, und ein Mann trat heraus. An den Umrissen erkannte er den alten treuen Carlos. Sein Herz wallte freudig auf, denn die Anwesenheit dieses Dieners gab ihm die Bürgschaft, daß die hier verweilten, welche er auf so mühseligem Pfade aufgesucht. Er trat an Carlos heran, legte seine Hand auf dessen Arm, und bedeutete ihm mit der anderen, zu schweigen, während er ihm die Worte zuflüsterte: „Ich bin Jakob Tirado.“ Carlos erkannte ihn alsbald, und fiel ihm vor stürmischer Freude um den Hals.

Tirado litt dies gern, führte aber den alten Mann einige Schritte seitwärts in das Gebüsch, um, ungehört von den Bewohnern des Häuschens, sich zuvor mit ihm zu besprechen.

Ehe Tirado Lissabon verlassen, hatte er Sorge getragen, daß nach gelungener Flucht durch einige Vertraute das Gerücht verbreitet werde, er sei mit Antonio, den Marranos und der ganzen Familie Homem entflohen, ein Gerücht, das später durch die Berichte des spanischen Gesandten in London bestätigt worden. So glaubten die Spanier, daß die Homems ihnen entkommen seien, und bald hatte man ihrer gänzlich vergessen. Dennoch drang einmal eine spanische Streifpartei in das einsame Thal am Tajo, und fand hier die alte Frau mit ihrem Sohne als Pächter vor. Die Soldaten thaten sich gütlich an den Vorräthen, nahmen Alles mit, was sich Werthvolles vorfand, und zerschlugen in ihrem wüsten Uebermuthe, was sie nicht mitschleppen konnten. Dann verließen sie das Thal, um niemals wieder zu kommen. Dennoch blieb Frau Mayor mit ihrem kranken Gemahle im Häuschen in der Schlucht, besonders weil der Letztere durchaus sich aus demselben nicht entfernen wollte. „Hier," sagte dieser, „hier habe ich endlich die Ruhestätte gefunden, wo ich ganz sicher bin. Die Felsen halten treue Wacht und lassen keinen Pfaffen und keinen Soldaten herein, hier will ich sterben!" — Und Frau Mayor war die Beruhigung ihres Mannes viel zu theuer, als daß sie diese nicht mit allem Ungemach hätte erkaufen mögen, das mit diesem beschränkten, feuchten und von allen Mitteln der Bequemlichkeit so fernen Aufenthaltsorte verbunden war. Carlos und die beiden Menschen in dem Thale, die sich so gut, wie sie konnten, wieder einrichteten, waren die einzigen Mittelglieder der beiden aus der Welt Verbannten mit dieser, und auch ihnen war die größte Vorsicht zur höchsten

Pflicht, um sich und ihre Herrschaft in keiner Weise zu verrathen. Aber der treuen Hingebung ist Alles möglich, und so vermochte Carlos selbst einige Male einen mit der Familie durchaus vertrauten Arzt nach der Schlucht zu bringen, um Gaspar Lopez einige Erleichterungen in seinen schweren Leiden zu verschaffen. Freilich verbarg er der heldenmüthigen Frau nicht, daß die Kunst hier Nichts mehr zu bewirken, ja nicht einmal aufzuhalten vermöge; die Krankheit steigerte sich, und die Kräfte nahmen sichtlich ab. Es waren harte Zeiten für das großherzige Weib. Ihre Kinder schwammen draußen im gebrechlichen Fahrzeuge auf dem Ocean, und sie hatte keine Kunde von ihnen; am Lager des leidenden und hinsiechenden Gatten, dem sie nur eine unermüdliche Geduld widmen, aber keine Hülfe schaffen konnte, vergingen in völliger Einsamkeit langsam die Tage, langsamer die Nächte. Niemand als der treue Diener stand ihr bei, an Niemanden konnte sie das Wort ihres Wehes richten, und ihr schweifender Blick fiel nur immer und immer wieder auf die starren, rothen Felswände, welche so dicht und so hoch ragend das Häuschen umgaben. Und wie sollte es in der Zukunft werden? Wenn die Hand des Todesengels die müden Lider des Kranken auf immer geschlossen hätte, wohin sollte sie sich wenden, wohin ihre Schritte lenken? . . . Aber ihr Geist erlahmte nicht. Mit der edlen Kraft ihres Herzens verscheuchte sie den schwarzen Geier der Verzweiflung, der mit seinen dunklen Schwingen auf sie eindringen wollte. Ihr Auge fiel durch die kleinen Scheiben des Fensters auf den blauen Himmelsabschnitt, der sich droben zeigte, und dieser war ihr Bürge, daß das Auge Gottes über ihr wache, daß es noch Licht und Freiheit auch für sie gebe, und daß es nur darauf ankomme, diese Zuversicht nicht aus der Seele zu lassen, um auch die Zeit der Einkerkerung zu ertragen und sich des Grußes einer helleren Zu-

kunft würdig zu machen. Aus den Tiefen ihres Gemüthes strömte ihr die Ueberzeugung herauf, daß all dieses qualvolle Unheil, das über ihre Familie hereingebrochen, eine Sühne sei für das Vergehen der Väter, die sich der Wahrheit ihrer Erkenntniß entzogen, daß jedes neue Ungemach die Läuterung vervollständige und die Sturmwolken immer mehr vom Himmel ihrer Kinder verscheuche. Und in diesem mystischen Glauben richtete sie sich auf zu Kraft und Muth.

Tirado erfuhr dies Alles aus dem Munde des greisen Dieners, und bald hatte er sich mit diesem verständigt, was zu thun sei. Leise schlüpften die beiden Männer in das Haus, und bei einer angezündeten Kienfackel schrieb Tirado auf ein Blättchen, das er aus seiner Brieftasche gerissen, die Worte: „Von Euren Kindern bringt die glücklichsten Nachrichten Euer Jakob Tirado." — Diese Zeilen trug Carlos in das kleine Krankenzimmer, in welchem Frau Mayor sich befand.

Als sie diese gelesen, sprang sie von ihrem Sitze auf, das Blatt zitterte in ihrer Hand, und ohne Fassung rief sie aus: „Tirado! Meine Kinder . . . Ist er hier?"

Tirado war eingetreten, und zu ihr hinschreitend, sprach er: „Ja, verehrte Freundin, ich bin hier."

„Und meine Kinder? Wo sind sie? Warum habt Ihr sie verlassen? . . ."

„Sie sind wohlauf und gut versorgt in London. Ich habe sie verlassen, weil ich es durfte und weil ich es mußte. Beruhigt Euch, Frau Mayor, ich will es Euch berichten, Ihr wisset, was ich Euch mittheile, ist lautere Wahrheit!"

In gedrängten Zügen gab jetzt Tirado seiner lauschenden Zuhörerin einen Bericht über alle Vorgänge, die sich seit seiner Abfahrt zugetragen. Er verschwieg ihr nur seine Haft im Tower, und konnte die bange Mutter mit

der Versicherung beruhigen, daß sich Marie Nunes und Manuel unter dem Schutze Dom Antonio's sicher und wohlgeborgen in der Hauptstadt des Britenreiches befänden. Mit seiner Fahrt unter dem Commando Drake's, und wie er diese benutzt habe, sie aufzusuchen, schloß er. Frau Mayor fühlte sich sehr glücklich; sie ergriff die Hände Tirado's und drückte sie, und mit leuchtenden Augen sprach sie: „Ihr seid stets der treue, aufopfernde Freund, der keine Mühsale und keine Gefahren scheut, um ein trauriges Mutterherz zu erquicken, ja, Ihr seid mir ein Gottgesandter in der Stunde der höchsten Noth!"

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als eine andere Stimme vom Krankenlager her, klar und verständlich herübertönte.

„Tirado, bist Du hier? Komm näher. Ein Bote Gottes bist Du mir. Seit Wochen sucht meine Seele nach Dir, und konnte Dich nicht finden. Jetzt bist Du da. Ich fühle es, mein Geist konnte die fesselnde Hülle nicht eher verlassen, als bis Du gekommen. Tritt näher, meine Zeit ist abgemessen."

Frau Mayor und Tirado, welche voll Schreckens diese Stimme vernommen, die in solcher Klarheit und Kraft seit langer Zeit nicht gehört worden, eilten zum Lager des Kranken. Das Licht, das vor diesem stand, warf seine Strahlen auf das Antlitz Gaspar Lopez', und beleuchtete die verfallenen Züge, das abgemagerte Antlitz des Leidenden, auf welches die Hand des Todes ihre grelle, schreckhafte Schrift deutlich verzeichnet hatte. Aber seine Lider hatten sich gehoben und aus seinen Augen strömte ein Glanz, der die Wiederkehr seines Bewußtseins in unzweideutiger Weise erwies. Er winkte seiner Gattin, daß sie ihn aufrichte und durch Polster stütze, und dann sprach er:

„Ich habe mein Haus zu bestellen, bevor ich scheide, und wir müssen eilen, daß es nicht zu spät werde. Mayor, meine theure Mayor, weine nicht; Du Perle meines Lebens, Du Quelle meines Glückes und meines Trostes, beruhige Dich. Du hast mir der Liebe ein so unendliches Maß erwiesen, der Treue und Hingebung so schrankenlose Opfer gebracht, daß Du an der Erinnerung dessen zehren und Dich erheben kannst, so lange Du lebest. Wenn ich dahingeschieden, so ist die Kette zerrissen, die Deinen Fuß an dieses Land voll bittren Trübsals gefesselt, und wie eine lichte Taube kannst du den Flug hinübernehmen, wohin Deine Sehnsucht Dich treibt. Thue es, thue es unverweilt. Meinen zerfallenden Körper übergebt der Erde an diesem stillen Plätzchen; der Segen eines liebenden Vaters wird aus ihm hervorgehen, und seinem Weibe und seinen Kindern eine friedliche Stätte bauen unter anderer Sonne. Tirado, ich will Dir meinen letzten Willen eröffnen; schreibe ihn auf, daß ich das Blatt noch unterzeichne, Carlos soll gegenwärtig sein und als Zeuge unterschreiben. Unterbrecht mich nicht, meine Kraft schwindet.“

Und nun verordnete er, daß sein ganzes Vermögen, über welches die Dokumente sich in einem eisernen Kästchen befanden, nach Abzug eines bedeutenden Geschenkes für Carlos, die Amme und ihren Sohn, in vier Theile getheilt werde, von welchen einer seiner Wittwe, zwei seinen Kindern und einer Tirado gehören sollten. Bis zu ihrer Mündigkeit, sollten Frau Mayor und Tirado die Vormundschaft über seine Kinder haben, und diese überhaupt Nichts ohne die Zustimmung Tirado's unternehmen. Wenn sie seinen Leichnam begraben hätten, sollte Frau Mayor keinen Augenblick länger hier verweilen, sondern den blutigen Boden ihres Vaterlandes auf immer verlassen und zu ihren Kindern eilen. Keine Spur der Homems solle in diesem Lande verbleiben, außer der einsamen Gruft in der

verborgenen Schlucht, die vielleicht niemals der Fuß eines Menschen wieder betreten werde. — Tirado mußte diese Verordnungen des Sterbenden in möglichster Schnelle niederschreiben; dann wurde Carlos hereingerufen, das Ganze vorgelesen, und Lopez unterzeichnete es mit Hülfe seiner Frau in zitternden, aber lesbaren Schriftzügen.

So lange hatte die Kraft des Sterbenden ausgehalten. Auf seinem Antlitz rang der Tod mit den verhauchenden Kräften des Lebens; immer bleicher wurde das Antlitz, weißer die Lippen, tiefer die Furchen, stierer der Blick. Sein Haupt sank zurück; aber noch einmal lispelten seine Lippen: „Mayor, hilf mir! . . . Tirado, bring meinen Segen meinen Kindern! . . .“ Frau Mayor neigte sich nieder, sie erkannte den Wunsch ihres Mannes, legte seine Arme um ihren Nacken, hob seinen Oberkörper an ihre Brust, legte seinen Kopf auf ihre Schulter. Ja, sie vernahm noch, wie ein leises Zittern der hinschwebenden Seele: „So ist es recht . . . hier will ich sterben . . .!“ Auch Tirado war dicht herangetreten; sein fester Blick war auf die brechenden Augen Gaspar Lopez' gerichtet — noch einige schwere Minuten, und Tirado hob laut das Wort an: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist einzig!“ — wie dieses Wort verhallte, war der Geist der zerbrochenen Hülle entflohen — Gaspar Lopez war todt. . . . Lautes Aufschreien seines Weibes; Ströme von Thränen; der todte Körper fällt auf das Lager zurück, das Weib neben ihm auf die Knieen. Tirado steht stumm am Fenster, und starrt in das Dunkel der Nacht hinaus . . .

Langsam schwinden die Stunden der Nacht. Die Dämmerung beginnt; der Strahl der Morgensonne findet spät seinen Weg in die tief gelegene Schlucht. Aber wie er kommt, ist er der Bote des Lebens, das unnachsichtlich seine Forderungen stellt, seine Ansprüche erhebt. Es will das Todte nicht dulden auf der Oberfläche dieses Erdballs,

und das Licht will es nicht ertragen in seinem Reiche. Tirado verläßt das Fenster; er ergreift die Arme seiner Freundin, er hebt sie auf, und geleitet sie in die Kammer Carlos', wo er sie in einen Sessel niederläßt. Dann geht er mit dem weinenden Diener hinaus und schaufelt eine Gruft. Dann tragen sie den erkalteten Leichnam hinaus, betten ihn auf grünem Laube des Waldes, legen einige Bretter darüber und wölben einen Hügel, den sie mit wilden Sträuchern bepflanzen. Als das traurige Werk beendet, führt Tirado die Wittwe an den Grabhügel des Geschiedenen; sie knieen nieder, und Tirado spricht laut Worte des Gebetes, Worte der Liebe und des treuesten Gedenkens, Worte des Trostes und der Aufrichtung. Die Seele der Mayor erwacht aus ihrer Betäubung, lauscht den Worten des Freundes, den Worten der Religion und nimmt sie in sich auf. Droben schreitet die Sonne über den Rand der Felswand daher und sendet ihr goldenes Licht in die wilde Schlucht, auf das Grab und die knieenden Beter nieder; leise rauschet der Wind um die Ecke des Felsens herein und durch die Wipfel der Bäume, und wehet Kühlung um die heißen Wangen der Beter. Und das Verlangen des Lebens rührt sich in den Seelen der Beter, und ihre Augen wenden sich einander zu, und ihre Hände fassen sich, und sie erheben sich vom Boden. Da breitet Mayor ihre Arme aus, und Tirado umfaßt sie, und Mayor flüstert ihm zu: „Du bist mein Sohn, mein treuer, vielgeliebter Sohn!"

„Und der Herr nimmt, und der Herr giebt, und der Name des Herrn sei gepriesen!" —

Noch am Abend desselben Tages gelangte Tirado mit Frau Mayor und Carlos bei seinem Schiffe wieder an. Frau Mayor hatte nur ihre Kostbarkeiten, theure Erinnerungen aus vergangenen Zeiten, und das Nothwendigste, was sie für sich bedurfte, mit sich genommen; alles Uebrige

hinterließ sie der alten Amme, von welcher der Abschied ein tief erschütternder gewesen. Mit diesen Dingen hatte sich Carlos beladen, während Tirado das eiserne Kästchen trug, in welchem sich die Verzeichnisse und Urkunden über die reiche Hinterlassenschaft Gaspar Lopez' befanden, und Frau Mayor auf der mühevollen Wanderung über die Höhen unterstützte. Mit der äußersten Sorgfalt, aber mit nicht minderer Freudigkeit richtete Tirado dieselbe Cajüte für die Mutter ein, welche die Tochter auf der früheren Fahrt eingenommen, und sobald noch einmal die Schatten der Nacht dem rosigen Tageslichte gewichen waren, stach er in See, um die Flotille Drake's wieder zu erreichen.

Nach einigen Tagen fand der englische Befehlshaber, daß seine gegenwärtige Stellung Gefahr drohend, ja unhaltbar sei. Er mußte voraussetzen, daß bald eine größere spanische Kriegsmacht ihn überfallen würde, als der er die Spitze zu bieten vermöchte, oder es konnte ein Weststurm eintreten, der seine Schiffe in den Tajo einzulaufen zwingen würde. Er beschloß daher die Anker zu lichten, und nach den Azoren zu fahren, wo er der erwarteten Caraque begegnen mußte. Bevor er absegelte, belud er eines seiner Schiffe mit den kostbarsten Gegenständen der Beute und sandte es nach England zurück. Diese willkommene Gelegenheit benutzten Tirado und Frau Mayor, um Briefe an Marie Nunes und Manuel zu befördern.

Die Fahrt nach den Azoren war von günstigem Wetter begleitet. Der Frau Mayor that es unendlich wohl, nach so vielen Tagen der Einsamkeit und der Verlassenheit am Krankenlager ihres leidenden Gatten wieder unter Menschen zu verweilen und die frische Luft des Meeres einzuathmen. Und mit welcher Verehrung und Liebe begegneten ihr alle die jungen, hochgesinnten und aus den gebildetsten Kreisen stammenden jungen Männer, die sich um Tirado gesammelt! Sie betrachteten sie als

das Haupt und die Märtyrerin ihrer Schar und sahen in ihrer Gegenwart die Bürgschaft des Gelingens ihrer Pläne und einer schönen gesicherten Zukunft. Vor Allen aber kam ihrem Herzen Tirado immer näher, er, dem sie nach dem Vorgange ihres beweinten Gatten die Rechte eines Sohnes eingeräumt. Es waren fast glückliche Tage, die sie hier verbrachten.

Nicht lange brauchten die Engländer auf der Höhe der Azoren den reich beladenen Ostindienfahrer zu erwarten. Bald genug signalisirte man seine Ankunft. Aber er kam nicht allein, sondern in Begleitung zweier großer Kriegsschiffe. Der Entschluß des Sir Francis Drake war bald gefaßt. Das eine spanische Kriegsschiff fuhr voran, die Caraque folgte, und erst in einiger Entfernung kam das zweite Kriegsschiff herauf. Drake theilte seine kleine Flotille in zwei Treffen. Sein Commandoschiff, von zwei anderen begleitet, sollte das erste Kriegsschiff angreifen; das zweite Treffen von zwei Schiffen und der Caravalle dem Ostindienfahrer die Flucht abschneiden. Tirado sah es diesmal nicht ungern, so nur einen geringen Antheil am Kampfe zu nehmen. Das Manoeuver gelang vollkommen. Das spanische Kriegsschiff war bald umringt, von drei Seiten zugleich angegriffen, von den Kugeln der Engländer durchbohrt, während seine Geschütze viel zu hoch lagen, um den niedrigen und schnell sich bewegenden feindlichen Schiffen Schaden thun zu können. Der zweite Spanier konnte nicht so schnell heransegeln, um seinem Genossen zu Hülfe zu kommen, und da er das Schicksal desselben gewahrte, und eine andere Abtheilung des Feindes auf sich zukommen sah, hielt er es für das Beste noch zur rechten Zeit zu entkommen. Er wandte und nahm den Cours gegen Südwest, indem er zugleich der Caraque den Befehl ertheilte, denselben Weg einzuschlagen. Hier aber war es Tirado, der dem Ostindier die Flucht abschnitt.

Er fuhr kühn zwischen denselben und die spanische Gallione; die beiden Engländer folgten — und die Caraque war genommen. Das erste Kriegsschiff hatte sich ergeben.

Nach diesem Siege trat der tapfere Drake den Rückweg an. Er hatte seine Aufgabe mit unerwartetem Glücke gelöst. Er hatte die genauesten Erkundigungen über alle Rüstungen des spanischen Königs eingezogen und sich über deren Endziel die zweifelloseste Gewißheit verschafft. Er hatte über hundert spanische Fahrzeuge vernichtet, dem Feinde unermeßlichen Schaden bereitet, und reiche Beute abgenommen. Mit dem stolzesten Selbstbewußtsein eilten die Briten ihrem Vaterlande zu.

XIX

Die Briefe machten auf Marie Nunes einen tief erschütternden Eindruck. Sehr gemischte Gefühle bestürmten ihr Gemüth. Der Tod ihres Vaters rief in ihr einen herben Schmerz hervor. Ach, er war ein so zärtlicher Vater! Und wenn sie auch mit vielen seiner Ansichten nicht übereinstimmte, sich ihnen nicht anzuschmiegen vermochte, wenn sie in ihm das Band gesehen, das sie und ihre Mutter in ihrem unseligen Vaterlande, unter dem schweren Bann der Verfolgung, in der schmerzlichen Haft eines erheuchelten Glaubensbekenntnisses zurückhielt, daß sie dem edelsten Triebe, den beglückendsten Träumen ihrer Seelen nicht nachfolgen konnten — er hatte doch ein Herz voll Liebe und Zärtlichkeit für sie, das in jedem Worte und in jeder That sich kund gab. Jetzt war er nach langem Leiden in seine einsame Gruft hinabgesunken, und sie hatte nicht noch einmal in sein brechendes Auge sehen, seine sterbende Hand nicht noch einmal drücken können? Für immer war er ihr geschieden, ohne daß sie das Wort des Abschiedes und des Segens von ihm empfangen hatte! . . . Und doch wieder drängte sich in ihrem Herzen ein freudiges, fast jubelndes Gefühl auf, und wallte rasch empor — sie sollte ihre Mutter wiedersehen, in die mütterlichen Arme, an das mütterliche Herz fallen, schon war sie nahe, schon konnte sie dem Tage ihrer Ankunft entge-

genſehen — auch ihre Mutter war gerettet, aller Furcht und Bangniß frei — und durch wen? . . . Tirado! . . . Und wie dieſe Empfindungen raſch auf einander folgten, machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie ſich freuen könne in einem Augenblicke, wo ſie einen ſo herben Verluſt, einen nimmer zu erſetzenden erlitten, daß an dem Grabe ihres Vaters ſelbſt Blumen eines zukünftigen Glückes blühen ſollten! . . . Aber war ſie ſchuldig deshalb? War nicht das eine ſo berechtigt, ſo natürlich wie das andere? So kämpfte es in ihr. Als ſie begann, ſich in Etwas zu beruhigen, und der Strom ihrer Gefühle auf ihre gegenwärtige Lage ſich zurücklenkte, ſandte ſie zu Manuel, der alsbald erſchien. Stumm, ohne in der Ueberwältigung ihres Herzens ein Wort hervorbringen zu können, reichte ſie ihm unter ſtrömenden Thränen die Briefe, die er voll Schreckens über den Zuſtand ſeiner Schweſter entgegennahm und las.

Die Geſchwiſter blieben lange zuſammen, klagten und tröſteten einander und beriethen ſich, welche Schritte ſie zunächſt zu thun. Marie Nunes verlangte fort vom Hofe; ſie wollte ſich in der Trauer um ihren Vater zurückziehen; ſie erſehnte ein einſames Aſyl, wo ſie der Ankunft der Mutter entgegen harren könnte. Manuel konnte es ihr anbieten; das Haus des Zoega ſtand ihr offen und entſprach ihren Wünſchen vollſtändig. Er begab ſich alsbald dahin, um die nothwendigen Einrichtungen zu treffen. Marie aber erbat ſich eine Audienz bei der Königin, und dieſe wurde ihr bereitwillig gewährt.

Eliſabeth war voll ſtolzer Siegesfreude. Die Berichte Sir Francis Drake's, die ihr das mit reicher Beute heimgekehrte Schiff gebracht, boten ihr nicht allein einen gegenwärtigen Triumph, ſondern auch die Bürgſchaft zukünftiger Siege. Vermochte eine ſo kleine Schar dem Feinde ſo ungeheuren Schaden zuzufügen, über hundert

Schiffe zu vernichten, ungefährdet an den feindlichen Küsten hinzufahren und den stolzen Gegner zu verhöhnen: so brauchte sie nicht mehr zu zittern, wenn sie die ganze Kraft ihres Volkes den drohenden Gefahren entgegen stellen würde. Die Nachrichten über die kolossalen Rüstungen Spaniens waren daher ganz ohne Beängstigung für sie, ja hatten einen verlockenden Reiz für ihren muthigen Sinn. Mag er kommen, der übermüthige Herrscher, der nur Sklaven, niedergeworfen vor seiner Gewalt, haben wollte, und seine riesenhafte Armada für unüberwindlich halten und mit diesem stolzen Namen benennen: eine freie Nation beugt sich nicht, in einer freien Nation vereinigen sich alle Kräfte, erheben sich alle Geister und alle Arme, und in solchem Bunde liegt die Gewährschaft des Sieges. Elisabeth wußte, daß mit dem Augenblicke, wo die spanische Flotte an England's Küste erscheinen werde, es keine politischen und keine religiösen Parteien in ihrem Volke mehr geben, daß Katholik und Puritaner, Hochkirchlicher und Dissidenten sich vereinigen würden, um den letzten Hauch und den letzten Penny für die Freiheit England's einzusetzen. So überließ sie sich in dieser Stunde ganz dem Gefühle des Glückes über die schon jetzt errungenen Erfolge.

Als Marie Nunes in das Gemach der Königin eintrat, empfing sie Elisabeth mit dem wohlwollendsten Lächeln. „Bist Du wieder einmal da, mein krankes Vögelchen!" rief sie aus, „sei Uns willkommen; Du triffst Uns in guter Stunde . . . aber wie — hielt sie plötzlich inne — was ist Dir? Deine Augen schwimmen in Thränen? Hat Jemand gewagt, Dir Etwas zu Leide zu thun? . . ."

„Gewiß nicht, erhabene Königin," antwortete Marie, sich tief verbeugend. „Wen die Majestät unter den Strahl ihrer Gnadensonne stellt, dem erkühnt sich Niemand zu nahe zu treten. Ach, königliche Hoheit, Ihr habt das

Füllhorn Eurer Huld so ganz auf ein armes, verlassenes Mädchen ausgeschüttet — und doch komme ich, um eine neue Gunst zu erflehen —"

Marie sank vor der Königin auf die Knie, und hob ihr schönes Antlitz bittend zu ihr auf. Die Königin sah verwundert auf sie nieder und streckte ihre Hand ihr entgegen. „Steh auf, Marie. Kind, was hast Du denn Großes, Du setzest Uns in Erstaunen . . ."

„Gnädige Königin — und das Haupt Mariens senkte sich voll tiefer Trauer — ich bin eine vaterlose Waise geworden — ich habe die Nachricht empfangen, daß mein Vater heimgegangen . . ."

„Hm, hm," sagte Elisabeth und legte die Hand auf das Haupt Mariens, das sie sanft streichelte; „armes Mädchen, ich bedaure Dich —"

„Und nun erflehe ich von Eurer Majestät, mir zu gestatten, mich wegen der Trauer um meinen Vater vom königlichen Hofe zurückziehen zu dürfen."

„Ei, ei, das thut mir leid. Wir werden ein glänzendes Siegesfest feiern, prächtig wie noch keines, da hätte ich mein schönes Kind gern um mich gehabt — doch ist Deine Bitte gerecht — es thut mir sehr leid, daß dies gerade jetzt gekommen, um meinet-, Deinet- und noch eines Andern wegen — und wohin willst Du Dich zurückziehen? Wir wollen —"

„In das Haus des alten, bewährten Freundes meiner Eltern," unterbrach Maria schnell die Rede Elisabeths, „in das Haus des Zoega, wo mein Bruder Manuel mit mir die Zeit der Trauer verleben wird."

„So, so. Zoega, der Katholik," murmelte die Königin, und war offenbar verdrießlich hierüber. „Wir hätten Plätze genug, wo Du in Einsamkeit leben könntest. Ich kenne die Bräuche Eures Landes nicht, wie lange dauert

denn die Trauerzeit bei Euch? Wann gedenkst Du, zu Uns zurückzukehren?"

„Ach, Majestät," erwiderte Marie, und in ihrer Stimme klang ein Zittern der Beängstigung — „es ist nicht blos der Brauch und die Sitte, denen ich folge; mein Herz ist der Trauer so voll, daß ich nicht weiß, wann das Lächeln der Freude zu mir zurückkehren werde. Erhabene Herrscherin, mein Platz ist nicht an Eurem königlichen Hofe. Von niederer Herkunft, von einem Volke, das man verachtet, das man öffentlich dem Hohne und der Verspottung Preis giebt, von einem Glauben, den man nicht duldet und immer wieder aus den Grenzen der Reiche weiset, ihm keine Spanne Raum, keinen Fuß Erde zu friedlicher Stätte gönnend — wie sollte ich die Vermessenheit besitzen, mich noch ferner in die glänzenden Reihen der Großen und Mächtigen zu drängen, die um den leuchtenden Thron Eurer Majestät sich scharen!"

Elisabeth runzelte die Stirn. Ein boshafter Blick fiel aus ihren Augen auf das Mädchen, das zitternd vor ihr stand, und doch mit so vielem Freimuth und mit so vieler Bestimmtheit sprach. Sie fühlte den Vorwurf wohl heraus, der in Mariens Worten lag.

„Willst Du da hinaus? — Du bist eine Thörin, und ich will von dergleichen Nichts hören. Alles, was Du da sagst, ist nichtiger Kram, Einbildung kindischer Phantasie. Gott's Wunder, der Herzog von Devonshire hat Dir seine Hand angeboten, und die Herzogskrone meines lieben Nevil deckt alle die Schwächen Deines Stammbaumes. Und was diese nicht deckte, vermag meine königliche Hand, die aus jeglichem Holze einen Edelmann schnitzen kann."

Aber auch Marie Nunes hatte bei der Rede der Königin die ganze Kraft ihres Charakters wieder gewonnen. Sie blickte ruhig der Königin ins Antlitz und sprach mit fester Stimme: „Eurer Majestät tiefer Blick ins Menschen-

herz weiß sehr wohl, daß des Menschen Glück und Unglück sich nach dem Maße seiner Gedanken und Gefühle richtet. Mag es Phantasie, mag es Vorurtheil und beschränkter Sinn sein, er kann nur von dem leben, was seinen Geist erfüllt, was sein Herz durchlebt. Ja, ich appellire an Eurer Majestät jungfräuliche Seele, ob das weibliche Herz sich zwingen lassen könne, ob es nicht ein höheres Gebot giebt, eine Pflicht, welcher wir jedes andere Verlangen, jedes andere Angebot des Lebens unterwerfen müssen. Majestät, mein Herz spricht nicht für den Herzog von Devonshire, und verbindet sich so mit dem Geheiße des Berufes, den ich seit meiner Kindheit als den meinigen betrachten gelernt habe. Soll ich mich um äußeren Rang und Stand verkaufen, und den Herzog von Devonshire doch nicht wahrhaft zu beglücken vermögen? Lassen Sie mich scheiden, Majestät."

In den Blicken Elisabeths malten sich Aerger und Verachtung, und doch wieder konnte sie sich eines Gefühles der Bewunderung und des Mitleids nicht ganz erwehren. Sie erwiderte einige Augenblicke Nichts; dann schien der Unmuth die Oberhand in ihr zu gewinnen; sie drehte Marien den Rücken zu, winkte ihr mit der Hand, und sprach: „Geh!"

Marie Nunes verbeugte sich tief, und ging.

Als sie in ihrem Zimmer angelangt war, seufzte sie tief auf und ihre Brust hob sich. Ein Alp schien von ihr genommen; sie warf sich auf ein Ruhebett, und ihr Haupt senkte sich in ihre Hände. Aber Thränen flossen nicht. Die glänzenden Bilder ihrer jüngsten Vergangenheit zogen an ihr vorüber, und alle erschienen ihr leer und nichtig, gaukelnde Gestalten, die der Augenblick gebiert und von dannen sendet. Sie begriff kaum noch, wie sie sich so sehr daran ergötzt, welche Lust sie daran empfunden. Dann weilten ihre Gedanken bei dem Sterbelager ihres Vaters,

und mit einem stechenden Schmerze gedachte sie, wie sie im Reigentanze dahin geflogen, während ihre Mutter in der finstern, winddurchtosten Schlucht die dunklen Nächte hindurch das Haupt ihres leidenden Gatten in ihren Armen gehalten. Dann trat die Gestalt Tirado's vor sie hin, diese große, herrliche Gestalt mit den männlich strahlenden Augen und den Mienen voll ruhiger Entschlossenheit; sie sah ihn, während sie den Schmeicheleien der Hofleute lauschte, die stürmische See befahren, im blutigen Kampfe das Leben einsetzen, die starren Felsen von Cintra erklimmen, um die Ihrigen zu retten und eine Ruhestätte für die Ballen ihrer Füße zu erringen. Jetzt sollte es anders werden; sie war wieder frei, sie war den Ihrigen zurückgegeben, sie wollte . . .

Marie Nunes hatte volle Muße, sich ihren Betrachtungen zu überlassen. Am Hofe ist Jedermann sehr scharfsichtig, sehr geübt, auch die kleinste Wendung des Windes wahrzunehmen und sein Schifflein darnach zu steuern. Mit dem Schritte, den Marie aus dem Gemache der Königin gethan, mit dem letzten Worte, das Elisabeth zu ihr gesprochen, war das Geschick Mariens am Hofe entschieden. Sie war allein nach ihren Zimmern zurückgegangen, sie blieb allein. Kein Hofherr, keine Hofdame erschien; die Zofen, die ihr zugewiesen worden, waren verschwunden, ihre Diener entwichen. Es war Alles um sie ausgestorben. Marie wurde dessen kaum gewahr. Plötzlich sprang sie auf, um alle ihr zugehörigen Gegenstände zusammenzuholen und einzupacken. Sie war damit fertig, aber ihre Einsamkeit wurde noch nicht unterbrochen. Stunden vergingen; aber sie verscheuchte schnell das bittere Gefühl, das in ihr aufsteigen wollte. Sie sah es als eine Sühne für das Vergnügen an, welches sie empfunden, als das Lächeln der Königin ein buntes, schmeichlerisches Gedränge um sie geschaffen, das sie eine Zeit lang den

Vorzügen ihrer Persönlichkeit zugeschrieben. Endlich kam Manuel. An seinem Arme verließ sie ihre Zimmer, schritt sie durch die Gänge und Corridore, die breite, prächtige Treppe hinunter, das gewölbte Thor hindurch. Mit dem ersten Schritte ins Freie richtete ihre Gestalt sich auf, und sie trat frisch und muthig ihre Wanderung an. —

Einige Wochen später langte die Flotille Sir Francis Drake's glücklich an. Die Königin hatte sie nach London beordert. Ihre Fahrt dahin glich einem Triumphzuge. Das ganze Volk, wie von der Ahnung einer glänzenden Zukunft erfüllt, jauchzte dem Sieger von Cadix entgegen. Der Hof und die City wetteiferten in dem Glanze des Empfanges.

Weit ab von der Landungsstelle, wo Drake von der jubelnden Volksmenge, von den Cavalieren der Königin und der Deputation der Stadt empfangen wurde, fuhr die Caravalle Tirado's unbemerkt an das Ufer, und dieser und die Frau Mayor stiegen an's Land, von Manuel erwartet, der sie nach dem Hause Zoega führte. Ungeduldig harrend schritt Marie Nunes in dem Zimmer auf und ab, bis sich die Thüre öffnete, und ihre Mutter und ihr Bruder eintraten. Sie stürzten sich in die Arme. Ausrufe der Freude, der Liebe, des Entzückens; Thränen, Liebkosungen innigster, heftigster Art. Aber mitten inne richtete sich Marie Nunes auf, wand sich aus den Armen der Mutter, und rief: „Wo ist Tirado? Wo ist der Urheber unseres Glückes?“ Manuel bemerkte: „Er weilt im Vorzimmer, und wollte die Zusammenkunft von Mutter und Tochter nicht stören.“

Da eilte Marie Nunes hinaus. Eine Zeit verstrich, bevor sie zurückkehrte. Mit klopfendem Herzen blickte Frau Mayor auf die Thüre, und erwartete ihr Kind zurück. Sie kam, mit ihr Tirado, und Beide hielten sich die Hand gefaßt. Wie strahlte das Antlitz dieser beiden Menschen!

Das Glück leuchtete aus den Augen Beider, und legte eine unendliche Schönheit auf ihr Gesicht, auf ihre Gestalt. Sie hatten sich verständigt, sie waren einander würdig. Sie schritten zu Frau Mayor hin und beugten ihr Haupt vor ihr. Die Mutter segnete ihre Kinder, und umarmte sie und drückte sie an ihr Herz. „Der Geist Eures Vaters," sprach sie, „redet durch meinen Mund. Er hat Dich, Jakob, als seinen Sohn angenommen! —"

Die Königin vertheilte mit freigebiger Hand ihre Gunstbezeugungen dem Sir Francis Drake, seinen Offizieren, seiner Mannschaft. Für Tirado hatte sie keine. Drake sprach schriftlich und mündlich in seinen Berichten mit größtem Lobe Tirado den vorzüglichsten Antheil seiner Erfolge zu. Elisabeth hörte ihn schweigend an, und erwähnte Tirado's nicht weiter. Als dieser am folgenden Tage sich bei Drake vorstellte und nach dessen Befehlen fragte, antwortete er mit unverkennbarer Traurigkeit, er habe keine für ihn. Als er sich bei Lord Burleigh meldete, eröffnete ihm dieser kurz: die Königin überlasse ihm seine Caravalle frei und als sein Eigenthum, aber sie wünsche, daß die Marranos sich so bald wie möglich aus ihrem Reiche entfernen; in den nächsten vier Wochen würden sie jedoch keinen Befehl zur Abreise erhalten.

Tirado schmerzte diese Behandlung kaum. Es war ihm vielmehr lieb, nicht weiter in den bald beginnenden großen Kampf Englands mit der „unüberwindlichen Armada" Spaniens hineingezogen zu werden. Der Riesenkampf war begonnen, der Ausgang stand bei Gott, und seine Zuversicht, daß die Wagschale sich zum Nachtheil der Tyrannei und blinden Verfolgungssucht senken werde, stand unerschütterlich in ihm fest. Jetzt konnte er frei seinem Ziele sich nähern, in den Niederlanden eine gesicherte Stätte für seine flüchtigen Genossen, für die Seinigen zu erkämpfen.

Es waren glückliche Tage, die ersten glücklichen seines durchstürmten Lebens, die er im Hause Zoegá, an der Seite seiner geliebten Marie Nunes, ihrer Mutter, ihres Bruders verbrachte. Aber sie gingen schnell vorüber, und die abgelaufene Frist drängte zum Entschluß. Vergebens verlangten Marie und ihre Mutter von ihm, sich mit ihm einzuschiffen und seine Gefahren zu theilen. Er wies es entschieden ab. Die beiden Frauen würde man unbehelligt in ihrer Zurückgezogenheit hier lassen, und er sei glücklich, sie endlich in einer sichern Zuflucht zu wissen. Aber sie noch einmal auf das stürmische Meer, in die Ungewißheit des Aufenthaltes, auf die Tummelplätze des Krieges und seiner Wechselfälle hinauszubringen, das wäre ebenso gewissenlos wie ohne Nutzen, ja eine Beschränkung seiner freien Bewegung, die gefährlich und nachtheilig zugleich sein würde. Auch Manuel wollte er nicht mitnehmen, so sehr dieser auch drängte und selbst in Zorn gerieth. Die beiden Frauen müßten einen männlichen Schutz bei sich haben, und ohne sie mit einem solchen zu wissen, würde er in steter Sorge und Beängstigung schweben. Seine unbewegliche Entschlossenheit siegte, und die Stunde der Trennung schlug.

An einem glänzenden Herbstmorgen fuhr die Caravalle aus dem Hafen von London. Tirado stand auf dem Verdeck, und winkte mit seinem Barett zum Abschiede. Die Anker waren gelichtet; man stieß vom Ufer ab; der Strom erfaßte den Kiel; der Wind schwellte die Segel. Am Ufer standen drei Menschen, und hatten ihre Blicke auf das Schiff, auf den Mann hoch auf dem Verdeck gerichtet. Nur Manuel ließ sein Tuch wehen, und rief mit kräftiger Stimme sein „Fahret wohl, fahret wohl!“ dem enteilenden Fahrzeug nach. Marie Nunes, unbekümmert um die wenigen Leute am Ufer, lag in den Armen ihrer Mutter, die schweigend ihr Kind an ihren Busen drückte. Vom

Schiffe her aber erklang ein Chorus in vollen spanischen Tönen, und verhallte, wie Welle nach Welle zwischen das Schiff und das Ufer sich drängte, allmälig in den Lüften. Es war Belmonte's Lied:

Die Marranen und die Geusen.

Auf's Meer, auf's Meer, auf's weite Meer hinaus!
Dort rauscht die Woge Freiheit uns entgegen,
Es bricht die Welle des Tyrannen Graus
Und scheucht ihn fort aus ihren ew'gen Wegen.

Wer legt die Meßschnur auf den Ocean?
Das Joch der Grenzen auf des Meeres Rücken?
Nicht Kerker duldet es auf seiner Bahn
Und reißt die Fessel schnell zu tausend Stücken!

Auf's Meer, auf's Meer, hinaus auf's weite Meer!
Wen der Despot bannt von des Festlands Küste
Und wen er jagt vor seiner Geißel her —
Es macht ihn frei in seiner Wasserwüste.

Marranen, auf, ihr Geusen, auf zum Bund!
Vom Meer zum Land, der Freiheit zu erringen
Im wilden Kampf das blut'ge Erdenrund,
Wie Wogensturm entfaltet seine Schwingen!

Dann kommt der Friede an der Freiheit Arm,
Wie sich die Welle auf dem Meere glättet —
Auf's Meer, auf's Meer, das Herz so voll und warm,
Ihm wird die Freiheit auf dem Meer gerettet!

[illegible] der Küste in vollen [illegible]
Tönen, und verhallte, wie Welle nach Welle [illegible] das
Schiff und das Ufer sich [illegible] allmählig in den Lüften.
Es war Wilhelmine's Lied.

Die Matrosen und die Geusen.

Auf's Meer, auf's Meer, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fünftes Buch.

Die Stätte der Freiheit.

XX.

Mit der Flotte des Sir Francis Drake war noch eine größere Zahl Marranen nach England gekommen, welche diese Gelegenheit begierig ergriffen hatten, um sich und ihre Reichthümer aus dem geknechteten Vaterlande zu retten. Sie hatten sich jetzt Tirado angeschlossen, und so war die Caravalle mit Menschen und Gütern mehr beladen, als es ihr gut war. Sobald das Schiff aus der Mündung der Themse in die hohe See gelangt war, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der es mit rasender Schnelligkeit gen Osten trieb. Tirado erkannte, daß ihm und seinem Seevogel eine schwere Prüfung bevorstehe, und er unterließ es nicht, alle Männer, die er an Bord hatte, zusammen zu berufen, und ihnen die Gefahr deutlich zu machen, welche die Anzeichen des wachsenden Sturmes verkündeten. Er ermahnte sie, auf Gott, auf ihr starkes, gutes Fahrzeug und auf ihn und seinen unermüdlichen Eifer zu vertrauen, hingegen den strengsten Gehorsam zu leisten und als entschlossene Männer alle Zeichen der Muthlosigkeit und Schwäche zu unterdrücken. Laute Zurufe und warmer Händedruck bezeugten ihm, daß er es mit Männern von Herz und Treue zu thun habe. Jetzt brach der Sturm los, immer wachsend, immer furchtbarer, und wühlte das Meer bis zu seinen Tiefen auf. Das kleine Schiff wurde,

wie ein Ball von der Hand eines Knaben, von Sturm und Wogen auf und nieder geschleudert. Aber sein schlanker, feiner und dabei doch fester und sorgfältiger Bau und die sichere Hand Tirado's am Steuer, das er Tag und Nacht nicht verließ, und sein, Sturm und Wogengebrause übertönendes Commando erhielten das Schiff über der Oberfläche des schäumenden Meeres, wenn es auch pfadlos umherirrte. Denn das Schlimmste war, daß der Sturm zwar bisweilen absetzte, dann aber plötzlich aus einer ganz andern Weltgegend mit nicht geringer Gewalt über die armen Seefahrer herstürzte. Dies waren gefährliche Augenblicke, welche den ganzen Scharfsinn und die hohe Geistesgegenwart Tirado's in Anspruch nahmen, um sein Schiff nicht im Nu zertrümmert, oder umgeschlagen und in die Tiefe hinabgerissen zu sehen. Es war ein Kampf des Geistes mit der tückischen Gewalt der Elemente — aber jener lauerte dieser die Kunst des Widerstandes ab, und gewann den Sieg. Nach zwei finstern Tagen und noch grausigeren Nächten milderte allmälig der Sturm das Schnauben seiner Nüstern, und verhauchte endlich sein wildes Dasein in leichten Luftwellen. Bald kehrten auch die empörten Wogen zu größerer Ruhe zurück. Aber gerade da, als die Schiffsleute Tirado voll Dankesworte umringten und sich in Freudenbezeugungen und Glückwünschen umarmten, zeigte es sich, daß die herrliche, erprobte Caravalle ein großes Leck bekommen, durch welches das Wasser in den Schiffsraum drang und bereits eine nicht unbeträchtliche Höhe erreicht hatte. Von Neuem mußten alle Kräfte angespannt werden und abwechselnd ein Theil der Mannschaft an den Pumpen arbeiten, um möglichst viel vom eingedrungenen Wasser auszuleeren und das Schiff wenigstens flott zu erhalten. Wieder viele Stunden der Bangigkeit und der angestrengtesten Arbeit. Das Verderben unter seinen Füßen zu wissen und ängst-

lich zu lauschen, ob es immer mehr wachse und aus der Tiefe sich heraufdränge, oder ob es still stehe oder gar abnehme — das ist ein beklemmendes Dasein auch für das muthvollste Herz . . . Die Sonne ging auf, aus rosiger Wolke golden strahlend an einem blauen Himmel. Den Blicken der Seefahrer zeigte sich im Morgennebel eine Küste. Jubelnd fuhr man auf sie zu, welche sie auch sei. Zwei Stunden später kam ein Lootse in seinem Boote heran und fuhr das Schiff in den Dollart, wo an der Mündung der Ems die Stadt Emden sich am sanft ansteigenden Ufer hinanzieht, schon damals eine ziemlich ansehnliche Hafenstadt mit einigem Handelsverkehr. So hatten unsere Freunde wenigstens das stürmische Nordmeer hinter sich und waren dem Lande ihrer Sehnsucht nicht allzufern.

Kaum hatte sich das Schiff vor dem Hafen gezeigt, als von den beiden entgegengesetzten Seiten zwei mit Bewaffneten besetzte Boote sich ihm näherten. Die Leute auf den beiden Fahrzeugen hatten sich kaum erblickt, als sie sich mit Scheltworten und Drohungen überschütteten, und einander die Waffen zeigten. Tirado wußte nicht, was er davon zu halten habe. Auf dem einen Boote entfaltete sich eine Flagge, welche über dem Wappen eine Grafenkrone zeigte, während die Flagge des andern Bootes unverkennbar das Wappenschild einer Stadt, also voraussetzlich Emdens, trug. Tirado berief deshalb seinerseits seine Bewaffneten, und ließ von beiden Booten nur eine kleine Schar Soldaten mit ihren Anführern an Bord. Er erfuhr dann, um was es sich handele. Der Graf von Ostfriesland machte Ansprüche auf die unumschränkte Herrschaft des Landes und damit auch auf die Hafengelder für die ankommenden und abfahrenden Schiffe. Ihm gegenüber stand die Bürgerschaft Emdens, welche ihre Privilegien und Vorrechte aufrecht erhalten wollte, und sich den Besitz des Hafens, den ihre Väter erbaut, zuschrieben.

Ein heftiger Kampf war seit Jahrzehnten entbrannt, der mit wechselndem, aber niemals entscheidendem Erfolge geführt ward. Viel gutes Blut war schon auf beiden Seiten geflossen, viele schöne Menschenwohnungen in Feuer aufgegangen, ein ganz Geschlecht im wüsten Streit erwachsen — bis endlich die erschöpften Parteien einen Waffenstillstand geschlossen, der freilich jeden Augenblick dem blutigen Hader wieder weichen zu wollen drohte. Am meisten litten darunter die Kaufmannschaft und Gewerbetreibenden, denn sie mußten, ob fremd oder heimisch, die Zeche bezahlen, weshalb freilich der Hafen von Emden von seiner alten Höhe zu sinken und allmälig zu vereinsamen begann. Konnte doch auch der Aufenthalt an einem Orte, wo die bewaffneten Wächter sich jeden Augenblick in die Haare gerathen und der Kampf ein allgemeiner werden konnte, nur sehr unangenehm sein; denn die Burg der Stadt war von zahlreichen Landsknechten des Grafen besetzt, während die Bürger sorgfältig die Mauern und Thore bewachten und bereit waren, jeden Augenblick die Waffen zu ergreifen.

Tirado konnte sich nicht anders helfen, als die Forderungen beider Parteien zu befriedigen, denn sein Schiff bedurfte dringender Ausbesserung. Er landete deshalb an der Insel Nesserland, wo auf bequemer Werft die Ausstopfung des Lecks und die Wiederherstellung anderer erlittenen Schäden vorgenommen werden konnten. Er selbst mit zwei Genossen begab sich an's Land und in die Stadt. Den Führern der beiden Hafenboote hatte er sich nur als verschlagen von seinem Cours von England nach Holland angegeben, womit sie sich, als sie das blanke Geld eingestrichen, sehr gern begnügten. Bald versenkte er sich in die Straßen und Gassen der alterthümlichen Stadt, überall ausschauend, ohne sich klar bewußt zu sein, wonach er suche. Aber in seiner Seele lebte ein ungewisses Hoffen,

und siehe! es ward ihm erfüllt. Als er an dem schmalen Eingang einer Seitengasse, welche sich weit in ein inneres Labyrinth von Gassen und Häusern zu verlieren schien, vorüberging, glaubte er, Gestalten zu gewahren, die von der blonden und hellen Bewohnerschaft der Stadt, wie er sie bis jetzt gesehen, an Aussehen und Tracht sich zu unterscheiden schienen. Dies bewog ihn, in diese Seitenstraße einzulenken, und kaum hatte er einige Häuser passirt, so entging es seinem Scharfblick nicht, daß an den Pfosten dieser Häuser sich eine Art schmalen Kästchens befand, aus welchem ihm die wohlbekannten und hochverehrten Schriftzüge der heiligen Sprache des alten Bundes entgegenschauten. Ein Schauer überlief ihn; seine Füße waren ihm wie an den Boden gewurzelt; lange starrte er mit unbeweglichen Blicken auf diese Buchstaben und dieses Kästchen, und hatte den Arm erhoben, um seine Gefährten darauf hinzuweisen. Zum ersten Male stand er vor Menschenwohnungen, an deren Eingang sich unverhohlen und im Lichte des Tages die alten mosaischen Merkzeichen für die Gezelte Israels befanden, und es aller Welt verkündeten, daß hier Bekenner des einzigen Gottes, Nachkömmlinge des Volkes haus'ten, welches in der Mitte der arabischen Wüste die Lehre und das Gesetz des Herrn empfangen und von dort aus durch die Jahrtausende getragen habe! . . . Freilich schien der Ort, wo er dies fand, kein glänzender — denn die Gasse war eng, die Häuser himmelhoch, Licht und Luft in geringen Massen vorhanden, und die Gestalten derer, die an ihm vorüberwandelten, erschienen mit geringer Ausnahme verkommen, mit armseligen, ja schmutzigen Gewändern bekleidet. Aber wer nach langem, sehnsüchtigen Suchen einen Edelstein gefunden, der frägt Nichts nach dem Sande, der ihn umgiebt, nach dem Kothe, von dem er befleckt ist; er gewahrt dies kaum, und sein Auge und sein Sinn versenken sich

allein in den verborgenen Blitzstrahl, in das heimliche Feuer, das in dem Edelgesteine wohnt, und das er heraus zu erkennen so glücklich!

Wie die Männer so dastanden, hatten sich Einige aus dem Volke um sie gruppirt. Tirado fand daher bald Jemanden heraus, der ihm in holländischer Sprache Bescheid zu geben verstand und auf die Frage nach dem Chacham der Gemeinde ihn zu dessen Hause führte. Bald stand er vor der hohen Gestalt des Rabbi Uri. Wie verschieden zeigten sich die Söhne zweier Zweige eines und desselben Stammes, von denen der eine Zweig nach Süden, der andere nach Norden wies. Leben, Adel und Thatkraft in der ganzen Erscheinung des Einen, dessen ebenmäßige Züge, flammende Augen und würdevolle Haltung den Jünger aus der Schule der Hidalgos verriethen. Die lange Gestalt des Andern, gekleidet in einen schwarzseidenen Kaftan mit einem breiten Sammetstreifen besetzt, von einem schwarzen Gürtel zusammengehalten, das Haupt mit einer hohen Pelzmütze bedeckt, wurde dadurch beeinträchtigt, daß die Knie etwas gebeugt, der Rücken gekrümmt, die mageren Gesichtszüge scharf und markirt waren, und dennoch wurde sie durch das von Geist leuchtende Auge, dessen Blick in das Innerste des ihm Entgegentretenden zu dringen schien, sowie durch den Zug stiller und erhabener Resignation, erprobten Duldens und dennoch unerschütterter Zuversicht wiederum gehoben, voller Eindrucks und ein warmes Interesse einflößend.

Tirado verstand diesen Mann alsbald, und ging daher mit aller Höflichkeit, aber in bestimmter Weise, auf den Gegenstand ein, der ihm vor Allem am Herzen lag. Er schilderte seine und seiner Freunde Vergangenheit und die hauptsächlichen Zwecke ihrer Irrfahrt. Der greise Uri hörte aufmerksam zu, und schwieg eine Zeit lang, nachdem sein Besucher geendet. Dann schüttelte er mit dem Haupte und

sprach: „Und was ist Euer Vorhaben an diesem Orte, wohin Ihr zu gehen doch gar nicht gedacht?"

„Ihr sehet, was für ein Geschick uns betroffen. Wir müssen wandern, weil unsere Väter nicht wandern wollten, und der Glaube, dem sie den Rücken gewandt, ihn müssen wir suchen über Meer und Land als unser Heil und unsere Rettung! Wohlan, hier finden wir unsere Brüder zum ersten Male, und hier sei es deshalb, wo wir in ihren Bund aufgenommen werden, endlich jene gleisnerische Hülle abzuwerfen, in die wir allzulang uns bergen mußten, und in dem Lichte zu wandeln, das uns so lange schon von innen strahlt."

Der Greis schüttelte das Haupt abermals und heftiger. „Und wir, deren Väter den Wanderstab zur Hand genommen, was ward unser Theil? Auch wir müssen wandern fort und fort, nur daß wir nicht zu fliehen brauchen, sondern von Haus und Hof vertrieben werden, wo wir diese gefunden, von Stadt zu Stadt gejagt, wo wir auf einige Jahre eine Heimath getroffen. O, ich könnte Euch an den Fingern herzählen, an welchen Plätzen ich schon geweilt habe und immer wieder von dannen zu pilgern gezwungen ward, glücklich, wenn ich in der Mitte der Meinen, unbeschädigt am Leib, wenn auch der Habe verlustig, die ungastlichen Thore verlassen konnte, die sich uns für schweres Geld geöffnet und wider Fug und Recht wieder geschlossen hatten. Es war eine lange Wanderschaft, die ich von Nikolsburg in Mähren, wo ich geboren ward, über Prag und Nürnberg und Regensburg und viele andere Orte zurückgelegt, bis ich nach diesem Winkel des deutschen Bodens verschlagen wurde. Und fragt Ihr alle Glieder meiner Gemeinde — Keiner ist hier geboren; Alle haben sie sich zusammengefunden von den vier Säumen der Erde nach den Kreuz- und Querzügen ihres Lebens. Und auf wie lange? Wer steht uns für den morgenden Tag ein?

Ihr habt gesehen, Herr, wie sich die Herren dieses Landes mit einander streiten. Mögen sie es noch lange. Denn so lange ihr Hader dauert, denken sie an uns nicht, außer wenn sie uns brauchen. An dem Tage, wo sie sich mit einander versöhnen, werden sie zur Friedensfeier uns aus den liebgewordenen Stätten treiben. Nein, es sieht schlimm aus in Deutschland für uns, und kaum drei große Gemeinden haben in dem weiten römischen Reiche deutscher Nation vor den Stürmen der Zeit und des Hasses sich erhalten können . . . Darum, verehrter Herr, nehmt Eure Forderung zurück. Lasset den Hafen von Emden versanden und kaum von Fischerbooten befahren werden — die Leute verstehen Euch nicht, wenn Ihr ihnen Handel und Verkehr zu bringen versprechet. Unbändige Sucht, die Herren zu spielen, Religionshaß einer Sekte gegen die andere halten ihren Sinn befangen, und ein Jeder ist in sein vermeintliches Recht so verrannt, daß er das Recht jedes Andern als einen Raub an dem seinigen ansieht. In einer so kleinen Stadt und unter den argwöhnischen Blicken der Bewohner würde schon die Ankunft so vieler ausgezeichneter Männer ein Aufsehen erregen, das uns den Pöbel auf den Hals ziehen würde. Fände aber Eure Aufnahme in das Judenthum statt, und dies würde in kürzester Zeit ruchbar werden, so entlüde sich alsbald der Haß der Geistlichkeit über unsere Häupter und wir wären keinen Augenblick vor Plünderung und Mord sicher. So würden wir Euch Nichts nützen und uns Gefahr und Schaden in unübersehbarem Maße zuziehen.“

Tirado war sichtlich betroffen. Die von dem Greise angeführten Gründe leuchteten ihm ein; aber eine tiefe Schwermuth sank in seine Seele und breitete ihren Schleier über sein edles, männliches Antlitz. „Was haben wir verbrochen,“ rief er bewegt, wenn auch ohne Leidenschaft aus, „daß wir wie Kain unstät und flüchtig umherirren müssen,

immer wieder hinausgetrieben in die stürmische See, wenn wir den Hafen erreicht zu haben glauben! Fürwahr, ich möchte glauben, daß wir es sind, die in einen schweren Irrthum, in eine, wenn auch unbewußte sündhafte Verirrung versunken seien — wenn ich nicht klar erschauete, daß es ein wüster Fanatismus ist, der die Menschenwelt beherrscht, und der die Anhänger der Kirchen ebenso gegen einander bewaffnet und wüthen läßt, wie sie es gegen uns thun. Nein! nicht unser kann die Nacht sein, die wir den Frieden mit der Welt suchen, die wir den Geist der Duldung und der Liebe anrufen, als unsere einzige Rettung — während die Anderen Nichts als die Vernichtung ihrer Gegner wollen! Aber es ist bitter, sehr bitter, um eine kleine Stätte der Ruhe und Sicherheit zu ringen, und sie nicht zu finden; es ist bitter, sehr bitter, nun zu den Glaubens- und Stammesgenossen gelangt zu sein, und auch von ihnen zurückgewiesen werden zu müssen!...“

Der Greis hatte bei diesen Worten seines Gastes die lebhafteste Bewegung in seinen Zügen gezeigt, und ergriff jetzt dessen Hand, indem er sprach: „Herr, ich fühle dies Alles tief mit Euch. Ihr habt Recht, und doch kann ich nicht anders. Ihr müsset doch auch meinen Schmerz mitempfinden, wenn ich berufen scheine, einen Akt meines Amtes zu vollführen, wie er nicht schöner und edler gedacht werden kann, und muß die Hand davon lassen, um den Untergang Anderer nicht herbeizuführen! Allein, ich komme Euch dafür mit einem Versprechen, mit einem heiligen Gelöbniß entgegen. Die Gnade Gottes wird Euch endlich eine Freistatt nicht versagen, eine Ruhestätte für die Ballen Eurer flüchtigen Füße — ich bin dessen sicher, ich weiß es. Nun wohlan, wo diese auch sein wird, in welcher Entfernung, unter welcher Sonne: gebet mir Kunde, und ich und mein Sohn Ahron werden uns aufmachen und zu Euch pilgern, und sei es zu Fuß hunderte

von Meilen, mein Alter soll mich nicht abhalten, meine wankenden Schritte nicht verzögern, ich werde zu Euch kommen, Euch in den Bund Abrahams aufzunehmen und eine Stätte der Anbetung herzurichten. Nehmet dieses Gelöbniß aus meinem Herzen an, und der Gott Israels gebe, daß ich mein Wort bald einlösen könne, und dann will ich ruhig sterben und mein Haupt in Frieden in die Grube legen.“ — —

Die Caravalle zeigte, als sie auf's Trockene gelegt worden war, größere Beschädigungen, als Tirado vermuthet hatte. Sie bedurfte einer gründlichen Ausbesserung, über welche eine längere Zeit verfließen mußte. Tirado war dies im Grunde nicht unlieb. Er schloß mit dem Grafen wie mit dem Bürgermeister einen Vertrag über den ungestörten Schutz seiner Leute und ihres Eigenthums, so lange die Reparatur dauern würde, welcher jenen beiden Herren so bedeutenden Vortheil brachte, daß sie ihn gewiß nicht brechen mochten. Dann traf er alle Anordnungen, welche sein Schiff erforderte, und wählte sich einige wenige Gefährten aus, um mit ihnen nach den benachbarten Niederlanden zu gehen.

XXI.

Die Niederlande boten jetzt einen ganz andern Anblick dar als zu der Zeit, wo Tirado sie verließ. Ein blutiger Kampf hatte seine ehernen Schritte über das einst so blühende Land nach allen Richtungen hin gelenkt. Jede Stadt, jedes Dorf war zu einer mauerumgürteten Veste geworden, jeder waffenfähige Mann, sobald es Noth that, zu einem Krieger. Nach der damaligen Kriegskunst handelte es sich immer nur um die Eroberung der Städte und Flecken, und hierum wogte der Kampf mit wechselndem Glücke. Schrecklich war das Loos einer erstürmten Stadt, denn da die Einwohner selbst immer Partei waren, kannte der Sieger keine Schonung, das Blut floß in Strömen und zahllose Menschenwerke sanken in Trümmer. Man konnte nicht mehr entscheiden, ob religiöser Fanatismus, Herrschgier oder Mord- und Raubsucht das Heft des Schwertes führte — alle drei hatten sich verbunden, der Menschheit und Menschlichkeit die tiefsten Wunden zu schlagen. Dennoch war der Widerstand der Niederländer ein unüberwindlicher, und so schlimm auch ihre Sache oft stand, so war es schon ein Sieg, daß sie den Kampf unerschrocken aufrecht erhielten. Herzog Alba war von seinem Könige abberufen und seine von ihm selbst gesetzte Bildsäule zertrümmert worden. Jetzt war eben Alexander Farnese, Prinz von Parma, in's Land gekommen, und hatte neue

spanische und wallonische Kerntruppen um sich gesammelt, ein ebenso schlauer Diplomat wie tapferer Heerführer. Ihm war es gelungen, den Bruch zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen vollständig zu machen, worauf diese auch das letzte Band zerschnitten, das sie an den Träger der spanischen Krone knüpfte, und denselben seiner Herrscherrechte verlustig erklärten. Ihnen voran trug noch immer Wilhelm von Oranien die Standarte der Freiheit; ihm schenkten sie ihr unbedingtes Vertrauen; er war der Mittelpunkt und die Seele des Kampfes. Wenn die Provinzen und in ihnen wieder die Städte sich als einzelne, unabhängige Staaten benahmen, die ihre Entschlüsse selbständig faßten und ausführten, so war die allgemeine Noth und Bedrängniß die Kette, die sich um sie Alle schlang, und Wilhelm von Oranien der Gedanke, der sie vereinigte, zusammenhielt, leitete. Noch fehlte ihm die höchste Würde des Landes, aber der That nach besaß und übte er sie. Die Bewohner der nördlichen Provinzen erkannten in ihm ihren Hort und zitterten für sein Leben. Was sollte aus ihnen werden, wenn er nicht mehr wäre?

In der kleinen Stadt Lier am Zusammenfluß der beiden Nethe stand dicht an der Mauer ein bescheidenes Häuschen, bewohnt von einem glühenden Patrioten, einem ehrsamen Spinnermeister. Nahe der feindlichen Grenze, dem fanatischen Mecheln, hatte Lier dennoch wiederholten Angriffen zu widerstehen vermocht, und sei es, daß seine Lage seinen Besitz nicht zum Gegenstande besonderer Pläne machte, sei es, daß das Städtchen der Aufmerksamkeit der Gegner entging, ein energischer Sturm war auf dasselbe nicht unternommen worden. Gerade darum war es für Kundschafter und Plänkler eine willkommene Stätte, und konnten sie sich daselbst bei dem verhältnißmäßig großen Verkehr der Stadt um so leichter verbergen. Denn Lier beherbergte eine Menge Spinnereien, deren Arbeiter die

Straßen der Stadt belebten. Als Tirado den Boden der Niederlande wieder betreten, war es seine erste Sorge, alle seine früheren Verbindungen wieder anzuknüpfen, und so wo möglich einige Fäden der Ereignisse wieder in seine Hand zu bekommen. Der Meister in dem Häuschen an der Mauer von Lier gehörte zu den ersten, welchen er seine Ankunft anzeigte, und von ihm erhielt er bald darauf das Gesuch, so schnell wie möglich nach Lier zu kommen, da hier ihn eine Person zu treffen wünsche, die ihm wichtige Mittheilungen zu machen hätte. Er folgte diesem Rufe, und es war spät an einem Oktoberabende, als er in das Haus des Spinners eintrat und sich diesem zu erkennen gab. Nach einer herzlichen Begrüßung und einigen Besprechungen über die Lage der Dinge im Lande, fügte der Meister hinzu: „Nun, Herr, Ihr seid zur rechten Zeit gekommen, denn der Mann, der Eurer harrt, ist in voriger Nacht angelangt und zählt ängstlich die Stunden, bis er Euch sprechen kann."

„Und wer ist es?" fragte Tirado gespannt.

„Das kann ich Euch nicht sagen, da er es mir nicht mittheilen wollte. Er war mir von guter Hand aus Brüssel und Mecheln empfohlen. Das genügte mir, um ihn aufzunehmen. Das Weitere werdet Ihr ja selbst erfahren."

Er führte Tirado hierauf nach einem Hintergebäude, wo er ihn in ein geräumiges Zimmer eintreten ließ. In der Ecke eines Canapee's lag, in einen Mantel dicht verhüllt, den Kopf mit einer Kapuze bedeckt, eine Gestalt zusammengekauert, wie in tiefes Brüten versunken. Kaum aber war Tirado eingetreten und der Meister hatte sich wieder entfernt, als der Mann aufsprang, seine Verhüllung abwarf und zu Tirado eilte.

„Bist Du endlich da, Jakob, endlich, auf den ich harrte, wie ein durstender Säugling auf die Brust der Mutter!"

Tirado warf einen scharfen Blick auf den, der ihn so anredete, und dessen Stimme von einer wilden Leidenschaftlichkeit vibrirte. Er erkannte ihn. „Alonso!" rief er aus, aber Blick und Ton sprachen von einem tiefen Erschrecken, das ihn überkommen. „Alonso, bist Du es? und wie . . ."

Er redete nicht weiter. Da stand sein Jugendfreund vor ihm, aber welch' ein Anblick! Wie zu einem Skelett abgemagert, mit hohlen Wangen, auf denen roth umschriebene Flecken sich zeigten, mit eingesunkenen Augen voll unheimlichen Feuers, die Brust eingefallen, den Rücken gekrümmt, das Haar schon fast ergraut. „Rede nur weiter, rief der Unglückliche aus, sprich es aus, ich bin Alonso de Herrera, aber wie findest Du mich wieder? Ja, ich bin nur ein Gespenst meiner selbst, ein Schatten des Alonso. Dafür bin ich aber auch dem Wahnsinn nahe, und mit dunklen Mächten habe ich zu ringen, um ihnen nicht unterthan zu werden. Wie? wirst auch Du mich von Dir stoßen, auf den ich harrete wie auf einen Erlöser? Ich könnt' es Dir nicht verargen, wer will in Gemeinschaft treten mit einem . . ."

„Halt ein, Alonso! Klage Dich nicht an!" fiel Tirado mit strengem Tone ein; dann aber setzte er mild und liebevoll hinzu: „Komm, Alonso, komm an mein Herz, das niemals für Dich zu schlagen aufhört!" Und er umarmte den Freund, zog ihn an seine Brust, legte sein Haupt an seine Schulter und streichelte ihn, wie ein Vater seinen unglücklichen Sohn. Da lösten sich die einschnürenden Bande von der Seele des Verzweifelnden, ein Strom von Thränen ergoß sich aus seinen Augen, er schluchzte und bebte in den Armen seines Freundes. Dieser suchte ihn in aller Weise zu beruhigen, ergriff seine Hände und führte ihn zum Canapee, wo er ihn neben sich setzte.

„Ach, Jakob,“ rief er aus, „laß mich, ich bin müde, der Tod sitzt mir im Herzen, wie im Gebeine! Vergebens suche ich mich aufzuraffen, ich habe nur Dich, nur Dich noch einmal sehen wollen, sehen, daß Du mich beklagest und mir in Deinem großen Herzen ein dauerndes Denkmal erhältst — das ist ja nun geschehen . . .“

Zu einer andern Zeit hätte wohl Tirado seinen Freund mit harten Worten angelassen, um ihn aus dieser verzweiflungsvollen Stimmung herauszuschrecken. Aber er war selbst von dem, was er so plötzlich sah und hörte, so tief ergriffen, so ganz eingenommen, daß er nur ausrief: „Aber, Alonso, wie ist das gekommen? Was hast Du erlitten, armer, armer Freund? Erzähle mir, berichte mir, aber Alles . . .“

Alonso richtete sich auf, faßte die Hand seines Freundes und sagte: „Ja, Tirado, ich möchte Dir Alles berichten, Dich in alle Tiefen meines durchwühlten Herzens schauen lassen — aber wo sind denn Worte, welche meine Unseligkeit, meine Qualen schildern könnten! . . . Von dem Augenblicke, wo ich Dich in Brüssel gesprochen, war eine große Umwandlung in mir vorgegangen, die letzte Ruhe aus meinem Geiste geschwunden. Vor dem Einblick in Dein Denken, Dein Ringen, Dein Thun deckte sich mir der ganze Abgrund auf, in den ich immer tiefer hinabsank, und die letzte Nebelwolke verlor sich, welche mir dessen bodenlose Tiefe verhüllt hatte. Auch ich faßte großartige Entschlüsse; auch ich wollte der Sache der Freiheit und des Rechtes dienen, wenn es Noth that, mich opfern. Ich wollte von jetzt ab meine Stellung benutzen, nicht blos, um Greuel zu verhindern, sondern um von ihr aus jeden möglichen Vortheil den Gegnern meines blutdürstigen Herrn zu schaffen, jedes Mittel zu verwerthen, das den Triumph der heiligen Sache der Menschheit herbeiführen, beschleunigen könnte . . . ja, ich dachte dies, ich schwärmte dafür,

ich sah bereits mein Haupt mit dem Lorbeer des Helden bekränzt, von der Glorie des Märtyrers umstrahlt. Ich Thor, ich Schwächling. Ich vermochte Nichts. Was ich that, schlug in's Gegentheil aus; was ich anfaßte, mißlang; die ich retten wollte, stürzte ich durch mein Verfahren erst recht in's Verderben; und was ich ersann meinen Hassern zum Schaden, das brachte ihnen unvorhergesehenen Gewinn . . . Ich verzweifelte. Ich erkannte meine Unfähigkeit, meine Schwäche. Ich sah ein, daß ich nur geschaffen sei, Mördern und Henkern zu dienen, nicht aber den höchsten Gütern, für die meine Seele glühete und sich verzehrte. Ich verachtete, ich haßte mich selbst. Dabei lag die bluttriefende Hand Verga's immer schwerer und drückender auf mir; er zog mich immer tiefer in sein Netz; er vergiftete mich mit seinem ganzen Vertrauen — o, es war wie ein schwerer Alp auf mir, aber wie ein Alp nicht blos im Traume, sondern auch im Wachen. Ich war wie in eine Höhle geschlossen, vor der ein furchtbarer Löwe Wache hielt, bis zu dem Augenblicke, wo er mich verschlingen würde. Ich wollte entfliehen; ich entwarf mehrmals Pläne hierzu. Aber es war, wie wenn Verga es mir von der Stirn und aus den Augen läse: im Augenblicke der Ausführung ward es vereitelt. Vor so vielem Unglück schmolz der Rest meiner Kraft; ich gab mich verloren; selbst im innersten Winkel meiner Seele leistete ich keinen Widerstand mehr. Tirado, ich fühlte den Tod nahen, ob er von Außen kommen, von der Faust, die so lange mich geschlagen, oder von Innen, aus meinem absterbenden Selbst... Da weckte mich die Kunde noch einmal, daß Du wieder gekommen. Bei einem Besuche im „heitren Spanier" flüsterte es mir der flamländische Wirth in's Ohr. Es war ein Blitzstrahl, aber der mich nicht tödtete, sondern aus dem schweren Schlafe weckte. Ja, ich erwachte; ich fühlte, ich müsse zu Dir, und müßte ich mir den Weg mit

dem Dolche bahnen, müßte ich das Herz Berga's selbst durchbohren. Aber eine bessere Sonne schien mir zu leuchten: Berga, der bis jetzt unbewegliche Berga, der seit Jahren Brüssel nicht verlassen, begab sich in diesen Tagen nach Mecheln. Bei aller Vorsicht konnte er sich doch so schnell nicht aller Zugänge und Ausgänge für seine Mördergrube sichern, ich entfloh, entkam, und langte hier an . . ."

„Gott sei Dank!" rief Tirado aus, sprang von seinem Sitze und schritt in tiefer Erregung im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er vor Alonso stehen, und redete seinen Freund mit ruhigem, festem Tone an: „Fürwahr, Alonso, ich bin kein Freund davon, diejenigen loszusprechen, welche übel gethan, um ihnen den Schmerz der Reue zu ersparen; ich liebe es nicht, selbst nicht um derentwillen, die ich liebe. Allein ich sage Dir, daß Deine Schuld doch nur ein kleiner Theil ist. Der Schöpfer hat Dich zum weichen Thone bestimmt, in der Hand des Meisters Geschick, zum Thone, der mit zarter Empfindsamkeit dem Gedanken des Künstlers sich schmiegt, der aber darum nicht verantwortlich ist für die Form, die man ihm gegeben. Du bist ein edles Gemüth, und Dein Geist erhebt sich leicht auf den Schwingen der beflügelten Einbildungskraft. Was kannst Du dafür, daß es just ein Blutmensch wie Berga war, der auf Dich lostrat, um mit seiner Herrschergewalt Dich fortzureißen? Alonso, laß die Gedanken an den Tod fahren. Ermanne Dich und richte Dich auf. Ich weiß, was Dir gut thut, und bin glücklich, es für Dich bereit zu haben. Du mußt Genossen haben, die Dir angemessen sind und an denen Du Dich wieder in die Höhe hebest. Du mußt vorerst aus diesem Lande heraus, wenigstens aus den Kreisen der blutig ringenden Parteien; Du mußt eine friedlichere Luft athmen, die Deine Brust von ihrer drückenden Last befreit . . . wohlan; ein Gefährte von mir soll mit dem Anbruch des Tages Dich von hin-

nen bringen; Du gehst nach dem Lande der Friesen, nach der Stadt Emden an der Küste des Nordmeers. Dort findest Du die Freunde, die Dich mit offenen Armen empfangen, vor Allem den Sänger Belmonte, der Dich in sein Herz schließen wird. Noch Eines. Du hast allzu viel in der rauhen Wirklichkeit mit Deiner zarten Seele gelebt. Es muß sich Dir ein neues Reich erschließen mit ungeahnten Tiefen, mit phantastischen Gebilden, mit verborgenem Sinn, der sich erst spät dem forschenden Auge erschließt. Du triffst dort den Meister Uri; er ist heimisch in einer überlieferten Lehre, die sich seit einigen Jahrhunderten eingeweihten Jüngern erschlossen hat, sie nennen sie: die Kabbalah. Er wollte auch mich einführen. Aber mein Geist verlangt Anderes. Ich fordere Klarheit der Lehre; was mein Verstand nicht begreift und mein Herz nicht fühlt, das weise ich von mir. In solch' reinem Lichte erschien mir die Lehre Mosis vom Erwachen meines Bewußtseins an. Alles Geheimnißvolle ist mir zuwider, aber Anderes passet für Andere. Bring ihm meinen Gruß, und sage ihm, daß ich wünsche, er solle Dir die Pforten des verborgenen Tempels öffnen. Da wirst Du Nahrung finden, Aufrichtung, Genesung, neues Leben, und dahinter wird die Vergangenheit wie ein böser Traum Dir entschwinden, dessen Gestalten mit jedem Tage sich mehr und mehr verflüchtigen. Hoffen wir, Alonso, daß wir uns bald wiedersehen, und siegreich. Ich muß nach Vließingen, um den Prinzen von Oranien aufzusuchen."

Alonso war mit seiner beweglichen Seele den Worten des Freundes aufmerksam gefolgt. Jedes derselben schien wie der Thau auf eine durstende Pflanze auf ihn zu wirken. Von seiner Stirn begann die düstere Wolke zu weichen, in seinen Zügen die Furchen der Schmerzen und der Trauer sich zu glätten. Sein Auge sprach Zustimmung aus, seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln der Be-

friedigung. Aber auch das Schlußwort Tirado's fiel in sein Ohr.

„Nach Vließingen?" rief er aus und sprang von seinem Sitz empor. „Zum Prinzen von Oranien? . . . oh! ich Egoist, der über sein eigenes Leid das Wichtigste, Drängendste fast vergißt. Das ist es ja, was mich um so ängstlicher Dich aufsuchen, Deiner harren ließ. Tirado, der Prinz ist in Gefahr, in großer Gefahr!"

„Der Prinz in Gefahr? Und das sagst Du mir erst jetzt? Sprich, berichte mir, genau und Alles, was Du weißt!" rief Tirado mit Heftigkeit aus. „Du weißt, unser Aller Heil hängt an dem Leben dieses Mannes, die ganze Zukunft ist an seinen Lebensfaden geknüpft!"

Es bedurfte dieser Aufforderung nicht, und Alonso erzählte mit geflügelter Eile. „Du kennest die Achtserklärung, die Philipp gegen Wilhelm von Oranien erlassen hat. Er hat ihn als Verräther in die Acht, alle seine Güter für verfallen erklärt; Niemand soll bei Verlust von Adel und Ehre, Gut und Leben mit ihm verkehren, ihm beistehen in der höchsten Noth; wer ihn lebendig oder todt überliefert, wer ihn tödtet, soll sogleich nach gelungener That für sich oder seine Leibeserben eine Summe von 25,000 Goldkronen erhalten, und, falls er nicht von adeliger Abkunft ist, in den Adelstand erhoben werden. Nun, das ist verlockend. Wie Viele mögen jetzt schon aus sein, diesem Hort der Freiheit an das Leben zu gehen! Vor acht Tagen arbeitete ich in dem Zimmer neben dem Cabinete Verga's. Die Thüre war nicht ganz geschlossen, und eine geringe Spalte gestattete mir, zu hören und zu sehen, was in dem Cabinete vorging. Ein Seeländer, Hanns Hannszoon, ein Kaufmann aus Vließingen, hatte sich dem Blutrichter Philipp's vorgestellt. Ob Fanatismus, ob Goldgier die eigentliche Triebfeder seines teuflischen Beginnens war, ich weiß es nicht. Es wurde verabredet, daß

der Verräther an seinem Vaterlande Pulver unter den Sitz des Kirchenstuhls, den der Prinz von Oranien einnehmen werde, schaffen und eine solche Vorrichtung anbringen solle, daß, so wie der Prinz sich auf den Sitz niedergelassen, das Pulver sich entzünde und ihn und Alles rings umher in die Luft sprenge. Du kennst die furchtbaren Künste, welche die Italiener vom entarteten Griechenland gelernt, und eine derselben muß diese sein. Kaum hatte ich mit furchtbar klopfendem Herzen diese Verabredung vernommen, als ich mich schleunigst von meinem Lauscherposten entfernen mußte, da Schritte sich näherten. Bald darauf erschien Verga und befahl mir, dem Manne, dessen Namen er mir freilich verschwieg, tausend Goldgulden auszuzahlen — sie waren der Vorpreis der teuflischen Frevelthat."

Tirado war bleich vor Entsetzen geworden. „Schrecklich! Schrecklich!" rief er aus, „und glaubst Du, daß der Herzog von Parma darum weiß?"

„Ich glaube es, aber ich weiß es nicht. Von diesem Augenblicke an stand der Gedanke an Flucht in mir fest; nur sah ich erst aus, ob und wo ich Dich fände. Dies führte mich zum Wirthe des „heiteren Spaniers", wo ich's erfuhr. Aber was thut die Mitwissenschaft Farnese's hierbei?"

„Viel, sehr viel. Dann folgt die That dem Rathe schnell. Es muß Parma Alles daran gelegen sein, gerade jetzt die Ausführung des Meuchelmordes bewerkstelligt zu sehen; morgen ist ein Sonntag, und da kann, da wird der verderbensschwangere Frevel geschehen. Ich muß fort, auf der Stelle fort. Sei mir Gott gnädig, daß ich noch rechtzeitig in Vließingen anlange. O Alonso, ich werde meinen letzten Hauch daran setzen; vielleicht ist es eine gnädige Schickung Gottes, gerade uns zu Werkzeugen seiner Rettung zu machen. Doch ich darf keinen Augenblick

verlieren. Ich muß den Meister Hartog sprechen. Was Dich betrifft, Alonso, ich habe Dir gesagt, was Du zu thun habest. Gott geleite Dich und uns zu einem fröhlichen Wiedersehen!"

Tirado stürmte zur Thüre hinaus, nach dem Vorderhause zum Spinnermeister. Er stand nicht an, diesem erprobten Manne Alles mitzutheilen. Hartog fuhr gewaltig auf. „Ist es möglich, daß ich bis morgen Vormittags nach Vließingen komme?" fragte ängstlich Tirado, und seine Blicke hingen gespannt an den Lippen des Niederländers. „Gemach, Herr, gemach, laßt mich nachdenken," lautete die Antwort. Nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Ich hab' es; es wird gehen. Morgen Sonntags beginnt der Gottesdienst in Vließingen erst um elf Uhr Vormittags. Wir müssen Leib und Leben daran setzen. Ich sage wir, Herr, denn ich muß mit. Ich kenne Weg und Steg bei Tag und bei Nacht. Wir müssen zu Pferde quer durch das Land nach Ter Neuse reiten. Dort habe ich einen Schwager, der Schiffer ist. Er ist glücklicherweise zu Hause, und seine beiden Söhne auch, starke Jungens. Hei, wie werden die Ruder fliegen! Denn von dort aus geht es im Boote die Schelde hinunter nach Vließingen. Wo solche Arme rudern, von solchen Herzen regiert, da kommen wir in etlichen Stunden in Vließingen an. Anders ginge es nicht. Jetzt muß ich Pferde suchen, die schnellsten und ausdauerndsten im Orte. Es ist gut, ich habe sie schon. Es geht Nichts über eine große Sippschaft. Fallen sie, so weiß ich Orte, wo wir neue bekommen. Seid Ihr mit Geld versehen, Herr?"

„Genug."

„Nun, dann habet Ihr, was wir brauchen und was mir gerade fehlt. Unterwegs besprechen wir uns weiter. Begegnet Einem von uns ein Unglück, so läßt der Andere ihn liegen, und setzt seinen Weg fort. Gebe Gott, daß

Ihr es nicht seid, denn einem unbedeutenden Menschen wie mir, könnte man den Zutritt verweigern oder doch verzögern, bis es zu spät ist. Wartet jetzt, in einer Viertelstunde bin ich wieder bei Euch."

Eine Viertelstunde später öffneten sich knarrend die Thore von Lier, die Zugbrücke fiel, zwei Reiter ritten in die Nacht hinaus, sie setzten ihre Pferde bald in den schnellsten Trab.

Es war ein furchtbarer Ritt, unaufhaltsam, immer vorwärts, vieler Vorsicht bedürfend, denn es ging durch ein wellenförmiges Land, über Gräben und Hecken, an Canälen entlang. Und dem ungeduldigen, rastlosen Tirado ging es allzu langsam, denn der ehrsame Bürger von Lier hatte sich allzu viel zugetraut, und schwor ein Mal über das andere, lieber den Weg hundert Mal zu Fuß als noch ein Mal auf harttrabendem Rosse zu machen. Der Unmuth quoll Tirado bei jeder Verzögerung im Herzen auf, und hinter ihm zu Rosse saß die Sorge, die Angst, auch nur um eine kurze Spanne Zeit zu spät zu kommen.

An Städten vorüber, durch Dörfer und Flecken, deren Bewohner bereits in den Armen des Schlafes lagen und von dem Geheul der wachsamen Hüter des Hauses aus ihren Träumen aufgeschreckt wurden. Kaum hörten sie die Hufschläge der Rosse, so verhallten diese schon wieder.

Um Mitternacht, nach vierstündigem Ritt langten sie an einer einsamen Meierei an. Die Pferde waren schon abgetrieben, und Hartog verlangte eine Stunde Rast. Tirado verweigerte sie. Glücklicherweise waren die Bewohner mit Hartog befreundet. Das Uebrige that das Gold Tirado's. Neue Pferde, einen neuen, tüchtigen Führer, Hartog blieb zurück, Tirado jagte von dannen.

Die Oktobersonne erhob sich träge von ihrem grauen Wolkenlager, 'als Tirado glücklich Ter Neuse erreichte.

Einige Schriftzüge des Spinnermeisters an seinen Schwager und die kurze Mittheilung, um was es sich handle, brachten Tirado schnell in das Boot. Es war ein alter, erprobter Meergeuse, es waren zwei junge, kräftige Meergeusen, die in das Boot stiegen. Tirado nahm vorsichtig sein Pferd mit hinein, um, wenn das Ufer von Vließingen erreicht wäre, ohne Aufschub in die Stadt jagen zu können. Jetzt fühlte er sich ganz auf seinem Boden. Das kühle Wasser der Westerschelde goß er sich über das glühende Haupt und Antlitz; dann ergriff auch er ein Ruder, und wie wenn es eine Wettfahrt um den höchsten Preis gälte, flog das Boot über die Oberfläche des kräuselnden Wassers dahin durch die Morgennebel zum fernen Ziel. „Meergeusen und Marranen!" rief es unwillkürlich in Tirado, als er im Vereine mit den Seeländern dahinfuhr, und das Lied Belmonte's kam auf seine Lippen, und am Ufer standen zwei Frauengestalten und winkten ihm den Abschiedsgruß zu, und . . . doch hinweg mit allen Bildern und Gedanken — es gilt die letzte, die höchste Anstrengung: kommst Du zur rechten Zeit, wackerer Ruderer, und Alles ist gerettet, oder zu spät und Alles war vergebens! . . .

In der alten Seestadt Vließingen läuteten die Glocken von allen Thürmen. Sie hatte sich in festlichen Schmuck gekleidet, denn Wilhelm von Oranien weilte in ihren Mauern, um die Flotte zu besichtigen, die in ihrem Hafen ankerte, und Befehle zu neuen Verstärkungen und Ausrüstungen der seeländischen Seemacht zu geben. Es war Sonntag. Die Häuser waren mit Flaggen geschmückt, aus den Fenstern hingen Teppiche und Tücher, die Wappen Seeland's und Oranien's glänzten in hellen Farben überall. Die Pforten der Kathedrale standen weit geöffnet, die andächtige Menge in ihren Festtagsgewändern strömte hinein. In der ersten Reihe der Kirchenstühle prangte einer, sonst der Sitz des Bürgermeisters, prächtig dekorirt. Hier

sollte Wilhelm von Oranien Platz nehmen, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Er war wie alle diese Stühle von künstlich geschnitztem dunklen Eichenholz, aus alter Zeit stammend, breit und schwerfällig mit seinen Seitenwänden, die bis an den Fußboden reichten. Die Räume der Kirche waren gedängt voll. Die Orgel begann das Vorspiel. Da erschien am Eingang ein Zug Hellebardiere, die Leibwache des Prinzen. Sie machten den Durchgang offen und bildeten Spalier. Jetzt kam der Prinz, vom Bürgermeister geleitet, von Edlen des Landes und Offizieren gefolgt. Alle erhoben sich von ihren Sitzen, und Wilhelm schritt ruhig, in seiner gewohnten, würdevollen Haltung durch die Kirche nach dem für ihn bestimmten Stuhl. Da der Gesang des ersten Liedes bereits begonnen, blieb der Prinz aufrecht stehen am Pulte, um ihn durch kein Geräusch zu stören.

Der Gesang war zu Ende der Prediger wollte die Stufen der Kanzel besteigen. Feierliche Stille herrschte in der erhabenen Kathedrale. Plötzlich hörte man von draußen die Hufschläge eines gallopirenden Pferdes. Ein Reiter sprang herab, erschien mit wirren, beschmutzten Gewändern in dem Eingang. Hier warf er den Mantel und den Hut von sich, und nachdem sein blitzendes Auge über die Versammlung geschweift und den Prinzen stehen gesehen, stürzte er mit Blitzesschnelle durch das Spalier der Gardisten nach dem Kirchstuhle Wilhelm's zu. Es geschah dies so plötzlich und mit solcher Eilfertigkeit, daß ihn Niemand aufzuhalten vermochte. Nur ein Gardist streckte ihm seine Hellebarde entgegen, aber mit einem gewaltigen Stoß hatte er die Waffe und den Mann zur Seite geschleudert. Jetzt war er schon dicht vor dem Prinzen, der sich auf das Klirren umgewandt hatte. Er ergriff den Arm des Fürsten, und rief mit Donnerstimme: „Rettet Euch, Herr — eine Pulververschwörung in der Kirche —

folget mir, Ihr seid in höchster Gefahr — ich bin Tirado, Ihr müsset mich kennen . . ." Und ob der Prinz auch zögerte, Tirado riß ihn unwiderstehlich von dem gefährlichen Platze hinweg, nach dem Ausgange der Kirche zu. Wie er vorwärts schritt, sagte der Prinz: „Ihr seid Tirado, ich vertraue Euch." — Der Ausruf Tirado's hatte in der ganzen Kirche wiedergehallt, und tausend Stimmen riefen voll Entsetzens: „Eine Pulververschwörung in der Kirche!" Ein ungeheurer Tumult entstand; Alles erhob sich, stürzte, drängte sich nach den Ausgängen, kletterte über die Kirchenstühle, warf die Bänke um; Jammergeschrei ertönte. Da, als der Prinz mit Tirado nahe vor dem großen Eingang gelangt war und die Gardisten sich müheten, sich Raum zu schaffen durch die zusammengekeilte Masse, brach ein fürchterlicher Knall aus, dem ein donnerähnliches Geroll folgte; wie ein Blitz fuhr auf, und erstickte schnell in der dichten Rauchwolke, welche die ganze Kirche füllte. Der Boden schwankte, die Mauern bebten, aus den Wölbungen der Kirche polterte Kalk und Stuccatur herab. Aber das Getöse ging unter in ein scharfes, entsetzliches Wehgeschrei, das durch die Räume scholl . . .

Wilhelm von Oranien war in's Freie gelangt, er war gerettet. Tirado, übermannt von Gefühlen und Erschöpfung, war in die Kniee gesunken. Aus den Pforten der Kirche quoll die Menge heraus und umwogte den Fürsten und seinen Retter. „Oranien lebt! Oranien hoch!" schrie die Menge wie in trunkenem Jubel. Aber das Echo, das aus der Kirche drang, klang anders. Die Rauchwolken hatten sich verzogen, und ließen den Blick über die inneren Räume wieder frei. Die Kathedrale stand fest und unerschüttert in ihrem heiligen Schmuck. Keine Quader war aus ihren Fugen, kein Stein aus seinem Mörtel gefallen. Aber drinnen lagen verstümmelte Leichen, zertretene und gequetschte Menschen. Der Prinz ordnete so-

fort mit seiner gewohnten Geistesgegenwart die nöthigen Maßregeln an, um den Verwundeten Hülfe zu bereiten und die traurigen Reste einiger Umgekommenen aus den geweiheten Räumen zu schaffen. Die Zahl derselben fand sich glücklicherweise geringer, als das entsetzliche Schauspiel hatte vermuthen lassen.

Tirado hatte mit gedrängten Worten dem Prinzen den ganzen Hergang berichtet, den Verbrecher genannt, die Anstifter namhaft gemacht. Hierauf gab Wilhelm Befehle, um den Thäter zu ereilen und die Untersuchung einzuleiten. Dann erst begab er sich mit seinem Gefolge und von einer unübersehbaren Menschenmenge und von Freudenrufen begleitet, nach seinem Hause. Er hatte Tirado mit wenigen, aber innigen Worten des Dankes entlassen, und ihn auf den folgenden Tag zu sich beschieden. Dieser bedurfte der Ruhe, so hoch sein Herz auch schlug ob der gelungenen That und des Dankes voll gegen den gnädigen Lenker der Geschicke.

Hanns Hannszoon war im Augenblicke, wo sich seine Unthat entwickeln sollte, entflohen. Aber seine Verfolger waren rascher als er, und schon am Nachmittage ward er eingebracht. Er bekannte seine Schuld; er nannte die Anstifter und Mitwisser, die Priester, die seine Beichte gehört und ihm Absolution ertheilt hatten. Ihre Namen sind im Buche der Geschichte verzeichnet.

XXII.

Wilhelm von Oranien hatte zu Vließingen sein Quartier in dem gastlichen Hause eines reichen Bürgers genommen. Hierher begab sich Tirado am folgenden Tage, und wurde, als er sich gemeldet, sofort in das Cabinet des Prinzen eingeführt. In einem auf's Reichste ausgestatteten Gemache saß Wilhelm vor einem Schreibtische, der mit Schriften und Dokumenten überladen war. Er war bereits wie zum Ausritt gekleidet, und die Einfachheit seines Anzuges stach von dem Reichthum seiner Umgebung auffällig ab, und zwar zu einer Zeit, wo in allen europäischen Ländern die größte Verschwendung in der Kleidung zur Sitte geworden. Ebenso einfach war die Erscheinung dieses bedeutungsvollen Mannes, der, mit geringer Macht ausgerüstet, durch die Entschlossenheit, die Ausdauer und den unerschöpflichen Reichthum seines Geistes an Hülfsmitteln auf die Entwickelung von ganz Europa einen so mächtigen Einfluß übte. Er war von kaum mehr als mittlerer Größe, sein Kopf, rund und groß, mit nach damaliger Sitte kurz abgeschorenem Hauptthaar, seine Wangen viel durchfurcht, seine Nase länglich und etwas gebogen, sein Bart gespalten; aber die aufrechte und würdevolle Haltung, die er stets zu bewahren wußte, und der Blitz der großen, blauen Augen, die stark aus ihren Höhlen hervortraten, sowie die Unbeweglichkeit seiner Züge machten auf Jeden, der ihm gegenübertrat, einen

tiefen Eindruck, und ließen seine Gestalt größer, majestätischer erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

Bei dem Eintritt Tirado's erhob sich der Prinz und kam ihm einige Schritte entgegen. Auf die ehrfurchtsvolle Verbeugung Tirado's streckte er ihm die Hand entgegen, in seinen Augen leuchtete es vor Freundlichkeit und um den Mund spielte ihm ein gefälliges Lächeln. Es war schön in diesem Augenblicke, das sonst unschöne Haupt des Oraniers.

„Euch meinen Dank, Herr, für die außerordentliche That auszusprechen, die Ihr zu meiner Rettung ausgeführt habt, vermag ich nicht; noch weniger sie würdig zu belohnen. Ihr wisset, ich bin arm an Glücksgütern, und was ich besitze, gehört dem großen Kampfe, den wir durchfechten. Aber ich weiß, Ihr wollet weder Wort noch That zum Lohne für Euch, und nur der Sieg der guten Sache des Rechtes und der Freiheit ist Euer Ziel wie das meinige. Wir Beide sind völlig gleich darin, und was wir für einander thun, das verpflichtet zwar die Person, gehört aber noch mehr der Sache an."

Dies sprach er, und was seine klangvolle Stimme mit dem ganzen Nachdruck innerster Wahrhaftigkeit sprach, war stets des tiefsten Eindrucks gewiß. Er sprach es, und schüttelte dabei kräftig die Rechte des Ankömmlings. Dieser erwiderte mit unverkennbarer Bewegung: „Prinz, diese Worte aus Eurem Munde sind eine Belohnung, der keine Ehren und Schätze gleichkommen."

„Lasset mich aber doch noch meine besondere Bewunderung Eurer gestrigen Fahrt aussprechen. Das war ein Ritt und eine Bootsfahrt, wie sie Euch in beiden Stücken zugleich kein Anderer so leicht nachahmen kann. Ihr seid ebenso ein Mann von Stahl wie von Herz; doch was sage ich, zu solchem Vollbringen gehört eine Begeisterung, eine Hingebung, eine Selbstaufopferung, wie sie selten

unter den Menschen. Durch alles dies und die Verpflichtungen, die Ihr früher mir auferlegtet, habt Ihr Ansprüche erlangt, die befriedigt werden müssen, und ich sage Euch, sie sollen befriedigt werden. Doch vor Allem, setzen wir uns, und gebet mir einen genauen Bericht von dem, was Euch begegnet ist, seitdem ich Euch zum letzten Mal gesehen habe. Ich weiß, es wird mir daraus Manches von den Verhältnissen auswärtiger Staaten einsichtlich werden."

Tirado genügte dem Verlangen des Prinzen, und fand nirgends eine Stelle in seiner jüngsten Vergangenheit, die er Jenem zu verschweigen Veranlassung gehabt hätte. Seine Rettung Antonio's und der versammelten Schar der Seinigen, seine Aufnahme in London und den Zug nach Cadix und den Azoren, seine Entlassung aus England und die Fahrt nach Emden führte er dem verehrten Fürsten, der ihm mit großer Aufmerksamkeit folgte, in kurzen Zügen vorüber. Als er geendet, blickte ihn Wilhelm befriedigt an, und sprach: „Gut, Tirado. Wir sind unterdeß ein gutes Stück vorwärts gekommen, aber auch Ihr. Ihr habt Recht gethan, Eure eigne Sache niemals von der der Freiheit zu trennen. Ihr seid so lange nicht am Ziele, so lange es auch diese noch nicht ist. Ja, ich begreife es, daß Elisabeth Euch wieder fortgesandt hat. In England liegen die Stoffe noch roh neben einander. Vielleicht dauert es noch lange, bevor sie in Gährung gerathen. Aber kommen wird es und muß es. Wir Niederländer aber sind bereits mitten darin. Wenn England seinen Prozeß wird zu Ende geführt haben, wird es eben dahin gelangen, wohin die Niederlande vor ihm waren. Wohlan, Tirado, seid Ihr bereit, uns noch einige Dienste, einige wichtige Dienste zu leisten?"

Tirado's Antlitz erglühte, und mit freudigem Nachdruck erwiderte er: „Mit allen meinen, wenn auch schwachen Kräften, Hoheit!"

„Ich wußte dies. Ein Mann wie Ihr bleibt nicht vor dem Ziele stehen. Allein, ich würde mich in meine Seele schämen, wenn ich Eure Kräfte in Anspruch nähme, ohne daß zugleich Eure eigene Wohlfahrt und der besondere Zweck, dem Ihr nachstrebet, nicht zugleich mit befördert würde.“

„Auch hieran zweifelte ich niemals, mein Prinz.“

„So höret. In der Zeit Eurer Abwesenheit hat sich Vieles verändert, weil sich Vieles geklärt. Es hat sich gezeigt, daß leider die südlichen und die nördlichen Staaten der Niederlande unter den obwaltenden Umständen nicht zusammen gehen werden. Die religiöse Unverträglichkeit zwischen den Anhängern der alten und der neuen Kirche hat den Bruch offen gelegt und immer weiter gemacht. Die südlichen Staaten werden der Fahne des Spaniers lieber treu bleiben, als mit den Reformirten zu paktiren. So sehr ich auch zögerte, so lange ich mich auch widersetzte, es ist dennoch geschehen, und die nördlichen Provinzen sind in Utrecht zur Bildung eines unauflöslichen, aber besonderen Bundes, zusammengetreten. Der Kampf wird dadurch länger, erbitterter werden, aber allerdings ist sein Erfolg um so gesicherter. Die verbündeten Staaten wollen nun desto offener gänzlich mit der spanischen Krone brechen und vorläufig die Obergewalt mir übertragen. Glücklicher Weise, Freund, sind aber auch die Nordstaaten nicht allein von den Bekennern der neuen Lehre bewohnt, und in manchen Städten haben die Römisch-Katholischen noch die Oberhand. Ich setzte es daher durch, daß ein Hauptpunkt des Utrechter Bundes die Sicherung des Religionsfriedens wurde, daß überall die Reformirten und Katholischen des gleichen Rechts und der gleichen Freiheit sich zu erfreuen haben sollen, wozu dann noch als ein geheimer Artikel hinzugefügt ward, daß es dem Rathe jeder Stadt frei stehen sollte, den Anhängern

auch anderer Sekten eine gleiche Befugniß zuzugestehen, ohne daß Jemand das Recht hätte, hiergegen zu protestiren. Tirado, ich sage es Euch offen, ich dachte hierbei des Wortes, das ich Euch gegeben; ich dachte, daß sich bald die Ansichten meiner Niederländer auch dahin klären würden, allen Menschen das Recht zu gewähren, welches sie für sich mit so großen Opfern erstritten, und einzusehen, daß dem Fanatismus, von welcher Seite er auch kommt, die Spitze nur abgebrochen werden könne durch seinen geraden Gegensatz!"

Tirado ergriff die Hand des Prinzen und rief lebhaft aus: „Dank, hoher Herr, tausendfachen Dank! Ihr habt die Nacht gelichtet, durch die mein Weg geführt, und in die er sich noch immer bis auf diese Stunde verlor. Ich sehe klar, ich bin glücklich."

„Gemach, Freund," erwiderte Wilhelm mit dem Lächeln der Befriedigung, „das Ziel ist doch noch nicht erreicht. Jetzt komme ich zu dem, was am nächsten vor uns liegt. In Holland ist es das mächtige Amsterdam, das uns noch widerstrebt. Der Rath dieser Stadt, der noch die Macht in Händen hält, und ein großer Theil der Bürgerschaft sind römisch-katholisch. Sie haben bis heute dem Staate den Gehorsam verweigert und schwächen dadurch doppelt die Kraft desselben. Andrerseits wollen die in Utrecht versammelten Staaten Holland nicht eher als vollberechtigt anerkennen, so lange Amsterdam im Bunde noch fehlt. Die Vertreter Holland's haben daher beschlossen, Amsterdam mit Gewalt zu unterwerfen, und mir aufgetragen, zehn Fahnen Fußvolkes unter den tapfern Obersten Helling und Ruikhaver zu einem Ueberfall auf die Stadt zu beordern. Ich kann mich dem nicht entziehen, und doch erweckt dieser Plan, dem ich mich vergebens widersetzte, die schwersten Besorgnisse in mir. Amsterdam ist nicht die Stadt, die sich der Gewalt fügt; der feindselige Angriff,

der boshafte Ueberfall wird auch **den** Theil der Bürgerschaft auf die Seite des Feindes treiben, der uns zugeneigt ist. Wir müssen dem auszuweichen suchen, und in dieser schwierigen Lage habe ich meine Augen auf Euch, Tirado, geworfen. Ihr seid der Mann, der meine geheimen Entwürfe auszuführen vermag, und Selbstaufopferung gewiß genug besitzt, um bei etwaigem Mißlingen den Urheber zu decken."

Tirado erwiderte: „Ich sehe zwar noch nicht, Herr, wie ich hierbei mitwirken könne, aber zeigt es mir, und ich übernehme Alles, was in meinen Kräften steht."

„Ich will es. Ich habe in Amsterdam einen mächtigen Verbündeten, einen Mann von unbedingtem Einfluß auf den reformirten Theil der Bürger. Er heißt Bardes. Mit Unwillen trägt er das Joch der Katholischen und seit langer Zeit strebt er, es abzuschütteln. Dies muß geschehen, aber auch hier ohne großes Blutvergießen, ohne einen Sturm heraufzubeschwören, den wir nicht bannen könnten und der die noch lose geknüpften Bande wieder zerreißen würde. Hört also meinen Plan. Ihr begebt Euch in der verborgensten Weise nach Amsterdam zu Bardes. Den Weg Euch dahin zu eröffnen, ist meine Sache. Ihr macht Bardes mit dem beabsichtigten Ueberfall bekannt. Zur Zeit desselben soll er die Bewaffneten seiner Partei versammeln, aber nicht mit gegen die holländischen Fahnen ausziehen. Wenn die Schar des katholischen Rathes gegen die heranstürmenden Holländer ausgezogen und mit ihnen im Kampfe begriffen ist, soll Bardes das Rathhaus überfallen und einnehmen, den Rath verjagen und von dem versammelten Volke sich und seine besten Anhänger zum neuen Rath wählen lassen, dann sich der Zeughäuser bemächtigen und die Söldner des abgesetzten Raths vom Innern der Stadt abhalten, bis sie sich in den neuen Zustand der Dinge ergeben haben. Zu diesem entscheidenden

Handstreich werde ich Bardes, wie Ihr hören werdet, meine Hülfe leihen. Allein zuvor muß Bardes einen förmlichen Vertrag unterzeichnen, in welchem er verspricht, daß Amsterdam zum Staate von Holland und damit zum Utrechter Bunde übertrete, ferner, daß in der Stadt völliger Religionsfrieden und Rechtsgleichheit aller Personen, welcher Religion sie auch angehören, gesetzlich herrschen soll, wenn auch bis zur friedlichen Entwickelung der Dinge die Reformirten die Gewalt in der Stadt in ihren Händen haben sollen. Es ist Eure Sache, Tirado, dem Manne weder von dem Ueberfalle, noch von unsrer Hülfeleistung bestimmte Kunde zu geben, bevor er diesen Vertrag eingegangen. Ist dies geschehen, so harret Eurer eine zweite Sendung. Der Oberst Helling, der mit vier Fahnen zu Naarden liegt, hat bereits meine Ordre, zur bestimmten Zeit vor das Haarlemer Thor von Amsterdam zu rücken. Ihr habet nun dem Obersten Ruikhaver, der sich mit sechs Fahnen zu Leyden befindet, meine Ordre zu bringen. Ich gebe Euch zwei mit, die eine gleichlautend mit der an Helling, die andere mit den Worten: „Vor das Thor von Haarlem.“ Welche von beiden Ihr Ruikhaver einhändigen sollet, muß von Eurem Erfolge bei Bardes abhängen. Hat dieser in den Vertrag gewilligt, so bringt Ihr dem Obersten die letztere. Sie wird später als ein Mißverständniß erscheinen. Es werden dann die vier Fahnen zwar in Amsterdam eindringen, aber um so leichter von den katholischen Parteigängern zurückgedrängt und verfolgt werden, während die sechs Fahnen Ruikhaver's nach Haarlem marschirt sind. Bardes hat dann Zeit, unsern Plan auszuführen. Amsterdam wird frei und gesellt sich seinen natürlichen Bundesgenossen zu. Größeres Blutvergießen wird vermieden, es wird eine friedliche Revolution sein. Solcher Erfolg rechtfertigt wohl die Zuflucht zu geheimen Mitteln, und Ihr, Tirado, Ihr

werdet am Ziele Eures Strebens sein. Ich bürge Euch mit meinem Ehrenworte: Amsterdam wird sich nicht länger weigern, Euch und Euren Genossen eine sichere Freistatt zu gewähren — wenige Monde, und ich werde Euch als einen Bürger dieses Landes begrüßen . . ."

Tirado sann einige Augenblicke nach. Dann sprach er: „Ich danke Euch, gnädiger Herr. Ich übernehme mit Freuden den Auftrag, mit welchem Ihr mich beehrt. Ich erkenne Eure Absicht wohl, gerade mir dieses Geschäft zu übertragen, um mich mit den Männern in die nächste Verbindung zu bringen, in deren Händen mein und der Meinigen Geschick liegen wird. Ich bin Euch tief verpflichtet mein Prinz. Möge es mir vergönnt sein, daß der Erfolg Eurem Vertrauen ganz entspreche."

Ein feines Lächeln umzog den Mund Wilhelm's. „Halt, mein Freund, da urtheilt Ihr doch etwas zu rasch. Es mag dies immerhin meine Absicht sein. Aber der Auftrag ist schwieriger, als Ihr es Euch im Augenblicke denkt. Der Plan ist so berechnet, daß der Erfolg ohnfehlbar sein muß. Würde er mißlingen, so hätten wir große Interessen compromittirt. Die Waffen Holland's hätten eine Schlappe erhalten und in Amsterdam wäre ein Brand entzündet, der traurige Verwüstung anrichten könnte. Darum entsende ich Euch; Euer geübter Blick wird die Lage genau ermessen, die Schwierigkeiten erkennen und die Mittel finden, sie im Voraus zu beseitigen. Davon mache ich den weiteren Gang meiner Maßnahmen abhängig. Ich werde Euch ersuchen, heute Abend noch einmal bei mir zu erscheinen, und die Ordres und Instruktionen in Empfang zu nehmen."

Tirado verbeugte sich und verließ das Gemach.

Wenige Tage später war Tirado in Amsterdam und bei Bardes eingeführt. Er fand in diesem einen jener eigenthümlichen Charaktere, in welchem sich die Begeiste-

rung für eine Sache mit dem ungestümen Ehrgeiz für die eigene Geltung vollständig vereinigt, und darum eine feurige Thatkraft zu Schlauheit und Berechnung sich gesellt. Dieser Mann ergriff Alles, was seinen Zwecken zu dienen schien, mit raschem Eifer, ja mit Leidenschaft, ohne daß er die Augen vor den Hindernissen schloß, die der Erfüllung sich entgegen stellten. Solche Männer an der Spitze einer Opposition sind sehr gefährlich. Sie dauern viele Jahre aus und halten ihre Partei wach, so lange die Umstände ihnen noch ungünstig sind; und bei dem geringsten Umschwung sind sie vorn an, und führen ihre Schar muthig in's Gefecht. Ein Unfall, eine Niederlage entmuthigt sie nicht; sie fangen morgen im geheimsten Schlupfwinkel wieder von vorn an, wenn sie heute auf dem Markte geschlagen werden. Und gerade an solchen Männern waren die Niederländer in diesem ihrem furchtbaren Kampfe reich; sie entsprachen dem Volkscharakter, der Zeit und der Natur des Kampfes, der ohne beherrschenden Mittelpunkt in jeder Landschaft, in jeder Stadt, fast in jedem Dorfe in gleicher Weise geführt ward. Bardes besaß diese Eigenschaften in einem hohen Grade, und war dadurch geeignet, in einer schon damals so volkreichen und mächtigen Stadt wie Amsterdam eine hervorragende Rolle zu spielen. Er beherrschte mit seiner bald hinreißenden, bald schlagenden Beredtsamkeit die Massen, hatte aber Einsicht genug, aus diesen eine engere Schar auszuwählen und sie als seine unbedingten Parteigänger zu discipliniren.

Es war für Tirado nicht schwer, mit ihm zu verhandeln. Nachdem er ihm in allgemeinen Umrissen den Plan des Prinzen vorgelegt und ihn mit dem Inhalte des Vertrages vertraut gemacht, bekannte sich Bardes sofort zu dem ganzen Entwurfe, versicherte, daß die Bedingungen des Vertrages mit seiner innersten Ueberzeugung im Einklang ständen, und daß er keinen Augenblick zögern wolle,

ihn mit seinen besten Anhängern zu unterzeichnen. „Ha", rief er aus, „sieht unser weiser, zögernder Oranien endlich den rechten Zeitpunkt gekommen; trauet er endlich seinen braven Bürgern die Kraft zu, dieses verhaßte Joch abzuschütteln und die Feinde Amsterdam's, die es fast entvölkert, so viele seiner Besten zur Auswanderung gezwungen haben, in ihr Nichts zurückzuschleudern! Nun, er soll sich nicht getäuscht finden."

Tirado stand nicht an, ihn offen damit bekannt zu machen, daß es sich hier nicht blos um Reformirte und Katholische handele, sondern daß Amsterdam zur bedingungslosen Freistatt für die Bekenner aller Religionen und dadurch auch zu einem Emporium der ganzen Welt werde, daß auch die Juden, und zwar besonders die Marranen, hier ungestört wohnen könnten.

„Wohl, wohl, erwiderte Bardes ohne Zögern, mögen sie Alle kommen, Wiedertäufer, Menoniten, Juden und Türken — wenn Bardes die Zügel in der Hand hält, soll in Amsterdam Niemand gekränkt, Niemand verfolgt werden. Dann werden Alle kommen und ihr Gut und ihre Arme unserm Vaterlande bringen."

So weit war Alles gut. Jetzt kamen die Thatsachen. Tirado entwickelte den Plan des Prinzen in allen seinen Einzelheiten. Nun stellten sich die Schwierigkeiten heraus. Die katholische Partei in Amsterdam hatte die Zeit ihrer Herrschaft wohl zu benutzen verstanden. Sie hatte den Bürgern die Waffen genommen, nur aus den Reihen ihrer treuesten Anhänger eine Miliz gebildet und sie durch Söldner verstärkt. Dadurch behielt sie auch die reichen Hülfsquellen der Stadt in ihren Händen und konnte die Steuern, die sie ihren Gegnern abdrückte, zu deren Knechtung verwenden. Bardes musterte im Geiste seine Hülfsmittel und mußte sich und Tirado gestehen, daß die Zahl seiner Helfer zwar sehr groß, aber ziemlich wehrlos sei. Hier

mußte Rath geschafft werden. Jetzt wurde es Tirado deutlich, warum der schlaue Wilhelm gerade ihn hierher gesandt. Aber desto höher schlug sein Herz auf, desto freudiger erhob sich sein Geist, alle Opfer zu bringen, hier das Ziel zu erreichen, nach welchem er seit Jahren gepilgert und gerungen.

„Es gilt hier,'' sagte er zu Bardes nach reiflicher Ueberlegung, „Waffen herbei zu schaffen, und eine starke, entschlossene Schar herzustellen, die der Masse zu Anhalt und Stütze dienen, um welche das Volk sich scharen kann. Zu den ersteren ist Geld nöthig, und ich bin bereit, es herzugeben; — das Wort des zukünftigen Bürgermeisters Bardes genügt mir völlig für jeden Vorschuß, jede Anleihe. Ich glaube nicht, daß es allzu schwierig sein wird, aus den nächst gelegenen Städten Waffen für Geld zu erhalten und sie in Booten im Dunkel der Nacht in die Stadt zu bringen. Für diese Waffen die Männer zu stellen, ist Eure Sache, Herr. Doch werdet Ihr wahrscheinlich eine Anzahl meiner Freunde nicht verschmähen, die, wenn auch gering an Menge, doch um so entschlossener zu Sieg oder Tod an Eurer Seite fechten werden."

Bardes war überglücklich. Er sah im Geiste alle Schwierigkeiten verschwunden und einen Triumph nahe, den er so lange schon ersehnt, für den er so Schweres getragen hatte. Fast wäre er Tirado um den Hals gefallen. Aber er ergriff dessen Rechte, schüttelte sie und sprach: „So ist es recht, Herr, Ihr und Eure Freunde besiegelt den Bund mit uns durch Blut und Gut. Das ist ein unauflöslicher Kitt, und das Volk von Amsterdam wird es zu würdigen wissen!"

Die näheren Verabredungen wurden zwischen den beiden Männern eifrig getroffen. Es kostete Tirado keine Mühe, Geld auf den Namen Homem zu erhalten. Am andern Tage schon ging ein vertrauter Sendbote nach

Emden ab, um die Freunde von dort zu berufen. Einzeln sollten sie nach Amsterdam kommen und sich bei Bardes melden. Einige, darunter Alonso, sollten zurückbleiben, um das Schiff und dessen Befrachtung zu bewachen.

Es war am 24. November, als gegen Morgen die vier Fahnen holländischen Fußvolkes unter dem Obersten Helling von Naarden aus gegen das Haarlemer Thor von Amsterdam anrückten. Der laue, aber regenreiche Herbst hatte die Wege grundlos gemacht, und die Holländer kamen später an ihrem Bestimmungsort an, als sie vorausgesetzt hatten. Es war schon heller Tag. Sie erwarteten, auch den Obersten Ruikhaver mit seinem stärkeren Trupp am Platze zu finden. Diese waren nicht da; doch man durfte nicht zögern, in die Stadt einzudringen, wenn der Ueberfall irgend glücken sollte. Man hoffte, die Mannschaft Ruikhavers würde bald erscheinen, und der Oberst Helling träumte von der Ehre, die Bahn diesem gebrochen zu haben und so den Ruhm des Tages davon zu tragen. Indeß hatte man die feindlichen Truppen bereits von der Stadt aus bemerkt, und sofort wurden Allarmzeichen gegeben. Während Helling in die Vorstadt eindrang, eilte die Miliz des Rathes zusammen und marschirte dem Feinde entgegen. Es entstand ein großer Tumult in der Stadt; die Trommeln rasselten, die Hörner klangen, die Sturmglocken läuteten, das Volk lief überall zusammen. Muthig rückten die Katholischen den Holländern entgegen. Sie trafen auf sie in den ersten Straßen der Stadt vom Haarlemer Thore aus. Es entspann sich sofort ein heftiger Kampf, und die Holländer hatten das Unglück, gleich im Beginne ihren tapfern Obersten durch eine Kugel zu verlieren. Sie geriethen darüber in Verwirrung, die Fahnen von Leyden blieben aus, sie begannen zu weichen, und wenn auch kämpfend, doch Schritt für Schritt zurück zu gehen. Der Ueberfall ward als mißlungen angesehen, es

galt nur noch, die Ehre der Waffen zu retten. Eine Zeit lang schmeichelte man sich noch mit der Hoffnung, daß das Volk der Stadt aufstehen und ihnen die Hand reichen werde. Auch dies blieb aus, und so wich man bald mit größerer Eile zurück. Die Katholischen jubelten; mit um so größerem Feuer warfen sie sich auf die Feinde, um so hitziger verfolgten sie diese; sie drängten sie aus der Stadt, trieben sie aus der Vorstadt, verfolgten sie auf der Straße nach Naarden.

Vom Mittelpunkte der Stadt bis zum Kampfplatz war eine weite Strecke, und sie wurde immer weiter. Unterdeß hatte sich der Anblick der Stadt verändert. Dasselbe Glockengeläute, dasselbe Trommelgerassel und Hörnerblasen hatte noch andere und zahlreichere Scharen zu den Waffen greifen lassen. Kaum war die katholische Miliz versammelt und abgerückt, kaum hatte diese begonnen, den Feind zu erreichen und anzugreifen, als die Thüren vieler Häuser im Innern der Stadt sich öffneten, neue Bewaffnete sich zeigten, zusammentraten, sich vereinigten und von allen Seiten auf das Rathhaus losrückten. Die Befehle waren genau gegeben, Alles im Voraus geordnet; das Volk, in das Geheimniß noch nicht eingeweiht, war erstaunt, und wich zurück. Das Rathhaus ward umringt. Bardes und seine Genossen drangen hinein, überwältigten die Wachtposten, überfielen den Bürgermeister und die Rathsherren, nahmen sie gefangen, banden sie und warfen sie in das Gefängniß. Jetzt trat Bardes auf einen Balcon hinaus, redete die versammelte Menge an, setzte ihr das Geschehene aus einander, berührte die vielen Beschwerdepunkte, über welche das Volk zu klagen, und forderte es auf, ihn und seine vornehmsten Genossen an die Stelle der gefangenen Machthaber zu setzen. Geistliche in ihrer Amtstracht waren unter dem Volke umhergegangen, um es zur Zustimmung zu bereden. Kaum bedurfte es dessen.

Unter dem Geläute der Glocken, dem Gerassel der Trommeln, dem Blasen der Hörner jauchzte das Volk dem neuen Magistrate zu und dies schien genügend für die Wahl der neuen Oberhäupter der Stadt. Neben der Flagge der Stadt Amsterdam wurde die oranische aufgehißt und vom Jubelgeschrei des Volkes begrüßt.

Jetzt ordneten sich die Scharen; eine Abtheilung blieb als Besatzung des Rathhauses zurück; die anderen rückten derselben Gegend zu, wohin die katholische Miliz gezogen. Unter den Ersten Tirado und seine Freunde. Zugleich wurde ein Thor geöffnet, zu welchem eine starke Anzahl Geusen von den Schiffen und Booten, ausgerüstet mit Waffen aller Art, unter dem Rufe: „Oranien hoch!" hereindrangen. Sie stürmten von der Seite her nach der Gegend des Kampfplatzes. „Geusen und Marranen!" rief Tirado jubelnd aus, „die Freiheit ist unser!" Das Volk, hingerissen von der Bewegung, stürzte nach den Zeughäusern, überwältigte die Wächter, erbrach die Thore und plünderte die Waffenvorräthe aus.

So rückte die Mannschaft des neuen Rathes den Söldnern des alten nach, die sich allzu weit von der Stadt entfernt hatten. Was diese an Posten und Nachzüglern hinter sich gelassen, wurde nach kurzer Gegenwehr gefangen genommen oder niedergestoßen. Die Thore wurden verrammelt, die Straßen verbarrikadirt und mit Ketten geschlossen. Die katholische Miliz stand endlich vom Angriff auf die Holländer und der theilweisen Verfolgung derselben ab, und wandte sich zur Stadt zurück. Als sie die Vorstadt passirt hatte, erkannte sie erstaunt die Unmöglichkeit, weiter vorzudringen. Bewaffnete aller Art und in zahlreichen Scharen wiesen sie drohend ab, und die oranische Fahne belehrte sie von dem neuen Feinde, gegen den anzustürmen sie weder Befehl noch Kraft hatte. Nach kurzer Zeit wurde sie vom Stande der Dinge innerhalb der

Stadt benachrichtigt. Sie parlamentirte, und als man feierlich die Achtung des Religionsfriedens zugesichert, ergab sie sich und legte die Waffen nieder.

Die Thore öffneten sich wieder, die Barrikaden und Ketten verschwanden, das bewaffnete Volk quoll heraus, die Feinde versöhnten sich. Ein Jubelrausch bemächtigte sich Aller, und Freundschaft und Einigkeit wurden einander unter Thränen und Umarmungen zugeschworen. Ein großes, erhabenes Fest wurde gefeiert. Das Herz des Volkes improvisirte es. Auf die Straßen wurden Tische und Bänke geschafft, mit Speisen und Getränken beladen. Man aß, man trank, man sang und jubelte. Das sonst so ernste und gemessene Volk war wie verwandelt.

Auf dem Rathhause stand Tirado vor dem versammelten, neuen Magistrate. Bardes überreichte ihm eine Urkunde, worin ihm und seinen Glaubensgenossen die Freiheit der Niederlassung und der Uebung ihres Glaubens zugesichert war. Bardes überreichte sie ihm mit Worten des Dankes und der Anerkennung. Als er geendet hatte, nahm Tirado die Schuldscheine aus der Brusttasche, welche Bardes im Namen der Stadt ihm für die vorgestreckten Summen ausgestellt. Er zog sie heraus und zerriß sie. „Die Stadt Amsterdam hat ihre Schuld bezahlt," rief er aus, „von jetzt ab wollen wir nur Verpflichtungen der Liebe, der Treue und des Bürgersinns eingehen!"

XXIII.

Ueber ein ödes Steinfeld breitet sich die grüne Flechte. Sie stirbt ab und gebiert sich wieder, und aus ihr steigt das vielgestaltige Moos auf. In seinen kleinen labyrinthischen Gängen sammelt sich der Staub aus der Luft und der Staub des verwitternden Gesteines. Jahrhunderte gehen vorüber, und auf dem Steinlager hat sich die Dammerde gehäuft, aus der üppige Gräser und Kräuter sich erheben und die Saamenkörner der Baumwelt zu riesigen Stämmen emporschießen. Thiere weiden daselbst, Vögel nisten, Menschen siedeln sich an. So baut sich in der göttlichen Schöpfung aus dem Kleinsten und Kleinen das Große, ein bedeutungsvolles Leben auf.

Kurzsichtiger Mensch! Du glaubst im Dienste Deines Eigennutzes zu arbeiten, für Deinen Gewinn, Deine Ehre, Deinen Lebensgenuß thätig zu sein, zu schaffen und Dich zu opfern. Und doch thust Du dies Alles nur als ein Werkzeug eines höheren Planes, als ein kleines Glied eines unermeßlichen Ganzen, als ein Diener einer unsichtbaren Macht.

Wohl Dir, wenn Du dies erkennst, wenn Du von einer höheren Idee Dich erfüllen und beherrschen läßt, wenn Du Dich einem großen Gedanken unterordnest und Dein eignes Glück in dem Gelingen des Ganzen suchest und findest.

Mit dem Uebertritt Amsterdam's zu Holland und dem Utrechter Bunde war der Kampf in den Niederlanden eigentlich entschieden, so viele Jahre er auch noch währte, so viele blutige Gefechte, Belagerungen und Stürme noch bestanden werden mußten. Der Sieg der Freiheit, der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten war gesichert, wenn auch nicht vollständig, denn die Niederlande waren in zwei Lager getheilt und die südlichen Provinzen verblieben unter dem spanischen Scepter. Aber dieser Sieg mußte theuer erkauft werden. Der große Oranier sank dennoch von der Kugel des Meuchelmörders getroffen in sein frühzeitiges Grab. Aber aus dieser blutigen Saat reifte den Anstiftern des Mordes keine Frucht. An die Stelle des Vaters trat der junge Moritz von Nassau mit gleichem Heldenmuthe, mit ähnlicher Umsicht, mit noch glücklicherem Erfolge. Alle diese Kämpfe stählten den Arm des kräftigen Volkes, und unter der Sonne der Freiheit wuchs sein Handel, seine Schifffahrt, seine Macht auf dem Meere, und ein ganzes Heldengeschlecht trug seine Flagge siegreich nach allen Welttheilen. Die Niederlande wurden der Stapelplatz des Welthandels und der sichere Hafen für alle Verfolgten.

Der furchtbare Seekampf zwischen der unüberwindlich vermeinten und benannten Armada Philipp's und der Flotte der kleinen englischen Schiffe war bald zu Ende geführt, und die jungfräuliche Königin Britanniens sah ihr Haupt mit dem unverwelklichen Lorbeer des Sieges bekränzt. Sie vergaß Dom Antonio's nicht, und eine Flotte lief aus, um ihm sein verlorenes Reich wieder zu erobern. Es gelang nicht. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo die portugiesische Nation das spanische Joch unerträglich fand und es von seinem Nacken abschüttelte. Die englischen Schiffe thaten den Spaniern vielen Schaden, aber Antonio konnte nur von Ferne noch einmal einen

Blick auf das prächtige Lissabon werfen; dann mußte er umkehren. Er ging nach Paris, aber der französische Hof vernachlässigte ihn, und er starb nach einigen Jahren einsam und verlassen, nur von der Familie Homem nicht vergessen, die ihn reichlich mit den Mitteln zu seinem Unterhalt versah. In England selbst sammelten sich die Stoffe eines furchtbaren Gährungsprozesses, der ein halbes Jahrhundert später zum Ausbruch kam, und erst nach langen und wiederholten Erschütterungen den britischen Boden für Recht und Freiheit fruchtbar machte für immer.

Tirado hatte schnell die Hand angelegt, sein Werk zu vollenden. Nach kurzer Zeit langte der Meister Uri mit seiner Familie nebst Alonso de Herrera aus Emden an. Er nahm die Marranen in den alten Bund auf, und bald versammelten sie sich zum gemeinsamen Gottesdienst. Es war am folgenden Osterfeste, wo diese Feier vorgehen sollte. Aber noch immer lebte die alte Scheu und Furcht in ihnen, und sie konnten sich des Gedankens nicht erwehren, als ob das Schwert der Inquisition noch über ihren Häuptern schwebe. Vermummt und heimlich schlichen sie sich in das Gebäude ein, in welchem der Betsaal mit seinen Heiligthümern hergerichtet war. Das erweckte die Aufmerksamkeit der Nachbaren. Das Gerücht verbreitete sich, daß verschworene Papisten hier ihre geheimen Versammlungen hielten, Plötzlich scharte sich ein Volkshaufe und drang lärmend in das Haus und den Saal. Sie suchten nach Crucifixen und Heiligenbildern. Sie fanden dergleichen nichts. Aber die Marranen flohen vor ihnen zu den Thüren und Fenstern hinaus. Nur Tirado blieb ruhig und standhaft, redete die Tumultuanten an, erklärte ihnen, daß sie Juden vor sich hätten und berief sich auf den Bürgermeister und seine Urkunde. Man beruhigte sich, Einige in der Menge erkannten ihn, man geleitete ihn zum Bürgermeister, und als dieser das Recht Tirado's

bestätigte, verlief sich die Menge, und die verstörten Männer konnten das unterbrochene Fest in Sicherheit fortsetzen und beenden. Das war das letzte Grollen des Donners, das die Flüchtlinge aus Spanien und Portugal vernahmen — das letzte Mal, daß sie eine solche Störung in Amsterdam erfuhren. Tirado benutzte die günstige Stimmung in der Stadt, und ging an die Erbauung eines Tempels, der vor dem Eintritt des Herbstes beendet war. Nunmehr dachte er daran, die Seinigen aus London herüber zu holen.

Der Sieg war errungen. Der Baum der Glaubensfreiheit hatte nunmehr seine Wurzel fest in den Boden dieses Erdballs geschlagen, um niemals wieder herausgerissen zu werden. Wachse, Du Gotteszeder, immer höher, immer gewaltiger, breite Deine Zweige aus, daß alle Völker darunter Platz finden und Deines Schattens sich erfreuen nach so langen, heißen Kämpfen! Die Macht der Inquisition war gebrochen; selbst in die niederländischen Provinzen, die dem Scepter Spaniens unterworfen blieben, war ihr der Eintritt versagt; sie blieb in die unglückliche pyrenäische Halbinsel gebannt, um auch da nach und nach zu erbleichen, abzusterben und nur düstere Monumente als traurige Zeugen menschlicher Verirrung zurückzulassen.

Die Caravalle Marie Nunes landete im Hafen von London. Die Sonne des ersten Septembers hatte die Morgennebel auf dem Flusse durchbrochen und zerstreut, und es war ein Tag über die große Themsestadt heraufgezogen, wie er ihr an Pracht und Herrlichkeit nur selten erscheint. In dem unermeßlichen Gewühle der Schiffe und Menschen stieg Tirado ungekannt und einsam an das Ufer. Denn obschon man ihn im Hause Zoega erwartete, konnte man doch nicht Tag und Stunde seiner Ankunft voraus wissen. Aber es war ihm recht so. Nicht im Angesichte der Menge

wollte er vor die Seinigen treten, sondern in den geschlossenen Räumen des Hauses die Stunde des Wiedersehens feiern. Sein Herz klopfte hoch auf. Die Fahrt, so günstig sie gewesen, hatte ihm doch hinlängliche Muße gewährt, die Bilder seiner Vergangenheit vor seiner Seele noch einmal vorüberziehen zu lassen. Der Sieg, den er errungen, das Ziel, das er erreicht, berauschten seine Seele nicht so sehr, um den Blick nicht auch rückwärts zu werfen auf das, was jetzt hinter ihm lag. Er sah sich in der düstern Klosterzelle als freund- und freudenloses Kind, am Sterbelager des Oheims, der dem Jüngling die grauenvolle Geschichte seiner Familie offenbarte; er sah sich als pilgernden und verfolgten Mönch in dem wilden Aufruhr des Bürgerkrieges, in dem unterirdischen Kerker der Inquisition, am Rande des Irrsinns, am Abgrund des Todes; dann stand er am Schaffote Egmont's, am Sterbelager Gaspar Lopez'; Gefahren umrangen ihn, das Gewühl der Seeschlachten; überall mußte er flüchtig sein- überall ward er zurückgestoßen und verschmäht; was er an Wünschen und Verlangen in seinem Herzen trug, mußte er tief in dessen geheimste Kammern verbergen: hinausgetreten, hätte es doch nur das Dämmerlicht vergeblichen Hoffens, aussichtslosen Sehnens um sich gehabt ... Und wie war es jetzt anders geworden, sein kühnstes Erwarten erfüllt, das Bewußtsein der Befriedigung in sich, das höchste Glück vor sich! ... Aber der Mensch, der die harten Prüfungen, den schnellen Wechsel des Geschickes erfahren, setzt den Kelch des süßesten Trankes, den ihm dieses reichet, nicht ohne Zagen und Zittern an seine Lippen. Er blickt hinein, und möchte bis auf den Grund schauen, ob nicht dennoch darin ein Wehrmuthskern liege, der ihm den Geschmack und Genuß seines Glückes verbittern werde? ... So auch Tirado. Fast zögerte sein Fuß, die Straßen zu durchschreiten, die ihn noch von der Stätte der Menschen

trennten, welche seinem Herzen Alles galten, mehr als er sich selbst, mehr als sein eigenes Leben. Doch indem er sich in dieser Schwäche überraschte, schüttelte er sie kräftig von sich ab, zerstreute die Nebel des Zweifels aus seinem Geiste und erreichte bald das gastliche Haus seines Freundes. Hier erfuhr er schnell vom Diener, daß die Familie Homem daheim, daß sie Alle wohlauf seien. Er wartete die Meldung nicht ab, sondern mit stürmisch klopfendem Herzen folgte er dem Diener auf den Fuß.

Ein Freudenruf von den Lippen der schönen Marie Nunes. Sie lag an seiner Brust, sie schlang die Arme um seinen Nacken. Hinter ihr die hohe Gestalt der Frau Mayor. Auch sie breitete die Arme ihm entgegen und rief ihm zu: „Sei mir willkommen, theurer Sohn! Du hast uns eine Heimath, hast uns die Freiheit der Person und des Glaubens errungen, und nun findest Du Deine Heimath und Ruhestätte an unserm Herzen!“

Im Hintergrunde hielt sich bescheiden Manuel Homem zurück; aber sein geröthetes Antlitz, sein leuchtender Blick, mit welchem er Tirado in den Armen seiner Schwester und Mutter sah, zeugten von der Liebe, die er für den Freund und das Vorbild seiner Jugend empfand. O es war eine glückliche Stunde, wie sie selten Menschen schlägt, mehreren Menschenherzen auf ein Mal, wie sie ihnen aber auch nur dann aufgeht, wenn sie auf eine lange Reihe unheilvoller Tage, und zwar mit reinem, schuldlosem Herzen zurücksehen.

Nicht lange darauf verließen sie die Ufer der Themse, die ihnen, wenn auch nur vorübergehend, eine sichere und ruhige Freistätte gewährt hatten. Sie kamen in ihrem neuen Vaterlande an, wo sie alle die ehernen Bande zersprengt fühlten, welche in ihrer alten Heimath sie umschlossen und so oft zu erdrücken gedroht hatten. Dafür

knüpften sie hier neue an, Bande der Liebe und Treue, Bande des Friedens und des Segens.

Nach Spanien und Portugal drang die Kunde von dem glücklichen Erfolge, den Tirado's Hingebung und Anstrengungen in der Hauptstadt Holland's gefunden. Scharen von Flüchtlingen stellten sich in Amsterdam ein, und brachten Reichthümer, Geist und Thätigkeit mit sich. Sie trugen nicht wenig zu der herrlichen Blüthe bei, zu welcher sich die Stadt am Y entfaltete. Mit ihrer Hülfe wurde jene Handelsgesellschaft gegründet, welche, die erste in Europa, dieses mit den fernsten Welttheilen zu regelmäßigem Verkehre verband. Unter ihnen war auch Don Samuel Pallache. Der Sultan von Marokko, dem er gedient, war gestürzt und ermordet worden. Sein triumphirender Gegner ließ den ganzen Grimm eines morgenländischen Despoten über Alle los, die von seinem Vorgänger begünstigt worden. Don Samuel Pallache und seine Glaubensgenossen empfanden ihn am schwersten. Kaum konnte jener sein Leben und nur einen geringen Theil seines Vermögens retten. Er wurde freundlich in Amsterdam aufgenommen und überwand bald seine Verwunderung, mit der er in dem heldenmüthigen Tirado seinen verschwundenen Diener Jakob erkannte.

Mit dem errungenen Glücke war aus dem Geiste Tirado's das Verlangen und der Drang nicht geschwunden, an dem großen Bau der Freiheit mit zu arbeiten, dessen Grundlage in dem kleinen, der See abgerungenen Lande an der Küste des Nordmeers fest und sicher gelegt wurde, um sich nach und nach über alle Länder Europa's zu wölben, die Völker in ihrem Kampfe gegen Fanatismus und Aberglauben unter seinem Dache schützend zu versammeln, ein Bau, der, wenn auch in später Zukunft, sich zu einem Gottestempel des allgemeinen Friedens wandeln soll.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

Schollhorn